A watercolor painting of a bouquet of flowers in a vase. The bouquet includes several pink and purple roses, a yellow rose, and a white rose. The leaves are green and yellow. The vase is a simple, light-colored glass vase. The background is a soft, light-colored wash.

Schriftenreihe des Vereins zur Pflege des künstlerischen Nachlasses von Felix und Editha Klipstein e.V.

Rolf Haaser

Editha Klipstein und Rainer Maria Rilke
im Sommer 1915

ISBN 3-932289-76-5

litblockin

**Schriftenreihe
des Vereins zur Pflege des künstlerischen
Nachlasses von Felix und Editha Klipstein e.V.**



Herausgegeben von
Rolf Haaser und Wilhelm R. Schmidt

Band 2

litblockín

In Erinnerung
an
Herta Höhn
(1926-2006)

Schreib meinen Nam aufs beste
ins Buch des Lebens ein
und bind mein' Seel gar feste
ins schöne Bündelein
der' die im Himmel grünen
und vor dir leben frei,
so will ich ewig rühmen,
daß dein Herz treue sei.

Valerius Herberger

Rolf Haaser
Editha Klipstein und Rainer Maria Rilke im Sommer 1915.

Band 2 der Schriftenreihe des Vereins zur Pflege des künstlerischen Nachlasses von Felix und Editha Klipstein e.V., hg. v. Rolf Haaser und Wilhelm R. Schmidt.

Bibliographische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Bibliographic information published by Die Deutsche Bibliothek Die Deutsche Bibliothek lists this publication in the Deutsche Nationalbibliographie; detailed bibliographic data is available in the internet at <http://dnb.ddb.de>

ISBN 3-932289-93-5

© 2007 litblockin Verlag, Fernwald

© 2007 Rolf Haaser

© Verein zur Pflege des künstlerischen Nachlasses von Felix und Editha Klipstein e.V. · Auf der Planke 11 · 35321 Laubach · Telefon/Fax: (06405) 6283

Umschlaggestaltung und Satz: Anna Ananieva, Alexander Ananiev
Druck: Lojo Druck & Media GbR, Heuchelheim

Inhaltsverzeichnis

Editorische Vorbemerkung	3
„Sommer 1915. Erinnerungen an Rainer Maria Rilke. Briefe an Ilse Erdmann“ von Editha Klipstein	9
Spuren eines „ausnahmsvollen Jahrs“ Bemerkungen und Beobachtungen zu Editha Klipsteins München-Briefen aus dem Sommer 1915	35
Zu Brief 1	40
Zu Brief 2	49
Zu Brief 3	65
<i>Exkurs: „Spanische Erinnerungen III“</i> von Editha Klipstein ..	68
Zu Brief 4	70
Zu Brief 5	103
Zu Brief 6	106
Zu Brief 7	106
Zu Brief 8	109
Zu Brief 9	120
Zu Brief 10	124
<i>Exkurs: „Spanische Erinnerungen II“</i> von Editha Klipstein ..	126
Zu Brief 11	133
Zu Brief 12	144
Zu Brief 13	146
Zu Brief 14	149
Zu Brief 15	159
Schluss	166
Schlusstableau: Laubacher Klipsteinturm	182

Anhang

I. Essay-Entwürfe von Editha Klipstein

„Aus den Erinnerungen an Rainer Maria Rilke. 1915 und 1916.“ (1948)	191
„Erinnerungen um Rilke.“ (1952)	201

II. Briefe und Tagebuchauszüge

Ilse Erdmann an Rainer Maria Rilke (1914)	227
Rainer Maria Rilke an Editha Klipstein (1915)	236
Lothar Erdmann an Editha Klipstein (1915)	242
Editha Klipstein an Regina Ullmann (1924)	245
Editha Klipstein an Ilse Curtius (1943)	249
Editha Klipstein: Tagebuch (1915)	251
Editha Klipstein: Tagebuch (1916)	270

III. Editha-Klipstein-Bibliographie

Abbildungsverzeichnis	295
-----------------------------	-----

Editorische Vorbemerkung

Die Kunstmalerin und Schriftstellerin Editha Klipstein (1880-1953) reiste Anfang Juli 1915 nach München, um in der Pinakothek ein Gemälde zu kopieren, Jean Baptist Chardins *Rübenputzerin*. Ihre Freundin Ilse Erdmann (1879-1924) kümmerte sich derweil um den in ihrem Heimatort Laubach in Oberhessen zurückbleibenden Sohn Christian, der zu diesem Zeitpunkt noch ein Kleinkind war. Ilse Erdmann hatte seit November 1913 einen Briefwechsel mit dem Dichter Rainer Maria Rilke (1875-1926) unterhalten, und zwar ohne dass die Briefpartner sich persönlich kannten, der aber Ende 1914 zum Erliegen gekommen war.

Vor der Abreise ihrer Freundin nach München hatte Ilse Erdmann daher mit ihr verabredet, dass sie versuchen solle, wenigstens für eine Woche des auf gut einen Monat ausgelegten Aufenthalts in der bayrischen Kunstmetropole in der Pension Pfanner abzustiegen, in der Annahme, dass Rilke ebenfalls dort wohne. Die Absicht, die dahinter stand, war es, wenn sich die Gelegenheit dazu böte, die im Sande verlaufene Verbindung zu Rilke über die Mittelsperson Editha Klipstein wieder anzufachen oder wenigstens sich auf diese mittelbare Weise dem ehemaligen Briefpartner Rilke noch einmal in Erinnerung zu rufen. Bald nach der Ankunft Editha Klipsteins in München sollte sich aber herausstellen, dass diese vermutete Adresse nicht mehr aktuell war, denn als sie zur Pension Pfanner kam, musste sie feststellen, dass sie aufgelöst war. Trotzdem stieg sie, einer inneren Stimme folgend, die Treppen hinauf und klingelte an der letzten Tür. Eine Dame im Kimono öffnete ihr, die Malerin und Schriftstellerin Lou Albert-Lasard, wie sich herausstellen sollte, Rilkes vielleicht auch nicht mehr ganz aktuelle Freundin. Editha Klipstein erfuhr, dass Rilke nicht mehr dort wohnte, das Zimmer aber zu vermieten sei. Kurzerhand entschloss sie sich, das Angebot anzunehmen.

Die folgenden fünf Wochen bewohnte Editha Klipstein Rilkes ehemaliges Zimmer, schlief unter seiner Bettdecke, arbeitete an seinem Schreibtisch. Sie lernte Loulou, wie sie im Bekanntenkreis genannt wurde, nach und nach besser kennen und freundete sich schließlich mit ihr an. Dasselbe gilt für eine andere Münchener Freundin Rilkes, Regina Ullmann, deren Bekanntschaft Editha Klipstein nur wenige Tage später machen sollte.

Die erste Begegnung mit Rilke, der bis dahin bereits zweimal an der Tür war, ohne jemanden angetroffen zu haben, fand aus Anlass eines geselligen Abendessens im Atelier Lou Albert-Lasards statt, bei dem neben Wilhelm Hausenstein mit seiner späteren Gattin, Karl Wolfskehl mit Gattin, Wilhelm Furtwängler mit Gattin, Karl Caspar und seine Frau Maria Caspar-Filser, Paul Klee mit Frau, und eine ungarische Tänzerin, Mona Mandu, zugegen waren. Das sich zwanglos entwickelnde Gespräch zwischen Editha Klipstein und Rilke drehte sich vorwiegend um Ilse Erdmann, jedenfalls bei dieser

ersten Begegnung. Bei späteren Zusammenreffen wurde das Themenspektrum aber erheblich erweitert. Es gab zwei Teenachmittage, bei denen Editha Klipstein mit Rilke alleine war, in der Wohnung der Schriftstellerin und Kunstsammlerin Hertha Koenig in der Widenmayerstraße und einige gemeinsame Mittagessen im vegetarischen Restaurant "Ceres", in der Nähe der ehemaligen Pension Pfanner. Im weiteren Verlauf stiftete Rilke die bereits erwähnte Bekanntschaft mit Regina Ullmann, mit der zusammen Editha Klipstein viel Zeit verbrachte und verschiedene Stadtspaziergänge, u.a. über die sogenannte Auerdult, einem bekannten Münchener Jahrmarkt, unternahm. Zwischen Editha Klipstein und Rilke wurden Bücher und Texte zur wechselseitigen Lektüre ausgetauscht; sie gab Rilke die ihm bis dahin unbekannte erste Fassung der *Éducation sentimentale* von Flaubert zu lesen, während er Editha Klipstein das Brenner-Jahrbuch 1915 wegen eines darin enthaltenen Aufsatzes von Soeren Kierkegaard, die Rede „Vom Tode“, mit der Bitte um anschließende Weitergabe des Hefes an Ilse Erdmann überreichte. Was Editha Klipstein aber stärker interessierte als der Kierkegaard, waren zwei unveröffentlichte Manuskripte Rilkes, die sie mit in die Wohnung nehmen durfte, um sie in Ruhe zu studieren, darunter ein nicht näher spezifiziertes Manuskript Rilkes über Cézanne.

Unter verschiedenen Wiederbegegnungen mit alten Bekannten, die Editha Klipstein während der fünf Wochen in München machte, war die mit dem Malerehepaar Mathilde Vollmoeller-Purrmann und Hans Purrmann die wohl bei weitem aufregendste.

Editha Klipstein zeigte den Purrmanns auch das Atelier Lou Albert-Lasards zu einem Zeitpunkt, als diese sich auf eine Reise in die Alpen begeben hatte, und fand sich u.a. in der etwas grotesken Situation, den Purrmanns gegenüber die Malweise Lou Albert-Lasards verteidigen zu müssen, ohne selbst vollkommen davon überzeugt zu sein. Alle diese und eine ganze Reihe weiterer Ereignisse und Erlebnisse, von Editha Klipstein minutiös und mit grosser Freude am Detail geschildert, machen den Inhalt der fünfzehn Briefe aus, die im Juli und August 1915 von München aus nach Laubach wechselten. Entfaltet wird dabei ein kleines Panaroma der Situation der Münchener Künstler- und Schriftsteller-Szene im Umkreis Rilkes am Ende des ersten Kriegsjahres. Der in den hier vorgelegten Briefen zur Anschaulichkeit gebrachte Sommer 1915 ist für den weiteren biographischen Werdegang Editha Klipsteins ein Schlüsselereignis und von kaum zu überschätzender Bedeutung für ihre Entwicklung zur Schriftstellerin, die durch ihre in München angeküpften Verbindungen zu Wilhelm Hausenstein und Regina Ullmann auf eine Weise gefördert und beschleunigt wurde, wie dies sonst kaum möglich gewesen wäre.

Die Edition der Münchener Briefe Editha Klipsteins sowie ihrer Essay-Entwürfe über Rilke geht zurück auf eine vor etwa zehn Jahren zum Zweck der Schaffung einer Forschungsdatenbank begonnene Digitalisierung

unveröffentlichter Materialien aus dem Nachlass Editha Klipsteins. Die ursprüngliche Absicht, in der Edition dieser Materialien chronologisch vorzugehen, hätte bedeutet, dass die Veröffentlichung der im oben angedeuteten Sinne bedeutenden München-Briefe Editha Klipsteins zu weit nach hinten hätte verschoben werden müssen. Die beiden parallel dazu in Angriff genommenen Publikationsprojekte des „Tagebuchs der England-Reise von 1899“, verfasst und illustriert von Magdalena und Editha Blass (Mädchenname Editha Klipsteins), sowie die Edition der „Spanischen Erinnerungen“ von Editha und Felix Klipstein, erfordern aber einen bis zum heutigen Zeitpunkt noch nicht abgeschlossenen Forschungsaufwand, dessen Umfang es sinnvoll erscheinen ließ, eine Edition der seit fünf Jahren zur Publikation aufbereiteten München-Briefe und Rilke-Essays vorzuziehen und innerhalb der geplanten chronologischen Struktur der Editionsprojekte in der *Schriftenreihe des Vereins zur Pflege des künstlerischen Nachlasses von Felix und Editha Klipstein e.V.* vorzuziehen. Für diese Entscheidung war neben der Nähe zum 80. Todestag Rainer Maria Rilkes vor allem der vom hessischen Literaturrat in Wiesbaden in Zusammenarbeit mit dem Hessischen Rundfunk ins Leben gerufene Veranstaltungstag „Literaturland Hessen – ein Tag für die Literatur“ am 6. Mai 2007 mit der damit verbundenen Auszeichnung des Klipsteinturms in Laubach als „Hessischem Literaturort“ ausschlaggebend.

Im Laufe der Aktualisierung des seit längerem ausgearbeitet vorliegenden Nachwortes zu den München-Briefen stellte sich heraus, dass die Rilke-Forschung, insbesondere was den Zeitraum um 1915 und die Stellung Rilkes zum Ersten Weltkrieg betrifft, seither in einer ungeahnten Dynamik vorangeschritten ist und noch laufend weitere Fortschritte macht. Die Editionen wichtiger Briefwechsel, die zeitlich und thematisch in unmittelbarem Zusammenhang zu den hier vorgelegten München-Briefen Editha Klipsteins stehen, konnten von mir nicht mehr in dem Maße eingearbeitet werden, wie dies wünschenswert gewesen wäre. Ich danke Renate Scharffenberg in Marburg, die mich immerhin noch rechtzeitig auf die im Marburger Forum erschienenen wichtigen Beiträge zu diesen Aspekten aufmerksam gemacht hat. Vor allem aber danke ich Jörg Krämer in Berlin, der nicht müde wurde, meine immer zahlreicher werdenden Nachfragen zur Biografie von Lou Albert-Lasard zu beantworten. Frau Barbara Glauert-Hesse danke ich für Hinweise zu Mathilde Vollmoeller-Purrmann. Nicht zuletzt gilt mein besonderer Dank den Mitgliedern des Vereins zur Pflege des künstlerischen Nachlasses von Felix und Editha Klipstein e.V., allen voran Christiane Klipstein, die nicht nur dieses Projekt mit einer niemals versiegenden Bereitschaft zu tätiger Unterstützung begleitet hat.

Da ein auf der Höhe des Forschungsstandes sich bewegender Stellenkommentar in der Kürze der zu Verfügung stehenden Zeit sich nicht mehr erarbeiten ließ, ist der Entschluss gefallen, ihn auf eine hiermit in

Aussicht gestellte zweite und erweiterte Auflage zu verschieben und statt dessen ein Nachwort zu verfassen, das die zum Verständnis des Gesamtzusammenhanges wesentlich notwendigen Hintergründe aufrollt, sich dabei aber gleichwohl von einem Brief zum nächsten vorarbeitet und dabei auch die in dem jeweiligen Brief wichtigen Aspekte erläutert. Dieses Verfahren erhebt aber nicht den Anspruch, die Funktion eines regulären Stellenkommentars zu übernehmen. Entstanden ist eine Textsorte, die eine Mischung zwischen Einführung und Kommentar darstellt.

Die im folgenden mit einer Ausnahme erstmals veröffentlichten Briefe Editha Klipsteins an Ilse Erdmann aus dem Jahr 1915 sind als Originale leider nicht mehr erhalten. Wir wissen aber, dass Editha Klipstein sie nach dem Selbstmord Ilse Erdmanns im Oktober 1924 in Laubach durch die den Nachlass ordnenden Hinterbliebenen, sprich von ihrem Bruder Lothar Erdmann und ihrer Schwester Käthe Brie zurückerstattet erhielt. Zu einem nicht bekannten Zeitpunkt hat Editha Klipstein danach mindestens zwei verschiedene Abschriften der Briefe angefertigt. Dabei handelt es sich um zwei inhaltlich nahezu identische Schreibmaschinenfassungen, die die ausschließliche Grundlage für die hier vorgelegte Publikation der Briefe bilden. Im einzelnen handelt es sich um eine im Editha-Klipstein-Archiv der Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt am Main aufbewahrte Fassung, die 22 einzeilig getippte Schreibmaschinenseiten umfasste, von denen die erste Seite allerdings verloren gegangen ist. Die zweite Abschrift umfasst 49 anderthalbzeilig getippte Seiten, von denen sich die Seiten 1 bis 37 im Editha-Klipstein-Nachlass im deutschen Literaturarchiv in Marbach am Neckar befinden, der Schluss aber, die Seiten 38 bis 49 einbegreifend, wiederum im Editha-Klipstein-Archiv der Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt am Main. Diese großzügiger getippte Abschrift ist die jüngere der beiden Fassungen; sie nimmt einige wenige stilistische Korrekturen gegenüber ihrer Vorläuferin vor und weicht von ihr vor allem dadurch ab, dass die in der ursprünglicheren Fassung zum Teil noch fehlenden genauen Datierungen einzelner Briefe ergänzt wurden. Es ist möglich, dass in diesen Fällen das genaue Tagesdatum bereits auf den Originalbriefen fehlte und dass Editha Klipstein die präzisen Angaben nachträglich rekonstruiert hat. Diese ausfindig zu machen, dürfte ihr keine größeren Schwierigkeiten bereitet haben, da sie während ihres München-Aufenthaltes auch ein eigens auf diesen Zeitraum ausgelegtes Tagebuch geführt hat, das sich aber ebenfalls nicht erhalten hat.

Trotzdem ist die Frage nach der Verlässlichkeit der Abschriften zu stellen. Editha Klipstein hat, als sie die Briefe zur geplanten Drucklegung vorbereitete, diese, wie bereits erwähnt, redaktionell überarbeitet. Neben der Präzisierung der Datierungen einzelner Briefe hat sie auch mindestens in einem Falle eine Vervollständigung eines Personennamens nachgetragen. Alles Dinge also, die nach streng philologischen Kriterien in einen Anmerkungsapparat gehört hätten. Deutlich wird das Problem eines solchen

Verfahrens aber, wenn gravierendere Eingriffe in die vorliegende Textgestalt der Original-Briefe vorgenommen wurden. Dies ist offensichtlich in Brief 7, vom 15. Juli 1915, geschehen, in den sie die Abschrift des Rilke-Gedichtes „Ach wehe meine Mutter reisst mich ein“ einflieht. Die Entstehung dieses Gedichtes ist von der Rilke-Forschung auf den Oktober 1915 datiert, auf einen Zeitpunkt also, der nach dem hier zu erörternden München-Aufenthalt Editha Klipsteins im Sommer 1915 liegt. In einer auf den Dezember 1915 bezogenen Tagebuchabschrift wird die für Ilse Erdmann gemachte Abschrift des Rilke Gedichtes für diesen Zeitraum notiert. Es scheint also, als hätte Editha Klipstein ein Versatzstück ihres Tagebuches vom nachfolgenden Dezember 1915 in ihre Aufbereitung der Briefe vom Sommer 1915 herübergezogen und somit eine Vordatierung geschaffen, die werkbiografisch unrichtig und philologisch unsauber ist. Ein ähnliches synkretistisches Verfahren der Verschmelzung unterschiedlicher Quellentexte hat Editha Klipstein in ihren England-Essays angewandt, wo sie verschiedene Aufenthalte auf der Insel in ihren niedergeschriebenen Erinnerungen zu einem einzigen Gesamt-Erlebnis zusammenzieht und dabei sogar Zeitsprünge von bis zu fünf Jahren in Kauf nimmt. Ganz so krass verhält sich die Sache aber, was die München-Aufenthalte Editha Klipsteins betrifft, glücklicher Weise nicht, auch wenn zu konzedieren ist, dass nicht mehr eindeutig festgestellt werden kann, in welchem Ausmaß eventuelle Eingriffe vorliegen, da die Original-Briefe als verloren anzusehen sind. In erster Linie hat Editha Klipstein wohl ein parallel zu der Abfassungszeit der Briefe geführtes Tagebuch zur Auffüllung und Ausschmückung von Leerstellen zurate gezogen. Wahrscheinlich hat sie auch Passagen getilgt oder abgemildert, die ihr selbst oder anderen Personen allzu peinlich hätten werden können. Eine unverblünte Direktheit in den Äußerungen, wie sie Ilse Erdmann privat gegenüber nicht ungewöhnlich war, sind in dieser für die Veröffentlichung vorgesehene Version mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit abgeschwächt worden. Der kritische Ton, in dem sie zum Beispiel nur kurze Zeit später in ihren Tagebüchern sich über Lou Albert-Lasard äußert, weicht erheblich von dem ab, der in den Abschriften der Briefe angeschlagen wird, und es gibt nicht wirklich Grund zur Annahme, dass Editha Klipstein in ihren privaten Briefen an Ilse Erdmann rücksichtsvoller formuliert haben sollte als im Tagebuch.

Zusammenfassend ließe sich sagen, dass neben sachlicher Korrektur und inhaltlicher Vertiefung eine gewisse Rücksichtnahme auf noch lebende Personen, nebst einer gewissen Stilisierung der Person Rilkes ihre Schreibhand bei der redaktionellen Überarbeitung der Briefe durchaus gelenkt haben könnte. In Anbetracht der angedeuteten Vorbehalte erscheint es ratsam, die Brieffolge eher wie einen autobiographischen Text, etwa im Sinne eines ursprünglich eng adressatenbezogenen Brieftagebuchs unter Einschluss nachträglicher Überarbeitungen, zu behandeln denn als eine Serie von authentischen Briefdokumenten im herkömmlichen Sinne.

Textanalytisch gesprochen ist, was die Kodifizierung des Ansprechpartners betrifft, von einer Doppelschichtigkeit auszugehen, insofern nämlich zu der ursprünglichen Empfängerin der Briefe (Ilse Erdmann) sich nun die anonyme Öffentlichkeit als Adressat hinzugesellt und sich stellenweise in den Vordergrund schiebt. Mit der Öffnung des Adressatenbezugs geht eine, wenn auch auf den ersten Blick kaum merkliche, produktionsästhetisch aber höchst relevante Veränderung der Textsorte einher. Die intime Kommunikation der Briefe hat sich in einen literarisierten Erinnerungstext überformt, der aber gleichwohl noch in der Maske seiner ursprünglichen Erscheinungsform auftritt. Was sich hier das Ansehen eines authentischen Briefe-Korpus gibt, ist wohl eher als eine Mischform, gewissermaßen als Palimpsest, zu lesen, in dem die unterliegende Schicht der Original-Briefe deutlich hervorscheint, das aber durch die Anreicherung mit Elementen aus zeitgleichen und zeitlich benachbarten Tagebucheinträgen überlagert und in einen neuen Text überschrieben wird. Die Edition der München-Briefe Editha Klipsteins hat sich diesem Publikationswillen Editha Klipsteins gebeugt und druckt die Briefe nach dem Prinzip der Korrektur letzter Hand ab. Sie folgt dabei nicht der älteren Frankfurter Typoskript-Version, sondern der Marbacher und jüngeren Frankfurter Abschrift. Indem wir im Anhang der Edition zwei längere Abschnitte aus den zeitnahen Tagebüchern Editha Klipsteins aus den Jahren 1915 und 1916 abdrucken, stellen wir dem Leser ein, wenn auch begrenztes, Korrektiv zur Verfügung, das es erlaubt, sich ein eigenes Bild von den unterschiedlichen Stilisierungen der verschiedenen Textsorten zu machen.

Die Abschrift der Briefe in der zweiten, korrigierten und vollständigeren Fassung war, wie gesagt, die auch von Editha Klipstein selbst in dieser Form zur Publikation vorgesehene. Die Verfasserin scheint sie einem leider nicht mehr feststellbaren Verleger oder Redakteur übersandt zu haben. Diese Vermutung legt jedenfalls ein handschriftlicher Vermerk Editha Klipsteins auf der Titelseite des Konvoluts nahe. Er lautet: „Dieses Exemplar ist mein *einziges*, ich bitte um gelegentl. freundl. Rücksendung, - nach der Benutzung. *Diese Briefe unveröffentlicht* bisher, - der Brief S. 21, ausgenommen. Aber auch dieser wurde für in die Ztg. gekürzt. So sind es durchaus Orig. Beiträge.“ Editha Klipstein hat der von ihr also ganz offensichtlich zur Publikation vorbereiteten Briefe-Abschrift den auch nachfolgend verwendeten Titel gegeben.

Gießen, im April 2007

Rolf Haaser

SOMMER 1915

Erinnerungen an Rainer Maria Rilke

Briefe an Ilse Erdmann (gest. 1924 in Laubach)

von Editha Klipstein

Brief 1

den 5. VII. 1915

Schnell ein paar Worte, ehe der Tag beginnt. Gestern nach dem Besuch der neuen Pinakothek hätte ich Dich gerne gesprochen. Schade, dass man die lebendigsten Augenblicke zur Mitteilung nicht „konservieren“ kann. - - Zunächst das Praktische. Heute auf der Post *sah* ich Briefe von Euch. Ich bekam sie nicht, da ich mein Polizeipapier noch nicht habe. Nie wieder postlagernd in diesen Zeiten! Gestern verbrachte ich den halben Tag an Schaltern, morgen bekomme ich erst den Ausweis, daraufhin die Briefe. Ferner muss mir sofort die Abmeldung der Brotmarken in Laubach geschickt werden. Es war das Allererste, wonach man mich im Hotel fragte. Nirgends bekommt man mehr ein Stück Brot ohne Marke. Lass bitte den Bürgermeister sofort den Schein ausstellen; er wird wissen, worum es sich handelt. Seit einigen Tagen ist erst die Verordnung heraus.

Also die Pinakothek. Leibl war mir noch eindrucksvoller als ich geglaubt; auch Schuch, - aber wie wenig vom Zeitungeschmack ganz unabhängige Meisterwerke, der Zahl nach, in einem so grossen Haus voller Bilder. Marées schön! Feuerbach gleichfalls, ob sympathisch im gemütlichen Sinn oder nicht, - er ist immer monumental.

Überraschend malerisch von Liebermann ein paar schöne kleine Sachen, Reiter am Strand z.B.

Aber Leibl mit seinem unbegreiflich starken Charakter scheint der Einzige, der den Ruhm der deutschen Rasse dieser Zeit ganz gesichert hat.

Unten im Parterre, sehr dezent jetzt, die Franzosen, Cézanne, Manet, viele andere. Courbet war richtigerweise unter die Tonmaler Trübner, Schuch und Leibl eingereiht.

Cézanne rührte mich durchaus nicht in dem Sinn wie Leibl, aber Leibl ist mir „zu hoch“, wie ein überlegener Vater, Cézanne wie ein überlegener Sohn, - das Kommende, in das man sich noch nicht einfühlte.

Morgen werde ich mir den Chardin betrachten, den ich kopieren muss. Da wird die Freude und das Glück, endlich, endlich einmal wieder in einer Kunststadt zu sein! - gedämpfter werden.

Brief 2

den 6. Juli 1915, abends

Dies wird ein merkwürdiger Brief, obwohl vielleicht noch merkwürdigere folgen, - wer kann's wissen. Soviel ist bis jetzt Wirklichkeit, dass ich in Rilkes Zimmer sitze und an seinem Schreibplatz schreibe.

Es kam so: Trotz vieler Befürchtungen, was die Preise anbelangte, gab ich gestern (um Deinetwillen, Ilse!) meinem Herzen einen Stoss und ging, um in der Pension Pfanner anzufragen, durchaus gewärtig, dass es sich um

Unmögliches handeln werde. Denn für eine Woche sich in einer Pension niederlassen, wenn man nachher weiter in der Stadt bleibt, ist misslich.

Aber ich wagte es, - für Ilse. Und siehe da, die Pension Pfanner hatte Bankrott gemacht, war völlig aufgefliegen. Dies erfuhr ich unten beim Portier. Drei leere Etagen gähnten auf die Strasse, das riesige Haus (Callwey'sche Verlagsanstalt) machte überhaupt einen verlassenem Eindruck. Die Strasse wirkte einsam, wie in eine Sackgasse sich verdunkelnd, klösterlich durch die Art der Gebäude und Gärten hinter Mauern. Ich hatte also nichts mehr zu erwarten, folgte aber meinem guten Instinkt, um zu sehen, was übriggeblieben sei. Nicht einmal von der Strasse aus konnte man das Haus betreten, erst vom Hof aus wurde es möglich. Die Treppe führte an schwarzen, altvornehmen Ebenholztüren vorbei, darüber Ahnenbilder. Alles eigentümlich wenig passend zu einem Miethaus. Ganz willkürlich klingelte ich schliesslich an einer schildlosen Tür vier Treppen hoch. Es öffnete eine rotblonde Dame im Kimono. Brav fragte ich noch einmal nach der Pension Pfanner und erhielt den gleichen Bescheid: „Vollkommen aufgelöst.“

Das Sonderbare wurde, dass ich daraufhin stehen blieb und die Dame nachdenklich ansah. In der Luft lag, von mir aus: Wie schade! Und aus der Luft geboren kam es von ihr: „Vielleicht - ich würde vielleicht Zimmer abgeben, wenn Sie keine volle Pension nehmen.“

Ich ging also mit hinein und war entzückt! Eine Wohnung mit Dachgarten, alles leicht, hell, grosszügig eingerichtet. Ein grosses Atelier. Augenscheinlich war die Dame Malerin. An den Wänden Bilder, die an die letzte[n] Schulen in Paris erinnerten. Mir wurden die in Frage kommenden Zimmer gezeigt, - wie ich später erfuhr, - Rilkes Zimmer. Ich nahm eines, da ich ja zwei nicht brauchte, und bekomme nun zwei zur Benutzung. Sie habe noch nie vermietet, sagte Frau Albert-Lazard, - so heisst sie. Ist es nicht seltsam, dass sie mir die Zimmer gibt?

- Jetzt, *Dienstag früh*. Ich war gestern Abend zu müde zum Weiterschreiben. Ich vermutete, dass Frau Albert noch mit Rilke zusammen in der Pension Pfanner gewesen sei und einiges von ihm wüsste. Tatsächlich aber verhält es sich so, dass sie eine Freundin von ihm ist, er hier soeben noch wohnte, und jetzt nur von ihr auf's Land geschickt wurde, um „zu arbeiten“. Er käme indessen ab und zu sie zu besuchen.

Eben nahm ich meinen Kaffee ein, nicht wie in einem *Chambre garni*, sondern geniert, als ob ich zu Besuch sei. Ich sitze auf einem schönen Lehnstuhl an einem schönen Tischchen, an den Wänden hängen Bilder aus Perugia. Jedes Stück der Einrichtung ist künstlerisch gewählt.

Gestern Abend also. Ich wollte mich, obwohl nicht fern von Neugier, nach Eintreffen meines Koffers sofort zurückziehen, als Frau Albert fragte, ob ich noch etwas zu lesen wünsche. Natürlich ja. Sie nahm mich mit in ihr Zimmer, und vor ihrem prächtigen Bücherschrank erfuhr ich nun einiges -

Also sie ist seit Kriegsausbruch mit Rilke befreundet, er habe sich ihr in Paris schon genähert. Sie scheint eine geschiedene Frau (Scheidung noch nicht ganz vollzogen) und sicher ist, dass sie viel durchgemacht hat. Ihr Aeusseres: Ein schöner Kopf, knabenhaft scharf geschnittene Züge, rotes Haar, eine sehr entschiedene Nase, hellgrüne Augen –

Nicht unsympathisch das Ganze: in diesem Fall fast rührend, was wohl zusammenhängt mit Frau Alberts starkem Hinken. Kleidung: mondän, aber ausgezeichnet raffiniert in der Wahl der Stoffe. Was man so selten trifft: dass leichte und schwere Stoffe genau zueinander abgewogen sind.

Sie scheint alle Welt hier zu kennen. Vornehmlich die berühmte Welt. Hier in München scheint ein unberühmter Mensch verloren wie ein Schauspieler ohne Namen. Das hat wohl alles seine Logik –

Eigentümlich war, sie so mütterlich und etwas erzieherisch von „Rainer“ sprechen zu hören. Ob ich ihn wirklich sehen werde? Vorläufig wünsche ich es hauptsächlich um Deinetwillen. Mir ist etwas bänglich zu Mute. So wie ich geworden bin, brauche ich auch zu jeder Konversation den „Glauben“. Wenn ich „mittelmässig“ bin, bin ich gleich viel mittelmässiger als alle andren.

Was mir jetzt schon an Frau Albert gefällt: Dass ohne Zweifel ihre Triebe, auch ihre Kunsttriebe, stärker sind als ihre Bequemlichkeit. Vielleicht aber, um ganz echt sein zu dürfen, müsste sie Französin sein.

Brief 3

Ohne Datum

Finkenstrasse 2 IV

Ich bin Dir wahrlich dankbar, dass Du mir diese Reise ermöglichtest. Es tut meinem Wesen und auch meinen „Ohren“ so gut, einmal ganz aus dem Betrieb heraus zu sein, und ich hoffe, auch mit der Arbeit gut fertig zu werden.

Also: Heute Morgen – am Maximiliansplatz ging Fräulein Krieg an mir vorüber, die erfolgreiche Malerin aus Paris; sie sah mich nicht. Viel mehr fanée noch als mein von Dir geliebter brauner Hut, und erinnerte mich an die Tage, als sie und der junge Harta uns in Segovia besuchten. Solch ein Wiedersehen ist gespenstisch, nicht wie das Gespenst eines Menschen, den man ja wenig kannte, – sondern wie das Gespenst jener Tage, in denen man zusammenstieß – jener goldenen Friedenstage. Wir lagen alle in dem heissen Schatten unseres Gärtchens unter Blütenbäumen, und schauten tief hinab zum Kloster Parral, das in der Sonne schwamm. Später brachten wir unsere Gäste zu Ignacio Zuloaga in seine Kirche. Mme. Bréval von der Pariser Oper war da, es wurde Wein getrunken und französisch gesprochen. Der alte Daniel war charmant und seine drei Töchter erst recht – Jetzt wehten

wir in München, alle beide un peu fanée, an einander vorüber, ohne Lust uns zu kennen - -

Naturgemäss sind sehr viele vertriebene Pariser Künstler hier in München.

- - Rilke war hier, hat uns nicht angetroffen. Kommt heute Abend wieder. Vielleicht will er mich nicht sehen, da er jetzt sehr fremdenscheu sein soll. Vielleicht also bleibt es ganz beim Präludium, dann darfst Du es mir nicht verargen. Ich tue nichts dafür und nichts dagegen, - es ist schon sonderbar genug und eigentlich kein Zufall mehr, dass ich so geradewegs hier gelandet bin.

Ich schlafe unter Rilkes mattblauseidener Steppdecke - es fehlt sehr vieles Praktische in diesem Zimmer, das so garkein „Pensionszimmer“ ist. Schönes fehlt nicht. Wohin man schaut, entdeckt man neue reizvolle Dinge, meist kühn, nie falsch gegriffen.

Frau Alberts Verhältnis zu Rilke scheint im Augenblick sehr ausschliesslich. Sie sieht doch äusserst eigenartig aus. Gestern im halbhellen Zwischenzimmer in grosser Toilette, weiss-seidenes Kleid, karminrot gegürtet, das Gesicht weissleuchtend. Ein kranker Reiz, die roten Haare, eine schöne klangvolle Stimme. In gewisser Richtung ist wieder alles sehr in Ordnung, und sogar „gesund“. Persönlich kann ich Frau Alberts Bilder noch nicht beurteilen. Es gibt ja Bilder, die angewiesen sind auf die Verehrung des Liebhabers, und vielleicht nicht bestehen werden vor dem Urteil der Urenkel. Sicher ist, dass die Bilder höchst talentvoll sind, und Rilke schätzt sie sehr. Die Dichter kämen ja auch zu kurz, wenn sie sich nur an das Legitime halten müssten -

Indessen - etwas Anfechtbares bleibt in diesem Falle. Im Zynismus eines Flaubert wüsste ich mich sehr viel sicherer aufgehoben als hier, wo die „ideale“ Forderung des Mannes eine ganz bestimmte Art hochstehender Kunstverlogenheit unterstützt. Die allzu rasche Umsetzung eines Wertes in einen Reiz ist das, was hier in München die Luft füllt, - und die Gegenwirkung, den überlegenen Humor, entdecke ich noch nicht so ganz - Doch bin ich selbst nicht gerade gut daran. Die Gemüseputzerin von Chardin ist ein Werk von solcher Vollkommenheit, dass man es nur mit einer Skizze kopieren dürfte. Nun soll ich aber eine vorschriftsmässige Kopie machen. Mir kommt das unmöglich vor. Ich glaube, es wird schrecklich werden.

Brief 4

den 11. VII. 15.

Also dieser Abend ist gewesen, und er ging gut vorüber. Frau Albert meinte, sie habe diesen Abend nur für mich arrangiert. Eingeladen seien: Kaspar Filsers, Wölfflin, Hausensteins, Klees, Furtwänglers, Wolfskehls (die Freunde

von Stefan George) und - Rilke. Eine Zusammensetzung, solide genug, man sage nichts gegen Frau Albert.

Sie erzählte natürlich noch so manches. Kürzlich war Lou Andreas-Salomé bei ihr, und so leuchtete auch Nietzsches Name noch in diese Räume. Sie machte übrigens Lou Salomé recht lächerlich. Ihre dauerhafte Vitalität. Nur sehr selbstsüchtige Menschen bewahrten sich so. Eine richtige Menschenfresserin sei sie -

Frau Rilke steht gut mit ihrem Mann, obwohl sie nicht zusammen leben. Sie sei eine grosse Norddeutsche, die Tochter ein reizender Backfisch. Beide verkehrten bei ihr. Weihnachten hat Frau Albert mit Rilke in Berlin gefeiert, im wunderschönen Haus der Marianne Milford. Sie staunte, dass ich den Namen nicht kannte.

- Der Abend gestern: Ich wollte erst um neun Uhr hinübergehen; dann waren alle da, und es war mit dem Hören nicht so schwierig. Das lila Kleid mit Deinem schönen Schmuck war, wie sich herausstellte, gerade das Richtige. In dem grossen Atelier, matt erleuchtet, waren alle versammelt, ausser Rilke, der auf dem Dachgarten stand.

Nach der Bekanntmachung mit Wolfskehls, Klees (Geiger), Hausensteins (Wölfflin hatte abgesagt) führte mich Frau Albert zu Rilke, der schlank und klein gegen den Himmel stand. Da er vorbereitet war, waren Einführungen nicht nötig, und nachdem wir unsere Gesichter betrachtet hatten, machte sich alles, auch das Gespräch ganz natürlich.

Sein Gesicht erinnerte mich sogleich an die Bilder, die ich von ihm gesehn. Aber das Leben ist doch immer noch sehr anders. Eine schöne Stirn, feste Augen, ein zu voller Mund, Schnurrbart. Ein sehr häufiges Lächeln, das fast etwas Verlegenes hat. Und so bewegte sich der ganze Rilke, sehr rücksichtsvoll, - vor jedem kleinsten Sichvordrängen zurückschreckend, was sich auch bei der Wahl der Sitzplätze zeigte.

Also wir sprachen gleich von Dir und so natürlich, als fingen wir in der Mitte einer Bekanntschaft an. Er war vollkommen unterrichtet über Dich und Deine Leiden, über alles, was Deine Briefe ihm gesagt hatten, - und nun fragte er ohne Übergang vieles dazu. Fragte, ob Du in Laubach bleiben wolltest, wie Laubach aussehe, ob Du den Wald nahe hättest, ob Du gehen dürftest. Das war so das Erste.

Wir waren hereingetreten ins Atelier, die anderen umstrichen uns hin und wieder, aber wir waren wie isoliert und ganz behaglich mit einander. Es braucht nur ein reicher Geist so manche Dummheit, die man sonst eher aus Ungeschick und Rücksicht als aus „Dummheit“ sagt, unnötig zu machen, - und man sagt sie nicht.

Nachdem er so eine Weile gefragt hatte, ging er dazu über, in einem neuen, viel entschiedneren Ton von Deinen Briefen zu sprechen. Er habe gehofft, Du würdest die Briefe fortsetzen, sie seien eine Hilfe für ihn gewesen. Diese Zeit sei für ihn furchtbar; wenn der Krieg noch lange dauere, wisse er nicht, was

aus ihm würde. Er fühle sich wie vom Erdboden vertrieben, da er nicht mehr in den Ländern seiner Wahl leben könne. München, diese „Ausstellungsstadt“, sei kein Ort seiner Wahl. - -

Bei dem leichten Essen, das wir rings um einen runden, schön gedeckten Tisch einnahmen, war die Unterhaltung allgemein. Dann gingen wir trotz der Kühle, die ein starker Regen vorher gebracht hatte, auf das mit Lampions behängte Dach, und die kleine Ungarin, Mona Mandu mit Namen, die bei Tisch schon beinahe weinte, weil Klee seine Geige nicht mitgebracht hatte, versuchte dies nun doch allem zum Trotz durchzusetzen. Ein schwarzer Teppich ward aus dem Schlafzimmer geholt, und Frau Klee begleitete den Tanz sehr geschickt mit aus der Küche herbeigeholten Deckeln, eine Art Niggermusik, abgelöst von Pariser Chansons, die Frau Albert dazugab. So tanzte die kleine Ungarin vor den nächtlichen Dächern von München, die etwas Pariserisches bekamen mit diesem Vordergrund, auch durch das unerklärlich reizend Anspruchslose -

Ich hatte beim Hinausgehen aufs Dach gesagt: „Wie kalt!“ Nach einer Weile fühlte ich einen Mantel um die Schultern.

Rilke tat ihn mir um in einer sehr zarten Weise. Aber so war er gegen alle, sah, wo irgendein Stück fehlte, ging in seiner leisen Art, den merkwürdig vollen Mund gleichsam immer voran, hierhin und dorthin -

Während ich ihn so empfand, als den Gesellschaftsmenschen, der, weil er ihn längst überwunden hat, es mit doppelter Nachsicht und doppelter Sensibilität ist, - war es mir so gut möglich, seine Natur überhaupt zu teilen in die verschiedenen Einsamkeiten. Ein Dichter hat die Welt mit ihren Widersprüchen eben in sich, muss auch manchen Feind in sich ebenso umschmeicheln, wie wir es mit unseren Feinden ausserhalb unserer selbst tun, nur um Ruhe vor ihnen zu haben. -

- Frau Albert sah unter den anderen Frauen noch fremdartiger und rothaariger aus als sonst. Es konnte mir immer klarer werden, was Rilke so an ihr angezogen hatte, gerade in seiner Verwirrung. Alles an ihr hat etwas von dem durchaus Internationalen, Unverpflichtenden, Ablenkenden. Wie mir nachher noch deutlicher wurde bei dem längsten Gespräch, das ich mit Rilke hatte, ist für ihn der Krieg wirklich eine Katastrophe, die er nicht bemeistern kann. Mit diesen Worten gab er das zu. Er wollte nach Toledo, er sehnte sich nach Paris. Der freie Wille, den er bisher so souverän betätigt hatte, ist ihm abgeschnitten, er muss jetzt manches tun in ganz neuer Weise. Es hat tatsächlich etwas davon, als ob man einen Klosterbruder in eine Armee einstellen wolle. Und als Ordnerin solcher Verwirrung kommt die beruhigende Unbewusstheit Frau Alberts. Sie beherrscht ihn mit mütterlich betonter Bevormundung, sagt, was er tun, was er lassen soll, und er gehorcht wie ein Kind. Ihre Sicherheit und die Unmöglichkeit, dass sie innerlich von den Ereignissen erfasst werden kann, ist für ihn jetzt das einzig mögliche Ausruhen.

All dies wurde mir so wahr, als ich nachher im Atelier noch mit ihm sprach. Er sagte in einem so merkwürdig hilflosen Ton: „Wird der Krieg noch den Winter über dauern? Ich kann nicht mehr. Ich kann nicht mehr schaffen. Es kommt nichts.“

Als er nun ausführlicher nach Dir fragte, nach Deinem Alter, Deiner Familie, Deinen Gewohnheiten, - war ich ganz beglückt, das zu finden, was man so selten bei einem Menschen findet, - diese Genauigkeit in konkreten Dingen, die mit keinen Zufälligkeiten mehr in Verbindung stehen. Eigennamen zum Beispiel, die nie zufällig sind, und die Rilke niemals falsch schreiben würde, nachdem er sie einmal in sich aufgenommen. Eine hohe Form der Höflichkeit ist da seinem Kunstgefühl beigesellt.

Du schreibst, dass es Dich quäle, wieviel Frauen in Rilkes Leben offenbar eine Rolle spielten. Welche Torheit! (verzeih). Ich glaube, dass nur Männer, die viele Frauen lieben, auch eine Frau genug lieben. Auch der heilige Franz brauchte viele Blumen und Tiere in vielerlei Gestalt -

Wie würdevoll ist doch der Grad einer solchen Aufrichtigkeit, wie Rilke sie hat über seine Verlorenheit jetzt. Aber ein Kummer, schwer zu beschreiben, wälzt sich einem auf das Herz. - Dass man meistens vergisst, vergessen muss, was das Leben sein *könnte* zwischen Menschen, und womit wir uns begnügen lernten.

Rilke will Dir ein Bild von sich senden mit der Familie Tolstoi zusammen. Er fragte, wann er mich noch einmal sprechen könne. Er will mich zum Tee bitten. -

Schliesslich mischten wir uns unter die anderen. Mit Wolfskehl hatte ich durch Lepsius und den George-Kreis Verbindungen genug. Mit Hausenstein sprach ich über Breughel, von dem grossen Eindruck, den ich in Brüssel von ihm gehabt. Aber Hausenstein meinte, wenn man Wien nicht kenne, kenne man Breughel nicht.

Es war alles recht harmonisch und still, wie eben unter Künstlern, die kleine Tänzerin mit ihren Locken, - unterm Kinn wie zusammengebunden, das Gesicht ganz umrahmend, - mischte sich nur mit den Augen ins Gespräch. Um halb ein Uhr empfahl ich mich, d.h. verschwand einfach, - ich wollte keine Abflauung erleben durch eigene Müdigkeit, die einen dann unverantwortliche Dinge sagen lässt. -

Brief 5

den 13. VII 15

Frau Albert ist krank. Nicht eingebildet krank. Es scheint sie hat etwas an der Lunge, und sie sieht im Grunde auch recht abgezehrt aus. Ich sass gestern Abend bei ihr, und sie bat mich plötzlich, ihr etwas aus der Bibel vorzulesen. Da habe ihr Rilke das alte Testament in einer herrlichen Ausgabe geschenkt.

Sei denn alles in der Bibel tief? Und sie machte die kindlichen Augen der Unkindlichen -

Sie lag in ihrem grossen Bett, das Bett auf dem kürzlich angeschafften schwarzen Teppich. Der zurückgelegte Kopf mit dem leidig gebürsteten roten Haar wie der Kopf eines gotischen Johannes. Unter dem Seidenhemd, scharf abgegrenzt, die runde Brust, so prall wie kleine Ballons.

- Es war Stimmung in diesem Abend. München so schwül, und der Krieg eine so unbewältigte Vorstellung, - eine so ungeheuerliche Drohung auch, gerade für uns, die wir ausserhalb sitzen, und noch Sicherheit verbrauchen - Wir liessen die Bibel ruhen, sie wollte auch lieber sprechen. Zeigte mir einen venezianischen Giftring, den sie zuweilen trüge, und der Rilke zuerst an ihr fasziniert hatte. Eine silberne und schwarze Maske schliesst die Kapsel, in der das Gift ist. Diamantblumen, Stiele und Blätter bilden den Reif. Der Mund der Maske ist ein Rubin.

Sie hat Rilke übrigens nicht in Paris kennengelernt, sondern hier in der Nähe bei I[r]schenhausen, so erzählte sie. Ich gebe Dir ihre Erzählungen wieder, die nie ganz als Tatsachenberichte genommen werden dürfen. Aber sie glaubt im Augenblick selbst, was sie sagt, und übermittelt daher doch eine Wahrheit. Die Poesie des Seelenlosen, wie sie Seiltänzertruppen haben, die ihre Gefahr nobel verschwenden und weiterziehen, daran kann sie erinnern, und sie rührt mich oft. -

Also, Rilke habe sie entdeckt, als sie in allem Ernst an einem Ufer habe Schluss machen wollen. Er habe gefragt, ob er zu ihr reden dürfe - Nein. Ob er neben ihr schweigen dürfe? - Ja - Und so habe es begonnen.

Von ihren Eltern, von einer geschiedenen Schwester sprach sie. Der Vater Bankdirektor in Metz, die Mutter habe sich das Leben genommen. Sie, Frau Albert, einen 30 Jahre älteren Mann geheiratet. Zuerst habe er das Verhältnis zu Rilke gebilligt, jetzt eine Klage angestrengt. Sie liebe ihren Mann, und nun habe sie ihn verloren. Denn ihr Mann habe es fertig gebracht, Rilke ihr Bild für immer zu trüben.

Sie habe ein Kind, ein kleines Mädchen, der „Nuckel“ genannt, und sähe aus wie ein Junge -

Da sind doch viel Leiden. Ihre Körperleiden auch nicht gering. Das Hinken kommt, scheint es, von Kinderlähmung, -

-- Eine Geschichte, fast wie von Dostojewski: Nach dem Theater in der Garderobe. Rilke wirft eine Offiziersmütze herunter. Der Offizier fährt ihn grob an und Rilke hebt die Mütze auf. Nach ein paar Tagen trifft sie den Offizier mit K. Godwyn im Hofgarten. Der Offizier, Bruno Franck, entschuldigt sich bei Frau Albert, dass er im Theater ihren Diener so angefahren habe - Frau Albert sagt zu K. Godwyn, beiläufig: „Es war nämlich Rilke.“ - Daraufhin grösste Verlegenheit des Offiziers. - Sie ruft Rilke herbei, und er ist freundlich, als ob nichts gewesen sei. - Ja - so sei Rilke. Voll überlegener Demut. Aber doch auch wieder, wenn es die Arbeit

beträfe, liesse er sich garnichts gefallen. Dann werde er, der Überrücksichtsvolle, fast brutal. Davor fürchte sie sich.

Denke Dir meine Überraschung: Er hatte gesagt, sobald er mit der *éducation sentimentale* fertig sei, wolle er sie ihr geben. Nicht ich hatte das Thema berührt.

Aber sie habe nicht die Geduld für Prosa. Gedichte könne sie bändeweise lesen –

Ja, sehr künstlerisch ist sie, aber mehr im Wurf, als in der Ausführung. Das weiss sie auch wieder. Ein junger Künstler habe ihr gesagt: er möchte alle ihre Bilder kaufen und ihre Bilder dann malen. Sie sprach auch die halbe Nacht und wirkte wohl krank. Aber was ist Krankheit? Krankheit ist Masslosigkeit. Auch Gesundheit kann Masslosigkeit sein, also Krankheit. Was wissen wir?

Brief 6

den 14. VII. 15.

Heute war Frau Albert mit mir in der Pinakothek, wir sahen Grünewald an und Dirk Bouts. Von einem Porträt Goyas „Königin Louisa“ zeigte sie sich hingerissen. Rilke riete ihr, einmal eine ganze Familie lebensgross zu malen. Eine Familie, die etwas vorstelle. Vielleicht die Kippenbergs, mit denen auch sie sehr befreundet sei.

Brief 7

d. 15. VII. 15.

Ein Lemberg werde ich in München wohl nicht mehr erleben, Warschau dauert viel länger, als wir denken. Kein Mensch zweifelt mehr an einem zweiten Kriegswinter. Die Gier der Kaufleute wird unangenehm. Aber das Brot wird mit Andacht behandelt, wenigstens etwas, was neu in das alltägliche Leben übergang. Im übrigen ist die Stimmung flau.

Gestern Abend kam Rilke für ein paar Minuten, lud mich für nächste Woche ein, dann gäbe es wenigstens kein Verfehlen. Er hat mich zweimal nicht getroffen. - -

- - Loulou gab mir heute die Abschrift eines seltsamen Gedichts von Rilke aus einem Pariser Tagebuch. Ich schicke es Dir, da sie sagte, es sei bisher nicht gedruckt worden.

Ach wehe meine Mutter reisst mich ein.
Da hab' ich Stein um Stein zu mir gelegt,
Und stand schon wie ein kleines Haus,

Um das sich gross der Tag bewegt,
sogar allein, -
Nun kommt die Mutter, kommt und reisst mich ein.

Sie reisst mich ein, indem sie kommt und schaut.
Sie sieht es nicht, dass einer baut.
Sie geht mir mitten durch die Wand von Stein.
Ach wehe, meine Mutter reisst mich ein.

Die Vögel fliegen leichter um mich her,
Die fremden Hunde wissen: Das ist der!
Nur einzig meine Mutter kennt mich nicht,
Das langsam mehr gewordene Gesicht.

Von ihr zu mir war nie ein warmer Wind,
Sie lebt nicht dorten, wo die Lüfte sind,
Sie liegt in einem hohen Herz-Verschlag,
Und Christus kommt und wäscht sie jeden Tag.

Brief 8

München, 21. VII. 15.

Nun Ilse, dieser Brief wird Dir Vergnügen machen. Gestern war ich zu Rilke eingeladen, war über drei Stunden dort, und es war wunderschön.

Er wohnt jetzt in der Wide[n]meyerstrasse 32, im Hause der Schriftstellerin Hert[h]a Koenig. Sie hat ihm ihre Wohnung überlassen, während sie in Westfalen weilt.

Ich zog das seidne Kostüm an, - steckte mir die spanischen Ringe an, - die schönsten -

Draussen war herrliches Wetter - Seltsamerweise traf ich Purmanns, die mich sogar noch in ein Café zogen und damit ein wenig aufhielten. Mathilde sprach von Pelzen in einem Schaufenster, die ich mir ansehen müsste, - wundervoll frauliche Pelzkragen, ja sie ist, bei all ihrer raschen Schärfe, eine liebe mütterliche Frau. Ich kenne sie! - Als ich damals in Paris meine Leinwand für Spanien vergessen hatte, es erst am Zuge merkte, - jagte sie zurück, - und reichte mir im letzten Moment vor der Abfahrt, - keuchend, ganz aufgelöst, ganz unkonventionell, - die Riesenrolle ins Coupée hinein. -- Wir mussten beide lachen in Erinnerung an einen Besuch bei mir, - in meinem scheusslichen Atelier in der rue Froidereaux, - als sie und ihre schöne Schwägerin Norina Vollmöller direkt von Strassburg kamen, von einer Premiere, - und Norina sich auf meinen elenden Küchenstuhl setzen musste, - aber dies natürlich mit Noblesse tat.

- Nun, ich musste mich eilen, um nicht zu spät zu Rilke zu kommen. Ich nahm schliesslich einen Wagen; - und unvergesslich, der Lindenduft während dieser Wagenfahrt, etwas so konzentriert Sommerliches, fast beängstigend süss --

- Ich wurde erwartet. Das Mädchen führte mich gleich in sein Zimmer. Alles sehr hell, sehr elegant. Rilke gleichfalls sehr elegant, was Schuhe und so weiter anbelangt, - darüber der Dichter! - kam mir entgegen und begrüßte mich aufs freundlichste. Mit einer reizenden, fast altmodischen Courtoisie.

Der grosse Picasso, (einer aus der früheren Zeit), nahm fast die ganze Wand ein. Gegenüber hing ein grosser Marées. Die Betrachtung der Bilder war das Erste. Dann setzten wir uns auf eine breite Ottomane, das Mädchen brachte den Tee mit allem Zubehör herein und stellte das Brett zwischen uns aufs Sofa, - und nun kam so vieles! Er betrachtete Deine Photographie, die August Macke machte, und meinte, Du habest etwas Russisches im Ausdruck, das ihm nahe läge, das er liebe -. Dann fragte er noch einmal nach Deinen körperlichen Leiden, wie Du sie erträgest, und erwähnte, wie sehr er sich selbst vor körperlichen Schmerzen fürchte. Er fragte, welche seiner Bücher Du am meisten liebtest, und ich nannte verschiedene: das Stundenbuch, - Malte Laurids Brigge. -

Nun begann er zu erzählen von der Entstehung des Malte Laurids Brigge. Es sei 1904 in Rom gewesen. Ursprünglich habe er das Gespräch von zwei Russen niedergeschrieben, die sich dann von Malte unterhalten hätten. Schliesslich erbe eine der den Nachlass des Malte, und allerschliesslich interessierte ihn, Rilke, Malte mehr als die zwei Russen, und er begann das Buch in seiner jetzigen Form. Das erste seien dann die Szenen mit der Christine Brahe, das zweite der Tod des Kammerherrn gewesen. Daran habe sich dann das übrige geschlossen. Eigene Erinnerung sei es nur im sublimierten Sinn.

Er selbst habe eine furchtbare Jugend gehabt. Nie zu verwinden. „Alles wird in der ersten Jugend bestimmt -.“ Bis aufs Äusserste in der Jugend verhätschelt, sei er von heute auf morgen in eine harte Militärschule, in gebrauchte Anzüge gesteckt worden, - in unerträgliche Zucht. -

Ich meinte: Überwundene Hindernisse könnten doch auch verstärkte Kräfte werden.

Er: Schwierigkeiten, die auf dem eigenen Wege liegen, ja, andre nicht. In der Schule sei es ihm gewesen, als habe er einen tödlichen Schlag auf den Kopf bekommen. Die Hälfte seiner Kräfte habe ihm die Schule genommen, - für immer. -

- - Er begann von Russland zu erzählen. „Dort erlebte ich doch wunderbare Dinge in den Abendschulen.“ Wie die Menschen hungerten nach Büchern wie nach Brot. Und wie gewissenhaft sie gewesen seien, *ein* Buch durchzulesen. Das konnten wir zerstreute Menschen garnicht mehr, diese

Gewissenhaftigkeit. Sie hätten vor einem Buch Respekt gehabt wie vor einem Menschen.

Und dann in Schweden. Wie schön auch dort noch. Er sei dort aufgefordert worden, weit über Land zu kommen, um ein Gedicht zu sagen. Man habe dieses Gedicht angehört und nicht nach mehr verlangt, aber sich wirklich gefreut über das eine Gedicht.

Wann käme bei uns so etwas vor, die wir nur noch die letzten Verarbeitungen in Zeitschriften zu lesen kräftig genug wären.

Er habe einmal Lust gehabt, in Deutschland eine Schule zu gründen, wie er sie in Schweden angetroffen, diese Lust aber wieder verloren. In Deutschland würde immer alles gleich zu einem Befehl: sich frei zu entwickeln.

- Jetzt langes Gespräch über Flaubert! Zuerst über Bouvard und Pécuchet. Dieses Buch habe die ganze Rücksichtslosigkeit der Alterswerke, den schroffen grossen Umriss eines alten Rembrandt. Welch ein Aufwand von Arbeit für ein Buch! Welch eine tragische Kritik an dem Begriff „Arbeit“. Denn dieses Buch musste unvollendet bleiben, nicht nur in der äusseren Gestalt. -

Nun konnte ich auch ohne die geringste Künstlichkeit von der *éducation sentimentale* sprechen. Ich hatte ihm schon angeboten, die erste Fassung (die er nicht kannte) zu leihen, und er war erfreut darauf eingegangen.

- Du kannst Dir denken, wie schön es war, so natürlich sich mit ihm aussprechen zu dürfen! - *Gut* ist der wahre Kontrast, *schlecht* der unwahre, - so leicht dies vor einer Leinwand zu demonstrieren ist, - so schwer ist es in einer Unterhaltung zu betätigen!

Rilke hat die Angleichung im höchsten Masse, die Laotse empfiehlt. Seine zarte Liebenswürdigkeit ist nichts anderes wie die der Form des Mantels sich bequemenden Hände, - wenn er nämlich leise dem anderen diesen Schutzüberzug abnimmt. -

So ist er zugleich zarte Liebenswürdigkeit und eisige Kälte, - und die Letztere ist es, in der man sich dann menschlich geborgen fühlt, (wie im Zynismus Flauberts). Man tritt ein in die grosse Gemeinsamkeit, die, weil sie das Persönliche endlich ausschaltet, einmal das Wahrste von uns vorherrschen lässt, und dem Wahrsten von uns endlich gerecht wird.

Ich vermute, dass Rilkes Eigenschaft als grosser Europäer damit zusammenhängt, dass er ehrfurchtsvoll (mit Ehrfurcht vor der Wahrheit), aber ohne jede sentimentale Voreingenommenheit die grossen Geister Europas berührte und die Notwendigkeit ihrer Klangverschiedenheit prüfte. Diese Kälte an ihm machte es so schön möglich, dass ich garnicht über seine Gedichte mit ihm zu sprechen brauchte, - was ich auch nicht gekonnt hätte. Ich sagte ihm, in der Ausdrucksform sei ich von jeher auf das Epische angewiesen gewesen, - auch lesender Weise. Das Lyrische habe mir viel ferner gelegen.

Bei dem „Klanglichen“ blieben wir noch eine ganze Weile. Er sagte, dass er Regina Ullmann sehr schätze. Sie sei eine wahre Dichterin. Ich werde sie kennen lernen.

- Dann sprach er noch längere Zeit über das *Schaffen*. Wie leicht es in der Jugend sei, später, wie schwer! Wenn das Gelingen und Gelungensein einer Arbeit oft schon ihr Todesurteil bedeute. Nicht *das* sei schwer: auf ein Ziel loszugehen, sondern: bereits den nächsten Punkt zu wissen, das, was er unverletzt offen liesse zum nächsten Ziele; er begreife Rimbaud, der plötzlich aufhörte, Dichter zu sein. Nicht, weil er ein schlechter Dichter war, sondern weil die glatte Lösung seines Gelingens ihm nichts Neues mehr erschloss. Furchtbar sei es, augenblicksweise in der Luft zu hängen. -

- - Dann fragte er nach Spanien, und ich musste sagen, dass ich allerdings niemals die Sehnsucht dorthin verlöre. Vornehmlich nach Castilien. „Meinen Sie nicht,“ sagte er, „dass, wenn auch *wir* die Landschaften verlassen, sie uns doch nie verlassen?“

Er liess mich verschiedene kleine Episoden erzählen, vom alten Daniel Zuloaga, von Ignacio, von seinen „drei Cousinen“, - von unserer ganzen kleinen Existenz in unsrem Kloster da unten. Wie Mme. Bréval (von der Pariser Oper), mit Ignacio zusammen, im Auto, die Kerzen in der Hand, zur kleinen Kirche in San Lorenzo fuhr, - zur Madonna. - „Und Sie und Ihr Mann haben sich wirklich im Prado kennengelernt? Wie hübsch.“

Ich frischte, zu meinem Vergnügen, das Bild wieder auf, - wie wir an einem herrlichen Sommernachmittag mit den Zuloagamädchen zurückgekommen waren, im Wagen, von Rio Frio, immer entlang am majestätischen Gebirge der *Mujer muerta*, - und wie der Wagen nur so gejagt war, und die jungen Offiziere von Rio Frio auf ihren Pferden uns rechts und links begleitet hatten, die Zweige unterwegs von den Blütenbäumen gerissen und uns ganz damit bedeckt hatten. Ja - da war man jung und hatte ausserdem die herrliche alte Welt vor Augen. Was für reiche Tage des Glücks. -

Rilke fragte, ob ich auch Italien kenne, und ich beklagte, auf unserer italienischen Reise - noch mit meinem Vater zusammen -, erstens zu jung gewesen zu sein, und zweitens hätten wir, auf dieser Einladung zum römischen Kongress, in ganz Italien nichts wie deutsche Bekannte getroffen. Das Schönste sei eigentlich Sizilien gewesen, wohin wir schliesslich flohen, um allein zu sein -. Und allerdings Venedig!

Nun kam Rilke noch auf Venedig zu sprechen, und das war wunderschön. Er sei das letzte Mal dort mit der Duse zusammen gewesen. Sie sei ausser sich gewesen, dass man sie in Deutschland nicht habe spielen lassen, so wie *sie* es wünschte. Reinhardt habe ihr ungewünschte Rollen aufdrängen wollen. - Jetzt sei sie krank, schwerer geworden als früher. All ihre Produktionskraft sei beängstigend ins tägliche Leben übergegangen, - sie habe aus Kleinigkeiten Dramen gemacht, den Himmel sich bewölken lassen, - die Sonne scheinen lassen -, oft sei man, nach Stunden des Zusammenseins

mit ihr, - wie zerschlagen gewesen. Sie wollte in Venedig eine Weile bleiben, und ein Engländer bot ihr im Palazzo Pisani eine Wohnung im 3. Stock an. Er, Rilke, ging mit ihr, die Wohnung betrachten. Die Treppe sei in den dritten Stock hinauf eine Palasttreppe gewesen. Dieses Schauspiel, die Duse, sie hinansteigen zu sehen! Die erste Treppe wie eine Fürstin; die zweite zögernd, etwas asthmatisch - die dritte wie eine Bettlerin.

Oben habe die herrliche Wohnung sie zuerst wieder belebt. Die Aussicht, die prachtvollen Möbel, die Kostbarkeiten. Aber dann: Alle Tage diese Treppe steigen! Alle Tage an diesem Tisch sitzen müssen, diese Dinge sehen müssen, diese Aussicht aus den Fenstern!

Und nun habe die Duse die ganze Wohnung verbrannt. Jedes Ding habe sich unter ihrer Melancholie gekrümmt wie ein verbranntes Stück Papier. Nichts sei übrig geblieben. Trostlos sei sie gegangen. Sie nahm die Wohnung nicht, sie blieb nicht in Venedig, sie sei die unglücklichste Frau. Wahrhaft produktiv, und nichts Grosses, in das sie sich noch giessen könne. - -

Rilke wünscht jetzt, die Geschichte eines Mannes zu schreiben, der *alt* geworden sei. Alterswerke interessierten ihn über alles. Der alte Tizian, der alte Rembrandt: Der Held solle ein Venezianer sein, der fünfundachtzig Jahre alt würde, Feldherr, Dichter, Lebenskünstler war.

- Schliesslich brach ich dann doch auf, hatte aber nicht das Gefühl, zu lange geblieben zu sein. Er versprach noch, mir eine Übersetzung aus dem heiligen Augustin zu schicken. Er sei unbefriedigt von den vorhandenen. Freilich seien diese von ihm übersetzten achtzehn Kapitel Manuskript geblieben.

Er brachte mich noch hinaus, und während ich die Treppe hinabstieg, beugte er sich oben über das Geländer und rief mir nach: „Es war sehr schön!“

- Übrigens erwartet Rilke bald einen Brief von Dir. Deine Briefe hülften ihm, sagte er, - lass ihn also nicht zu lange warten.

Brief 9

den 23. VII. 15.

Frau Albert ist in Lindau am Bodensee. Das Mädchen fährt auch morgen früh. Da habe ich die Wohnung ganz für mich. Das hat sehr viel Schönes und Stilles. Ohne die „Ohren“ wäre ja manches noch ganz anders, immerhin gibt dieses Leiden die Entschuldigung, dass ich mir diese Zeit überhaupt gönne. - Gestern holte mich die Dichterin Regina Ullmann, Freundin von Frau Albert und Rilke, zu einem langen Spaziergang ab. Wir fuhren weit hinaus. Auf einmal sah ich die grüne, grüne Isar zum ersten Mal so nahe. Es treffen sich da beim Zoologischen Garten zwei Arme, die von Schleusen getrennt werden, - so gab es Wasserfälle, grüne Seeflächen, wunderschöne Ufer - - Wir tranken auf einem Berge Kaffee und gingen dann den ganzen Weg zu Fuss zurück. -

Regina erzählte fast die ganze Zeit, und das gehört zu ihr. Sie ist wie eine Scheherazade, immerfort erzählend, aber sehr schön, ruhig, - wie ein Gewässer des Binnenlandes fließt, nicht wie ein Gebirgsfluss -

Wie soll ich ihr Äusseres beschreiben? Sie sieht zum Teil aus wie ein Fräulein aus der Zeit der grossen Schäferhüte, aber auch wie eine ländliche Heilige. Dass die Augen verschieden blicken, stört bei ihr nicht im Geringsten. Im Gegenteil - es vermehrt bei ihr das Eindringliche, Mystische ihrer Erscheinung. Sie erzählt ohne jedes Witzchen, doch oft sehr komisch, und kann tiefsinnige Antworten geben, als sei die Frage so ernst gewesen, wie sie es hätte sein können. Nach fünfstündigem Spaziergang, wir kamen erst um halb neun Uhr nach München zurück, war ich ehrlich müde. Dabei wunderbar belebt durch diese wirklich wunderbare Frau. - -

- Ich fürchte, die Kopie wird nichts. Ich bin zu klarsichtig diesmal. Chardin zerlegt die kleinste Fläche in so feste kleine Teile, dass daran allein die Begriffe gross und klein zu schanden werden. Der kleinste Teil wirkt unfassbar „gross“. Man fragt sich, wie das gemacht ist. Aber ich lerne natürlich doch viel, - allein an der energischen Betrachtung.

Brief 10

den 25. VII. 15.

Gestern war ich endlich in Schwabing bei Fräulein Metger, der guten treuen Seele aus Madrid, die jetzt die Hemden für die Verwundeten schneidert, mit denselben Bewegungen, mit denen sie im Prado die Venus von Tizian kopierte -

In ihrer, übrigens sehr solide und hübsch eingerichteten Wohnung, - prachtvolle alte westfälische Möbel, alles sehr behaglich, - hingen ihre Kopien aus Madrid; gross und leuchtend, und plötzlich fielen diese Kopien als eine Erinnerung an selige Zeit in mein Auge.

Was tut es, dass die Kopien eigentlich recht schlecht sind? Das heisst, es einmal so genommen: Verhält es sich nicht so, dass wir auch viele Menschen nur als Erinnerungen an Erinnerungen nehmen? Dass der flüchtige Schein eines gleichen - das Nocheinmalwiederkehren eines glückseligen Tages in Form eines plötzlichen „Augenscheins“ uns kritiklos macht der Haltbarkeit dieses Bildes gegenüber? Kann es nicht also auch so sein, dass Männer, Dichter, - Frauen lieben, weil sie in ihrer uralten weiträumigen Erinnerungswelt Bilder haben, - denen diese Frauen heute flüchtig gleichen? Und doch liegt es auch wieder anders; denn wenn Blut und Blut sich zueinanderfindet, vermählt sich urtümliches Wissen - und die Wertung fremder Zuschauer: ob diese Menschen einander würdig sind, ist meist ein lächerliches Geschwätz, um das sich das Leben nie kümmerte.

Ich hatte noch ein sehr schönes Zusammensein mit Rilke in dieser Woche. Er sprach darüber, dass nicht wir die „Werke“ formen, sondern dasjenige, was

zustande kommen soll, verbraucht uns Menschen, je nachdem ob wir guter oder nutzbarer Stoff sind. Der Gesang entringt sich der Materie, lässt ihre Leiden zurück und schwebt über allen, alle segnend, deren Blut er getrunken.

- Und dann sprachen wir von Lothar, dass er jetzt wieder hinausmüsse. Ich erzählte ihm von damals, wie Lothar bei seinem Fortgehen sagte: „Es scheint mir so unmöglich, im Frühling zu sterben.“

Wie viele aber sind jetzt in seiner Lage; dass sie zwar wollen, weil es doch um's Leben geht, - und doch auch wieder nicht wollen, weil es noch zu früh für sie ist. Und im grössten Sinn doch der Krieg ein Zufall ist, der mit diesem Zögern in ihrer einmaligen Natur nichts zu tun hat. - Wenn Lothar doch irgendwo ein Kind bekäme, und es Dich wissen liesse -

Und Waldemar tot. Auch dies so plötzlich.

Dass so viel echtes Erleben, so viel wirklicher Tod heute vor sich geht, gab unserem Gespräch eine seltsame und fast unheimliche Würze, fast als unterhielte man sich schon im Hades; - - denn Rilke ist ja nicht der Mensch, sich frivol seines Lebens zu freuen, während andere sterben.

Es war nur natürlich, dass wir noch einmal auf Andreas kamen. Rilke meinte, dein Schmerz erinnere ihn an den der Gräfin Kalkkreuth um ihren Sohn. Sie habe diesen Schmerz nicht aus der Welt herausgetragen, sondern ihn in die Welt hineingeschaffen; in allem, was sie umgab, habe diesen Schmerz gelebt.

Jetzt erwartet Rilke einen guten Freund aus dem Felde - T[h]ankmar Münchhausen. Von ihm erzählte er mir auch -

Und auch von Kippenbergs. Dass es einer der grössten Glücksfälle seines Lebens gewesen sei, dass diese erlesenen Menschen seine Verleger wurden. Seine Arbeit sei unmessbar befördert worden durch diese Mithilfe - - Wie würde es grade ihm in furchtbaren Zeiten wie diesen ergehen, wenn ihn nicht das vornehmste Vertrauen trüge. Nie hätten diese Menschen versagt - Ja, es war ein schöner und erfüllter Vormittag. Wie einfach wäre das Leben, wenn die Dichter die irdischen Könige wären und uns Häuser bauen könnten auf Erden.

Brief 11

den 28. VII. 15

Es geschieht soviel, es ist soviel vor, ich werde soviel eingeladen jetzt, und bin eigentlich angegriffen. Und doch möchte ich Dir, die Du mir so lieb und gut diese Reise ermöglichtest, alles schreiben und ausführlich schreiben -

Ich habe dir das Buch noch nicht geschickt, weil Rilke wollte, dass ich den Aufsatz von Kierkegaard darin über den Tod noch lese. Du bekommst es in diesen Tagen -

Rilke kommt oft zu mir. Mittwoch soll ich noch einmal zum Tee zu ihm kommen. -

Dass Purrmanns hier sind, hat eine neue Unruhe in die Luft gegeben. Frau Purrmann erzählte mir entsetzliche Geschichten aus Paris, aus der Zeit des Aufbruchs, wie man ihnen alles genommen habe. Dazu verhängnisvollen Klatsch, Verwirrungen, - ich möchte fast, dies alles wäre jetzt nicht noch dazugekommen. Sie sah hier auf dem Tisch ein Manuskript von Rilke, das er mir gegeben, - über Cezanne - und ganz öffentlich, ohne Vorbehalt, so dass ich es auch offen liegen lassen durfte. Frau Purrmann liest es, - und findet sich selbst öfters darin erwähnt, als Fräulein Vollmöller noch, zustimmend und ablehnend. Es freut sie aber. - Sie findet Rilke sehr elend aussehend und meint, es sei doch ein großer Unterschied zwischen seiner Pariser Zeit und jetzt; damals habe er viel frischer, viel kräftiger gewirkt, trotz seiner Zartheit. Dann fing sie an, mich anzugreifen! Genau so liebenswürdig-unliebenswürdig wie früher. Das heisst mit dem wirklichen Interesse dahinter. „Was haben wir von Ihnen erwartet, alles! Und was ist aus Ihnen geworden?“ Ich konnte ihr nur lachend sagen, ich hätte Gott immer um einen echten Künstler zum Mann gebeten - in seinem Zorn hätte er mir einen gegeben.

- Ich lebe sehr billig hier mit eigenen Mahlzeiten ohne Bedienung. Eine Zeitlang traf ich Rilke öfter im vegetarischen Restaurant. Das sagte er so charakteristisch: „Man möchte immer das essen, was der Nachbar bestellt hat.“ - genau so ist es. Diese Vegetarier erfinden so neue appetitliche Essgebäude, die Fleischpasteten imitieren und so bunt und verlockend aussehen, dass man sie rein aus Neugierde essen möchte und jeder denkt, man selbst habe nun doch gerade das Schlechtere erwischt.

- Purrmann kopiert den Rubens'schen Kindermord. Sehr gut. Stark verkleinert. Vielleicht lässt er die warmen Untertöne (für die die Alten immer geheimnisvoll sorgen) zu sehr fort. Moderne Malereien sind oft zu kühl. Das widerspricht der Totalität. Aber unter den Kopisten ist er der einzige Künstler. Er darf den ganzen Tag durcharbeiten, da er mit Braune sehr befreundet ist. Purrmanns nahmen mich mit zu Braunes, sehr elegante junge Leute. - - -

Brief 12

den 30. VII. 15.

Aus meinen Fenstern sehe ich die Theatiner Kuppeln, die in der dunkelsten Nacht leuchten. Das ist eine Eigenart ihrer Patina. Schön ist der Umblick auf München von dieser Wohnung aus. Mir kommt es als eine der schönsten Dachwohnungen vor, die ich kenne.

Wenn man hier doch noch einmal Siegesfreude erlebte, geschmückte Häuser, Fahnen, - die schönen Glocken läuten hörte. Die Hindenburg-Offensive, - wenn sie doch durchschlüge. Der Krieg ist doch schon eine Gewohnheit geworden für uns „hier hinten“. - Man bereitet sich auf den Winter vor wie auf eine neue Form der Kälte. Aber die Schaufenster sind überfüllt mit Vorräten, Mangel herrscht nicht, nur eine Angst besonderer Art - vielleicht fühlt die Menschheit, dass wir alle nicht mehr genügend die Hände hochheben während der Schlacht, sondern zuviel an die Butter denken.

- Regina war eben hier. 1910 hat Rilke ein schönes, kleines Buch von ihr eingeleitet „Von der Erde des Lebens“. Ich schicke es Dir einmal. Sie erzählte diesmal viel von Kinderfreundschaften, wie sie zusammenkamen, wie sie auseinandergingen. Augenblicklich geht ihr sehr nahe der Verkehr mit einem Katholiken, einem Dr. Derlett. Es scheint leidenschaftlich religiöse Auseinandersetzungen zu geben. Sie ist alles andere als eine Literatin, - sie ist ein lebendiger Mensch, sehr gefühlvoll. - Wenn man etwas barsch redet oder einen Scherz macht, - füllen sich ihr gleich die Augen mit Tränen. Rilke hält ungeheuer viel von ihr.

- Nun hatte mich Rilke aufgefordert, mit ihm in die Strindberg-Première zu gehen, aber ich hatte abgelehnt. Ich glaube, ich tat es wegen des Gehörs, obwohl keiner so rücksichtsvoll ist wie er, immer daran denkt, immer an der richtigen Seite spricht. Aber um seinetwillen wollte ich es nicht gerne in dem kleinen Theater. -

Nun werde ich allein in die Vorstellung gehen. Ich habe einen Platz in der zweitvordersten Reihe, da werde ich ganz gut verstehen. Purrmanns waren in der Premiere, Rilke sei ganz allein gewesen. Sie sprachen ihn nicht. Ich hätte es wohl schön haben können. Schade.

Brief 13

den 2. VIII. 15

Was hier so alles nebeneinander hergeht. Gestern Sonntag strömende geputzte Menschen, ganz München war voll von Sonntagsmenschheit. Dazwischen, sehr forsch, mit ihren Sammelbüchsen, die Jugendwehr. Wer weiss wie oft wurde man angesprochen; es war ja „Opfertag“. Die Zeitungen hatten dringend darauf hingewiesen. Ich war mit Regina Ullmann auf der Auerdult, der Münchener Messe. Man sah wenig gute alte Sachen, aber man lernte wieder ein Stück München kennen. Regina ist ganz der rechte Mensch dazu, mit ihr einen ganzen Tag in Frieden zu verleben. Es gibt nie eine konventionelle Unterhaltung. Oft sagt man garnichts. Aber dazwischen erzählt sie dann plötzlich und immer schön.

So berichtete sie von einem Kinderjahrmarkt, auf dem sie mit Ihrer Schwester Helene gewesen. Ihre Schwester habe immerzu einen Riesen anschauen müssen, ganz träumerisch und versonnen sei sie darüber

geworden. „Zu anderen Zeiten“, habe sie gesagt, „wäre er ein Siegfried gewesen!“ Mir rief dies merkwürdigerweise ins Gedächtnis zurück, wie auf der Akademiefeyer damals in Berlin, als Vater Mitglied wurde, in der Mitte des Saals, in den die Menschen strömten, an einer Säule ganz einsam Fritjof Nansen lehnte, und obwohl sich alle ihm vorstellen liessen, schaute er so seltsam einsam und gelangweilt über die Menschenmenge weg, als sähe er nicht uns, sondern spähe nach dem Meer. –

Regina kennt natürlich sehr viele Münchner und spricht gut und nie weibisch davon. Lou Andreas-Salomé hat sie kürzlich bei Frau Albert viel gesehen und fand sie als Vitalität doch recht bemerkenswert. Es gibt Leute, die ein Leben haben dreimal so lang wie andere. Frau Förster-Nietzsche ist auch eine so dauerhafte Frau, nur der entgegengesetzte Typus.

Regina - auch in ihrem Verhältnis zu Rilke ist wirkliche Künstlerin. Schülerin, Freundin, Gefährtin. Nie ist sie die fordernde Dame der Gesellschaft.

In die Auerdult schaute der Weltkrieg nur von ferne hinein, obwohl zahlreiche Buden Kriegsbilder in jeder Form zeigten. Unsere Feldgrauen, die sich herumtummelten, sahen im Augenblick auch nicht sehr ergreifend aus. – Am Abend also in den Kammerspielen. Strindbergs „Totentanz“. Eines von den „Vergnügen“, von denen der Opfertag so dringend abriet, ist es nicht. Das Publikum sass so gebrochen da, als verstünde es diese fünfundzwanzig Jahre trostloser Ehe nur allzu gut.

Die Szenerie: Ein rundes, ödes Turmzimmer auf der Festung einer Insel, das Wohnzimmer des Festungskapitäns. Das Ehepaar steht vor seiner silbernen Hochzeit. Fünfundzwanzig Jahre der Qual, wie sie sich immer wieder sagen. Fröstelnd geht die Frau während des Gesprächs um den Tisch. Draussen Herbstwind, man sieht den Schatten einer auf und nieder gehenden Wache hinter der Glastüre. An den Wänden des öden Zimmers vertrocknete Lorbeerkränze, Reste des Ruhms, dem die Frau nachtrauert. Sie war Schauspielerin. Das Stück spielt sich nur im Gespräch ab zwischen drei Personen, Mann, Frau und einem Vetter der Frau.

Steinrück war der Kapitän, ich kannte Ihn gut von Berlin wieder. Die Schauspieler spielten vorzüglich.

Letzten Grundes hat das Stück auch wieder gute Untertöne. Strindberg ist ja trotz allem Optimist: „Im Grunde will jeder seine eigenste Frau wiedergewinnen.“ Der Nachgeschmack war nicht so bitter, wie ich glaubte, dass er sein müsste. Immer abwechselnd waren Mann und Frau im Recht. Es war unheimlich wahr. Man wechselte jäh mit der Sympathie, zuletzt behielt sie der Mann.

Das Theater war nicht sehr voll. Da die Schauspieler so vorzüglich spielten, verdarben sie gerade damit allen gründlich die Laune. Es wurde wenig geklatscht, so deprimiert und gereizt fühlte man sich. Und die Schauspieler zeigten Verständnis für die Stimmung im Zuschauerraum, das war recht

fein. In resignierter Wiedervereinigung endet das Stück, nachdem sich die drei Leute ehrlich und hasserfüllt immerfort den Tod gewünscht hatten. Jedenfalls wurde ernsthaft zugeschaut. Etwas unheimlich Zeitwahres wehte durch den Raum. Ich bin überzeugt, die glücklich Verheirateten verstanden nicht weniger gut als die anderen. Zwei Herren vor mir debattierten in der Pause so erbittert, als ob es sich nicht um ein Theaterstück handle.

Draussen, ehe man in die Elektrische stieg, ging man an die Anschläge, um die letzten Telegramme vom Kriegsschauplatz zu lesen.

- Eine gute Erfrischung war ein nochmaliger Besuch bei dem braven Fräulein Metger. Ich suchte sie in der Nähstube in der Salvatorgasse auf, wo sie die Herstellung von zweitausend Hosen und viertausend Halsbinden überwachte. Ein rechtes Kriegsbild. Das Bekleidungsamt fordert die Sachen auf's Tüpfelchen genau. „Meinen Sie, dass es ein Vergnügen ist, die armen Frauen zu massregeln, die alle daran verdienen wollen und so flüchtig wie möglich arbeiten.“ -

Fräulein Metger gehört zum Vorstand des Vereins für Fraueninteressen. Sie begriff nicht, dass ich so lachen musste, als sie hinzufügte: „Und meinen Sie, dass es ein Vergnügen ist, den Stempel: „Verein für Fraueninteressen“ in zweitausend Hosen zu drücken?“

Brief 14

den 3. VIII. 15

..... Der zweite Nachmittag bei Rilke war fast noch schöner als der erste. Wieder war die Betrachtung der Bilder das Erste. Rilke war ganz aufgeregt über einen neuen Picasso, der bei Caspari zu sehen sei.

Es war ein Nachmittag voller Stimmung, - sie ergab sich Gott weiss woher. Es dunkelte von einem Gewitter vor den Fenstern, und das hat von jeher für mich etwas von jeder Handlung Ablösendes, tief Behagliches gehabt. Ich geriet dann auch wie im Traum ins Sprechen, ins Zuviel-Erzählen, - aber es war ein solcher Luxus, diesen Zuhörer zu haben, - und er lachte mich gleich zu Anfang so nachsichtig herzlich über irgendetwas aus und schenkte dazu sorglich den Tee ein. Wahrhaft geborgen vor dem Alltag „gegen eine Welt von Feinden“ konnte man sich fühlen.

Da dann sogleich von Dir die Rede war, kam ich auf unseren seltsamen Sommer zu sprechen, auf diese Wochen, die eben erst gewesen sind, und die so ewig lange her scheinen. Mit Lothar in Laubach. Wie er plötzlich in unserem Schlosslazarett war, und diese unermüdlichen warmen Mai- und Junitage im Schlossgarten mit ihm, die Mahlzeiten unter der Linde, die hochgewachsene schöne Durchlaucht, die herbeiwandelte, um uns zu begrüßen, das hohe Gras der lichten Rasenflächen, Bäume, die vor Üppigkeit darauf zu knien schienen, - und wie während unserer vielen Gespräche das Licht immer abendlicher wurde, und die Düfte, die von

Flieder- und Faulbeerbäumen kamen, wie die einzige Bewegung in der stillen Luft schienen - -

Er wollte wissen, was Lothar aus dem Felde erzählte. In Ypern, - die Furchtbarkeit der ersten Strassenkämpfe dort, die Furchtbarkeit der Panik. Vollkommene Verwandlung des Menschen in etwas anderes, in ein Ungeheuer aus der Apokalypse. Rilke sagte: „Ja, das Erste ist immer das Eigentliche, vielleicht das einzige Erleben, - selbst bei dem Entsetzlichen tritt die Gewohnheit ganz schnell ein, - das Wagnis der ersten Wahrnehmung aber ist wie ein körperliches Wagnis, - ein tollkühner Sprung der Augen in etwas noch nie Geschautes -“

Wie anders doch jedes Erleben, als wie jede Geschichtsschreibung. Dass Rodin, Anatole France, Maurice Barrès gegen die deutschen Barbaren unterschrieben haben - solche Handlungen gehören auch schon zur falschen Geschichtsschreibung. Statt dass man eine Pathologie des Blutes schreibt, verfasst man eine patriotische Bibel. Es muss sich wohl so als notwendig erwiesen haben, sonst würde es nicht immer wieder sein.

Auch vom Besuch Deines Vaters zu Pfingsten musste ich ihm berichten und eine Beschreibung geben. „Wie sieht er denn aus, der Vater?“ Ich meinte, er habe mich an Mommsen erinnert mit dem langen Haar und dem kleingewordenen Gesicht. Dass Liebermann ihn gemalt habe für zwanzigtausend Mark und die Unterhaltung zwischen Philosoph und Maler - - Und dann, ob „der Bruder“ Dir ähnlich sehe. Und nun kam noch einmal die Rede auf die letzten Tage in Laubach. Ganz zuletzt, als die Angst unseres Abschieds kam, und wir immer lustiger wurden. Der unvergessliche schöne, lebenslange Abend im Turm, als Lothar am Flügel sang, - all die alten Lieder. „In tiefer Nacht, wenn niemand wacht, ein Stimm beginnt zu klagen“ und dann sich plötzlich unterbrach und die kleine Bibliothek mächtig auf und ab schritt und seine Kommandorufe donnerte und das unheimliche Zeichen piffte zum Sturmangriff, das viel schlimmer ist als ein Feuersignal. Wie uns das durch und durch ging - und wie berauschend trotzdem dieser Abend war. Alles war darin, alle Spannungen, und die Liebe auch. Lothar, jung und schön und übermütig, nur seine Blässe so ernst - -

Von August Macke wurde gesprochen, und dass Lothar so früh diesen Freund hatte verlieren müssen. Dass der Krieg diesen prachtvollen, fröhlichen Menschen, diesen Künstler verschlungen. Jetzt schon kann man sagen, dass der Krieg uns viele unserer Besten kostete, der Allerbesten.

Rilke meinte leise: „Es wird immer schlimmer werden. Es ist wie die spanische Folter, wenn die Wände immer näher rücken.“ - - Und diese Überfülle des Erlebens für jedermann, - wenn das so weitergeht, dass ein Ereignis das andere verschlingt, dass alle alles mittun dürfen, weit über ihre Verhältnisse hinaus - wem wird man es einmal erzählen können? Man muss sich eine neue Art der Erinnerung schaffen. Schon jetzt begreift man nicht, - wo früher dieser Raum war, in dem nichts verloren ging, und für den man

mit ähnlicher Lust und Glauben erlebte, wie man sparte und den Spartopf für einen lieben Gott hielt, der schon nichts verlieren würde.

„Und doch ist das Dasein immer das Gleiche,“ sagte Rilke, „in den scheinbar ruhigsten wie in den gewaltigsten Zeiten. Denken Sie an Flauberts Briefe. Während des Krieges steigerte sich um nichts das Pathos seiner Sätze, änderte sich um nichts die Wahl der Adjektive. Das Erleben liegt nie in den Ereignissen, - es liegt nur in dem Erleben-Können. Es gibt garnicht soviele Menschen, die wirklich leben, obwohl jetzt so unendlich viele so wunderbar tapfer zu sterben wissen.“

Ich meinte, dass der Umgang mit Menschen doch schwer wäre, besonders wenn man es redlich beabsichtigte und nicht nur als Spiegelfechtere. Bei solcher Redlichkeit käme man dann leicht in eine Form des Zwistes, die doch nicht böse sei. Aber wie gründlich wünsche man zuweilen diesen und jenen noch einmal zu stellen und plötzlich erfährt man von irgendwoher: „Sei ruhig,-- er ist schon tot - “ Feindschaft mit Menschen, nur Feindschaft mit sich selbst, ein Jagen nach der Vollkommenheit, sich nirgends begnügen mögen mit dem Halben, mit dem falsch Vollendeten, mit dem „Ersatz“.

Ein nobler Feind kann ein grosses, ein seltenes Besitztum sein. Da kann etwas Ausserordentliches in uns beginnen zu leben, wenn wir kalt aneinander vorübergehen müssen, während wir uns doch gegenseitig soviel unvergessbar Gutes verdanken. Eine Wahrheit steht zwischen uns, über die ein banaler Gruss nicht so leicht hinwegsteigen darf -

„Ein Beweis“, meint Rilke, „dass Freundschaften wie Feindschaften, sobald sie echt sind, übermenschlich sind und jenseits unseres Eigenwillens -“

Es kam noch vieles zur Sprache, - wie merkwürdig es sei, wieviele Male man im Leben alt würde und beinahe stürbe, - und dann noch einmal wieder viel jünger werde als vorher und wiederum altere, und so fort -

Er gab mir noch etwas mit für Dich, eine Photographie, die Dich freuen wird. Auch sonst bringe ich allerhand mit.

Brief 15

den 4. VIII. 15

In der Stille des Abends noch ein paar Worte, die ich womöglich noch in den Kasten bringen will. Eben habe ich mit Mühe meinen Reisekorb ausgebessert (der eine Riegel war abgegangen) und habe mir eine Liste aufgestellt, was noch alles vor der Abreise zu besorgen, zu bezahlen und zu besuchen ist. Mit meinen Kleidern ging es wie immer. Ich zog stets dieselben an und habe die anderen umsonst mitgenommen, - wie ich es vorher hätte wissen können.

Die Kopie, von der ich nur zwei Skizzen gelten liess, war mir doch eine grössere Enttäuschung, als ich Dich merken liess. Wenn ich jetzt frei wäre, könnte ich die Arbeit in aller Ruhe bis in alle Ewigkeit fortsetzen, hätte Zeit! wie damals, als ich noch soviel Zeit vertat.

Purrmanns bleiben noch hier. Erzählte ich Dir, dass Frau Purrmann eines Abends bei Klages eingeladen war mit vielen Bekannten zusammen, und alle hätten ganz ausser sich das Quartier verlassen, da Klages ihnen ihre Handschriften gedeutet hatte und aus lauter grossen Leuten lauter kleine gemacht hätte, - und umgekehrt?! Eine echte Mathilde Vollmoeller-Geschichte. -

Felix schrieb einen schönen Brief aus Ostpreussen. Ruhm bringt ihnen ihr Leben nicht ein, aber bei gründlichstem Schmutz manches „Saubere“. Sie haben Maschinengewehrstellungen ausgebaut, eine vierfache unter der Erde. Bei ihrem letzten Bau, unter Felix' Leitung, versenkten sie mit dem Grundstein eine Flasche mit einem Zettel darin. Auf dem stand geschrieben, dass bei dieser guten Arbeit unter ihnen allen kein uneiniges Wort gefallen sei.

Dann schrieb er von einer hübschen Polin, der Frau eines klugen alten Knaben. Alle hätten nach ihr geschaut, und sich jeder so oder so um sie beworben. Es sei wunderbar gewesen, wenn sie mit hohen nackten Beinen und ihrem kurzen Rock im Wasser stand und die Angel auswarf. Ein kräftiges Frauenzimmer von achtundzwanzig Jahren, eine echte Polin, von denen, die noch mit der französischen Rasse verwandt sind, - keine Polackin.

- Mit Rilke zusammen habe ich über meine Kopie nur gescherzt. Es sei mir zuweilen gewesen, als ob mir die Leute andächtig zuschauten. Es fühlte sich so still an neben mir, und wenn ich dann beiseite schielte, schauten sie der Kopistin mir gegenüber zu. Die kopierte keine Gemüseputzerin, sondern die reizende Galante von Boucher. Alle Feldgrauen, unterschiedslos Offiziere wie Gemeine, schauten sich andächtig an, wie die Kopistin so liebevoll mit ihrem Haarpinsel den rosa Rücken und die rosa Beine streichelte. Dagegen kam meine Köchin nicht auf.

- - Nun ist soeben, obwohl ich es garnicht mehr erwartete, Rilke noch einmal zu mir gekommen, hauptsächlich um mir noch Grüsse an Dich aufzutragen. Ein seltener Mensch, ja, das ist er wahrlich, und ohne jede Überhebung. Ja, er dankt zuweilen in ganz rührender Weise -

Er brachte mir die erste Fassung der *éducation* wieder, die ich ihm geliehen hatte, und sagte, auf dieses Buch würde man immer wieder zurückkommen. Das heisst, auf das ganze Buch, nicht diese erste Fassung. Er meinte, es sei nicht ausgeschlossen, dass er einmal nach Laubach kommen würde, um Dich zu sehen. Was würdest Du dazu sagen? Ich glaube, Du wärest imstande und schriebest ihm ab. Als ich ihm das sagte, lachte er herzlich:

Das glaube er auch.

Mir kam vor, als sei es das letzte Mal, dass wir in diesem Leben uns sahen. Oder auch sieht man sich vielleicht das nächste Mal unter so neuen fremden Bedingungen, ist das Spielbrett so neu geordnet, dass man sich nicht mehr erkennt. So ist es viel öfter im Leben als wir meinen.

Es gibt nichts, was so weh tut als ein wahrer Moment. Er offenbart: Von nichts leben wir so fern, - fast immer - als von uns selbst. - -



Editha Klipstein. Fotografie von Albert Renger-Patzsch. 1950.

Rolf Haaser

Spuren eines „ausnahmsvollen Jahrs“¹

Bemerkungen und Beobachtungen zu Editha Klipsteins München-Briefen aus dem Sommer 1915

Der 1983 verstorbene Literaturwissenschaftler und Wegbereiter der dekonstruktivistischen Literaturtheorie Paul de Man setzt sich im Rilke-Kapitel seiner 1988 im Suhrkamp-Verlag in deutscher Übersetzung erschienenen *Allegorien des Lesens* u.a. mit der Frage auseinander, worauf die anhand vieler Selbstzeugnisse von Leserinnen und Lesern belegte besondere Wirkung Rainer Maria Rilkes (1875-1926) beruhe, denn er sei einer der wenigen Dichter des frühen 20. Jahrhunderts gewesen, die ein großes und weltweites Publikum erreicht hätten. Selbst in Frankreich, wo Yeats, Eliot, Trakl und Hofmannsthal neben anderen bedeutenden Dichtern der Rilke-Zeit nur wenig gelesen worden seien, habe man Rilke häufig gelesen, häufiger sogar als die meisten französischen Lyriker seiner Zeit, und noch mehr als fünfzig Jahre nach seinem Tod sei ein sehr lebendiger Rilke-Mythos außerhalb der deutschsprachigen Welt feststellbar gewesen.

Diesen Grad öffentlicher Wertschätzung findet de Man um so bemerkenswerter, als Rilke kein leichter und populärer Dichter sei, dessen Werk sich gegen Übersetzung sperre, dessen Themen eigen und dessen Diktion nicht selten gewunden sei. Dass Rilke dennoch mit beträchtlichem Eifer rezipiert worden ist, ist für Paul de Man Anlass, dem spezifischen Leseverhalten der weit verbreiteten Rilke-Gemeinde auf die Spur zu gehen. Wie kommt es, so fragt er sich, dass sehr viele Leser Rilkes, - auch solche, die ihm in ihrer Sprache und in ihrer Lebensweise fern standen, - vieles von dem, was er zu sagen hatte, so rezipierten, als sei es für sie unmittelbar von Belang gewesen? Denn viele hätten, so führt der Autor aus, Rilke so gelesen, „als hätte er die entlegensten Winkel ihres Selbst angesprochen, indem er Tiefen auftat, deren Vorhandensein sie schwerlich vermuteten, und ihnen ermöglichte, Prüfungen in Angriff zu nehmen, die er ihnen zu überstehen

¹ Rainer Maria Rilke spricht in einem Brief an seinen Freund Thankmar von Münchhausen, bezogen auf einige seiner zeitgenössischen Schriftsteller-Kollegen, von den „Autoren dieses ausnahmsvollen Jahrs“, wobei er auf die Turbulenzen des ersten Kriegsjahres 1914/15 anspielt. Der von Rilke benutzte Ausdruck wird hier leicht zweckentfremdet auf den Sommer 1915 übertragen. - Rainer Maria Rilke an Thankmar von Münchhausen, 6.3.1915. In: Rainer Maria Rilke. Briefwechsel mit Thankmar von Münchhausen 1913 bis 1925. Hg.v. Joachim W. Störck. Frankfurt am Main und Leipzig: Insel Verlag 2004, S. 36.

und zu überwinden half.“² Diese ausgesprochen persönliche Art der Rezeption hat de Man in zahlreichen Biographien, Erinnerungen und Briefen ausgemacht, die die Vermutung nahelegen, dass Rilke über die Heilkraft jener verfügt habe, die „einen Zugang zu den verborgenen Schichten unseres Bewußtseins öffnen oder zu einem Feingefühl, die denen, die imstande sind, seinen Schatten wahrzunehmen, das vertrauenerweckende Bild ihrer eigenen Unruhe widerspiegelt.“

Rilke selbst hat bisweilen dem Phänomen der besonderen Wirkung seiner Werke auf andere mit Staunen gegenüber gestanden und sich mehrfach mit dem Paradox des Gelingens seiner Werke bei gleichzeitiger eigener Schwäche in der Bewältigung der persönlichen Lebensverhältnisse gedanklich auseinandergesetzt. So schreibt er „am letzten November“ 1913 aus Paris an Ilse Erdmann, die sich zu diesem Zeitpunkt einer medizinisch-psychiatrischen Behandlung in Bonn unterzieht und in deren Verlauf neben dem Rat ihres Arztes auch das einführende Verständnis des Dichters gesucht hat:

Das was in meinem Gedicht oder sonst einem Kunstwerk an Gelingen und Einsicht glücklich zusammenkommt, ist ja nicht zugleich Bewältigung und Können des täglichen Lebens -, und wenn es sich darum handelte, zu entscheiden, wer von uns Beiden wertloser ist, es würde vielleicht das Übergewicht herüber auf meine Seite fallen. Freilich hat, bei aller Noth, der künstlerisch Schaffende seine Bestätigung eben in jener Kraft, die sich zuweilen seiner bedient und die dann soviel mit ihm ausrichtet, daß er, wie bedrängt er sonst auch sei, die Geduld aufbringt, sich für sie zu erhalten.³

Der erste, dem dieser denkwürdige Passus in Rilkes Brief aufgefallen ist, war Dieter Bassermann, der in seinem 1948 in zweiter Auflage erschienenen Buch *Der späte Rilke*, - einem Klassiker der älteren Rilke-Forschung, - erstmals und relativ umfassend die Briefe Rilkes an Ilse Erdmann ausgewertet hat⁴, ohne freilich die Gegenbriefe Ilse Erdmanns zu kennen. Bassermann findet es sonderbar, wie Rilke an dieser Stelle „das ‚Bewältigen‘ und ‚Können im täglichen Leben‘ und das ‚künstlerische Schaffen‘ hoffnungslos unverbunden auseinanderklaffen“ lässt, und er sieht es in der Fortführung dieses Gedankens schließlich sogar als die bewegende Grundfrage Rilkes an, „daß er nicht imstande war, im Leben wahr zu haben, was er im künstlerischen

² Paul de Man: „Tropen (Rilke)“. In: Ders.: Allegorien des Lesens. Frankfurt 1988. S. 52-90; hier S. 52.

³ Wilhelm Kölmel (Hg.): Ein Briefwechsel. Ilse Erdmann - Rainer Maria Rilke. Waldkirch: Waldkircher Verlag 1998, S. 1.

⁴ Dieter Bassermann: *Der späte Rilke*. Essen und Freiburg i.Br.: Verlag Dr. Hans v. Chamier 1948. - Zitate aus den Briefen Rilkes an Ilse Erdmann finden sich in folgenden Abschnitten: „Der wendende Punkt“ (S. 145); „Gott und Götter“ (S. 252, 264, 269, 275); „Spanische Reise“ (S. 291f.); „Liebe und Tod“ (S. 378, 381).

wahrgenommen und wahr-gesagt hat.“⁵ Ob diese verabsolutierende Deutung der Briefstelle einen Wesenskern in Rilkes Selbstauffassung trifft, sei dahingestellt. Bassermanns Schwäche liegt in dem selbstgesetzten Anspruch, eine umfassende Werkinterpretation Rilkes ausschließlich aus den Worten Rilkes auf die Beine zu stellen, was ihn bei den Briefzitatzen, die er verwendet, gewissermaßen zwangsläufig dazu verleitet, diese aus dem Kommunikationszusammenhang herauszulösen, in dem sie entstanden sind. Bassermanns Befund ist aber dennoch nicht in den Altpapierbehälter der Rilke-Forschung zu werfen, wenn man ihn auf die Annahme beschränkt, dass Rilke die von Bassermann geglaubte Grundbefindlichkeit jedenfalls aus rollenstrategischen Gründen in seinen Briefen gegenüber der ihm unbekanntem Ilse Erdmann einnimmt.

Einer in der Substanz ähnlichen Denkfigur begegnen wir in einem anderen Brief Rilkes an die inzwischen nach Laubach in Oberhessen übergesiedelte Ilse Erdmann, der im zweiten Kriegsjahr am 11. September 1915⁶ verfasst wurde:

[...] ich würde mich als der im Grunde Unbeholfenste, ja als nahezu Hülfebegehrender herausstellen, während Sie in mir doch den Helfenden anzureden entschlossen sind. Und ich weiß, daß keine Überhebung und unmittelbare Unwahrheit darin liegt, wenn ich Sie gewähren lasse, als wäre ich wirklich helfend. Dies ist zwischen uns eine Voraussetzung, von deren Beweis wir absehen -, und am Ende weiß, unter Einsamen, doch keiner, ob er nicht in seiner Noth dem Anderen doch noch tröstlich sei, ob nicht die Gebärden seiner eigenen Ratlosigkeit zeichengebend und winkend in den Raum des Unabsehblichen hineinwirken.

Wie auch der folgende Passus aus einem späteren Brief Rilkes aus Wien an dieselbe Adressatin vom 20. Februar 1916 belegt, hat der Dichter auch im weiteren Verlauf des Briefwechsels die Zeichnung dieses Selbstbildes fortgeschrieben:

Ich bin weit davon, Ilse, aber ich fange an zu begreifen, wie die zunehmende Überlegenheit meiner Arbeit mich in diese Lage bringen konnte, indem aus meinem Werk unbegreifliche Sicherheiten redeten und mir jedesmal bei weitem zuvorkamen, wenn ich gestehen wollte, ein Verzagter und Absagender zu sein. Und wenn ich es geschrieben habe, so war doch das stete Sagen meiner Arbeit stärker und glaubhafter.⁷

⁵ Dieter Bassermann: *Der späte Rilke*. Essen und Freiburg i.Br.: Verlag Dr. Hans v. Chamier 1948, S. 145 f.

⁶ Wilhelm Kölmel (Hg.): *Ein Briefwechsel. Ilse Erdmann – Rainer Maria Rilke*. Waldkirch: Waldkircher Verlag 1998, S. 51-54; hier S. 52.

⁷ Wilhelm Kölmel (Hg.): *Ein Briefwechsel. Ilse Erdmann – Rainer Maria Rilke*. Waldkirch: Waldkircher Verlag 1998, S. 82. – Es spricht für das literarische Gespür Dieter Bassermanns, dass er bei seiner Sichtung des Briefmaterials auch diese Passage aufnotierte und in seinen Argumentationszusammenhang einbaute. Vgl.: Dieter Bassermann: *Der späte Rilke*. Essen und Freiburg i.Br.: Verlag Dr. Hans v. Chamier 1948, S. 275.

Es ist bemerkenswert, dass Paul de Man ohne Kenntnis der erst 1998 veröffentlichten Gegenbriefe Ilse Erdmanns⁸, die ihm also wohl ebensowenig vorgelegen haben wie Dieter Bassermann, zu einer Problembeschreibung kommen konnte, für die ausgerechnet dieser Briefwechsel eine nachgerade beispielhafte empirische Grundlage bietet. Sicher konnte er einige seiner Schlüsse aus Briefen Rilkes an Ilse Erdmann ziehen, die 1950 im Druck erschienen waren, aber hat das wirklich hingereicht, die Beschreibung eines Leseverhaltens abzuliefern, für das die Rilke-Rezeption Ilse Erdmanns, wie im folgenden deutlich werden wird, nachgerade als Signum erhalten könnte? Darauf zu spekulieren, dass de Man die zu seinen Lebzeiten noch unveröffentlichten Briefe Ilse Erdmanns an Rilke eingesehen haben könnte, muss man aufgrund der hohen Unwahrscheinlichkeit dieser Annahme verzichten. Dass er aber, was Ilse Erdmanns Rolle als Briefpartnerin Rilkes betrifft, gleichwohl nicht über hellseherische Fähigkeiten verfügt haben muss, legt ein Passus aus den Rilke-Erinnerungen Lou Albert-Lasards nahe, die 1952 erschienen waren und die die besondere Aufmerksamkeit de Mans herausgefordert haben dürften:

Jahrelang konnte er mit irgendeiner kleinen Postbeamtin korrespondieren, die er niemals gesehen, mit jenem Dorfpfarrer, mit dem er einmal eine Stunde in einem Omnibus gereist war. So unterhielt er auch mit einer dauernd ans Bett gefesselten Kranken einen langen Briefwechsel; als ich sie später besuchte, gestand sie mir, nur aus dem Reichtum, der ihr aus seinen Briefen zufließt, die Kraft des Überstehens geschöpft zu haben und einen neuen Lebensinhalt.⁹

Der hier erwähnte Besuch Lou Albert-Lasards bei der nur phasenweise, durch verschiedene ihr von den Ärzten verordnete Liegekuren ans Bett gefesselten Ilse Erdmann fand im Oktober 1915 in Laubach statt.¹⁰ Da war es gerade einmal etwas mehr als ein Monat her, dass Editha Klipstein bei ihr in ihrer Atelierwohnung in München für fünf Wochen als Untermieterin gewohnt hatte.

⁸ Wilhelm Kölmel (Hg.): Ein Briefwechsel. Ilse Erdmann – Rainer Maria Rilke. Waldkirch: Waldkircher Verlag 1998. – Der ohne erläuternden Kommentar herausgegebene Briefwechsel ist leider bisher noch nicht wirklich auf den ihn umgebenden Diskurshorizont bezogen, was aber zu einem einigermaßen sinnvollen Verständnis unabdingbar wäre. Erschwert wird seine Erschließung vor allem dadurch, dass der Herausgeber den wichtigsten und aufschlussreichsten Brief Ilse Erdmanns an Rilke nicht in die Sammlung aufgenommen hat. Dieses Defizit soll der im Anhang abgedruckte Doppelbrief vom 8. und 11. März 1914 beheben helfen. Die Briefe Editha Klipsteins an Ilse Erdmann sind nicht zuletzt als ein Parallelbriefwechsel zu dem Briefwechsel Ilse Erdmanns mit Rilke zu betrachten. Auch der vorliegende Abdruck der München-Briefe Editha Klipsteins erlaubt es dem an Rilkes Biographie interessierten Leser, einige dunkle Stellen im Briefwechsel zwischen Rilke und Ilse Erdmann aufzuhellen.

⁹ Lou Albert-Lasard: Wege mit Rilke. Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag 1952, S. 15f.

¹⁰ Das Datum dieses ersten Besuches von Lou Albert-Lasard in Laubach lässt sich auf den Zeitraum zwischen dem 12. und dem 21. Oktober 1915 eingrenzen.

In ihrem in dieser Zeit geführten Tagebuch notiert Editha Klipstein in zwei kurzen Einträgen die Wirkung, den die Welt dame Lou Albert-Lasard bei ihrem Auftritt in dem kleinen Laubach hinterlassen hat:

21. Oktober 1915

Frau Alberts Besuch hier kostete uns fast unseren Ruf. „Rainer“ wurde für Ilse zu etwas andrem. „Jetzt könnte ich nur noch Du zu ihm sagen.“

25. Oktober 1915

All dies hat sich schon wieder gereinigt und Rilke steht auf seinem alten Platz. Heute las ich bei Ilse einige Stellen in seinem Malte Laurids Brigge und fand sie sehr gut. Ilse meinte: die Ideen dieses Buches hätten in dieser Fixierung noch nicht ihr klassisches Bild erreicht. Die meisten klassischen Bücher hätten ihre Vorläufer, und dies sei wie ein Vorläufer für etwas Zukünftiges.

Als ich im Rilke las, schien es mir plötzlich so unverständlich, dass er Frau Albert liebt, die hier doch wirkte wie ein heimatloses Fähnchen ohne Substanz, ohne Stil, ohne Laster und Tugend, nur voll von vogelfreien Begabungen. Ohne Charakter.

Die Kinder stauten sich an der Gartenpforte, als Frau Albert, rothaarig, im schwarzen Samtkostüm, hinkend, mit silbernem Stöckchen auffiel, und dreimal „auffiel“. Dennoch war sie mir noch lieber als die Gaffer.

In ihrem Erinnerungsbuch *Wege mit Rilke* fügt Lou Albert-Lasard, - im Rilke-Umfeld damals zur besseren Unterscheidung von Lou Andreas-Salomé einfach „Loulou“, „Lulu“ oder auch „Lal“ genannt, - im Rückblick auf ihren damaligen Besuch in Laubach hinzu, dass Rilke sie bei dieser Gelegenheit brieflich aufgefordert habe, Ilse Erdmann alle Hemmungen zur Fortsetzung ihres Briefwechsels mit ihm zu nehmen. „Bestärke nur Ilse Erdmann“, so habe Rilke ihr damals geschrieben, „in dem Gefühl, daß sie mir immer schreiben könne, denn sie wirft sich's immer wieder vor, und es ist doch so nah und einfach von ihr zu mir. Darin möchte sie sich gehen lassen.“¹¹

Der Hinweis Lou Albert-Lasards auf Rilkes Briefwechsel mit Ilse Erdmann steht in ihrem Erinnerungsbuch an exponierter Stelle, nämlich am Anfang der Beschreibung ihrer ersten Begegnung mit Rilke. Lou Albert-Lasard scheint zumindest einigen dieser merkwürdigen Briefwechsel Rilkes mit einer gewissen Skepsis gegenübergestanden zu haben, hat aber eine gewisse Begründung zur Hand, die sie unter Berufung auf Rilkes eigene Erklärung zur Kenntnis bringt. Rilke habe ihr nämlich anvertraut, dass er

¹¹ Lou Albert-Lasard: *Wege mit Rilke*. Frankfurt/Main: S.Fischer, 1952, S. 16. - Ilse Erdmanns Reaktion auf den Besuch Lou Albert-Lasards ist in ihren Brief an Rilke vom 24. Oktober 1915 eingeflossen: „Es macht mir Sorge, daß Sie vielleicht denken könnten, durch Loulou Alberts Besuch kann ich jetzt nicht schreiben. Der Besuch hat vielleicht nur ausgemacht, daß ich den angefangenen Brief nicht weiterschreiben konnte, weil doch irgendwie alles anders und neu war. Aber es schien mir, als würde ich noch viel leichter und natürlicher schreiben können, ganz andere Dinge noch, und von einer anderen Wahrheit aus.“ - Wilhelm Kölmel (Hg.): *Ein Briefwechsel. Ilse Erdmann - Rainer Maria Rilke*. Waldkirch: Waldkircher Verlag 1998, S. 77.

aus verschiedenen demütigenden Zurücksetzungen, die er in Prag in seiner Familie und öffentlich bei zahlreichen vergeblichen Versuchen, sein erstes, selbstverlegtes Buch unter die Leute zu bringen, den Entschluss gefasst, immer offen und bereit zu sein für alle, die ihn suchten. In den Genuss dieser Selbstverpflichtung Rilkes ist Ilse Erdmann nach der Einschätzung Lou Albert-Lasards neben dem erwähnten Dorfpfarrer aus dem Omnibus und der genannten Krankenschwester gelangt.

Mit der Veröffentlichung der München-Briefe Editha Klipsteins an Ilse Erdmann stoßen wir also, - soviel dürfte aus den hier herangezogenen Belegstellen deutlich geworden sein, - in den von Paul de Man herausgeschälten Kern einer spezifischen Rilkerzeption vor und schließen eine kleine, nichtsdestoweniger markante Lücke in der bisherigen Rilke-Biographik. Aber nicht nur die Person Rilkes gewinnt für den betreffenden Zeitraum des Sommers 1915 an Anschaulichkeit, sondern gewissermaßen unter der Hand lassen sich für wichtige Personen aus dem Rilke-Umfeld deutlichere Konturen ziehen, als ihnen bisher eigen waren, jedenfalls was den hier in Frage stehenden Zeitpunkt des ersten Jahres nach Beginn des Ersten Weltkriegs angeht. Neben den eigentlichen Rilkebeschreibungen, die den Tenor der Briefe beherrschen und die den Reiz der Edition ausmachen, begegnen uns in besonderem Maße und auf je unterschiedliche Weise auch die für Rilke so wichtigen Frauenfiguren einer Lou Albert-Lasard, Regina Ullmann, Mathilde Vollmoeller-Purmann, mittelbar als Adressatin der Briefe auch Ilse Erdmann und nicht zu vergessen Editha Klipstein selbst, die als Verfasserin der München-Briefe immerhin auch ein wichtiges Dokument zu ihrem eigenen biographischen Werdegang bereitstellt und gleichzeitig einen wertvollen Einblick in eine wichtige Facette ihrer intellektuellen Entwicklung gewährt.

Brief 1

Montag, 5. Juli 1915

Der äußere Anlass für Editha Klipsteins Reise nach München Anfang Juli 1915 war gewissermaßen ein professioneller, sie sollte nämlich für einen leider nicht mehr feststellbaren Auftraggeber das Gemälde „Die Gemüseputzerin“¹², wie sie es nennt, von Jean Baptiste Chardin (1699-1779) in der Pinakothek in München kopieren.¹³

¹² Editha Klipstein benutzt diesen Titel für das Gemälde, ohne dass erkennbar wäre, woher sie diesen genommen hat. In kunstgeschichtlichen Publikationen werden üblicherweise die Bezeichnungen „Die Rübenputzerin“ oder „Die Küchenmagd“ verwendet. Das Gemälde befindet sich in der Alten Pinakothek in München.

¹³ Denkbar erscheint auch, dass ihr Mann Felix Klipstein, der sich zu diesem Zeitpunkt im Fronteinsatz in Ostpreußen befand, Editha Klipstein gebeten hat, eine Kopie des Gemäldes



Editha Klipstein: Kopie des Gemäldes von Jean Baptiste Chardin „Die Rübenputzerin“. 1915.

anzufertigen. Hinweise auf irgendwelche druckgrafischen Verwendungen der von Editha Klipstein in München angefertigten Aquarell-Kopien finden sich im Werk Felix Klipsteins allerdings nicht. Von den in München angefertigten Kopien nach Chardins „Rübenputzerin“ befindet sich lediglich noch das in dieser Edition abgebildete Schwarzweiß-Aquarell im Laubacher Nachlass Editha Klipsteins.

Diesen Auftrag empfand Editha Klipstein als willkommene Abwechslung von ihren täglichen Pflichten als Hausfrau und junge Mutter im heimischen Laubach. Die in dem Brief an Ilse Erdmann eingestreuten Bemerkungen, dass das Kopieren des Gemäldes den Genuss ihres Aufenthaltes in der Kunststadt beeinträchtigt, ist wohl eher als eine rhetorische Floskel, denn als eine wirkliche Klage über eine befürchtete Belastung zu verstehen. Schon früher, während ihrer Studienaufenthalte in Paris und Madrid, hatte sie es genossen, sich in den großen Galerien der genannten Metropolen mit der Staffelei vor eines der repräsentativen Gemälde zu setzen, um es zu kopieren, während die Museumsbesucher ihr dabei über die Schulter schauten. Nicht zuletzt hatte sie auf diese Weise die Aufmerksamkeit ihres nachmaligen Ehemanns, des Kunstmalers und Graphikers Felix Klipstein (1880-1941), während des Kopierens eines Velasquez im Jahr 1908 im Prado in Madrid auf sich gezogen.

So erscheint es verständlich, dass der Kopierauftrag mit der damit verbundenen Münchenreise auch einen gewissen Erholungswert für Editha Klipstein gehabt haben dürfte, - und erholungsbedürftig war die Wahl-Laubacherin nach Ablauf des ersten Kriegsjahres mehr als genug. Gleich zu Anfang des Krieges war ihr Mann Felix eingezogen worden, und schon nach wenigen Wochen hatten sie und ihr Schwager August Klipstein ihn mit einer Kriegsverletzung, die ihn dauerhaft gehbehindert machen sollte, von einem Kriegs-Lazarett in Limburg an der Lahn abgeholt.

In einem zu diesem Zweck geliehenen PKW war der Kriegsverwundete zur gesundheitlichen Wiederherstellung ins Laubacher Schloss gebracht worden, wo die gräflich-solmsische Familie bereits zu diesem frühen Zeitpunkt des Krieges Räumlichkeiten zur Pflege von Kriegsverwundeten zur Verfügung gestellt hatte. Auch Lothar Erdmann, der Bruder ihrer engsten Freundin Ilse Erdmann, hatte das gleiche Schicksal erlitten und war im Frühsommer 1915 im Laubacher Schlosslazarett als Rekonvaleszent medizinisch versorgt worden. Editha Klipstein selbst hatte während des ersten Kriegsjahres unter einem wohl schon seit längerer Zeit sich unangenehm bemerkbar machenden Ohrenproblem zu leiden, das sich offensichtlich unter den psychischen Belastungen verschlimmerte. An mehreren Stellen in den Münchener Briefen an Ilse Erdmann wird deutlich, dass mit der Münchenreise auch die Hoffnung verbunden war, es könnte sich auf diese Weise gewissermaßen als willkommener Nebeneffekt eine Linderung des Ohrenübels einstellen. Dies aber war, wie wir wissen, leider nicht der Fall; - die starke Schwerhörigkeit sollte sie zeitlebens nicht mehr verlassen. Ermöglicht wurde die Reise aber nicht zuletzt dadurch, dass Ilse Erdmann sich bereit erklärt hatte, sich während der Abwesenheit Editha Klipsteins um deren Sohn Christian zu kümmern, der zum damaligen Zeitpunkt noch ein Kleinkind war.

Ilse Erdmann war es auch, die Editha Klipstein noch eine weitere Motivation für die Münchenreise verschaffte. Sie hatte nämlich seit Ende 1913 mit Rainer Maria Rilke den bereits erwähnten, sehr persönlichen Briefwechsel geführt, ohne freilich ihren Briefpartner persönlich kennengelernt zu haben. Rilke, der aufgrund des Kriegsbeginns seine Wahlheimat Paris hatte verlassen müssen und der daraufhin versuchte, in München wieder Fuß zu fassen, hatte zeitweise seine Unterkunft in der Pension Pfanner in der Münchener Finkenstraße gefunden, und um Ilse Erdmann einen Gefallen zu tun, hatte Editha Klipstein ihr zugesagt, eine Woche ihres auf rund einen Monat ausgelegten München-Aufenthaltes in der Pension Pfanner abzustiegen und Rilkes persönliche Bekanntschaft in einer Art von inszeniertem Zufall zu suchen. Ob es für dieses Unterfangen einen konkreten Anlass gab, lässt sich aus dem Inhalt der Briefe nicht erkennen und auch die Tagebücher und späteren Erinnerungs-Essays Editha Klipsteins geben keinen eindeutigen Aufschluss über diesen Punkt. Lediglich dass Ilse Erdmann ihren Briefwechsel mit Rilke vor der Münchenreise Editha Klipsteins als beendet betrachtet hatte und dass er durch die persönliche Begegnung Editha Klipsteins mit Rilke noch während des Verlaufs der Münchenreise wieder aufgenommen wurde, lässt sich als gesicherte Tatsache festhalten.



Editha Klipstein, Pfingsten 1915.

Als Editha Klipstein Anfang Juli 1915 in München ankam, fand sie bereits einen postlagernden Brief von Ilse Erdmann vor, was die Vermutung nahelegt, dass sie während ihrer Anreise noch an einem heute nicht mehr

feststellbaren Ort einen Zwischenstopp eingelegt haben wird. Von Rilke war in diesem ersten Brief vom 5. Juli 1915 noch nicht die Rede. Sie war zunächst einmal in einem Hotel abgestiegen und hatte der Pinakothek einen ersten Besuch abgestattet. Sicher hatte sie sich bei dieser Gelegenheit im Büro des Museums auch eine Kopiergenehmigung ausstellen lassen und wohl auch Kopierzeiten angemeldet. Unter den in der neuen Abteilung der Pinakothek ausgestellten Malern erwähnt sie in diesem ersten Brief zunächst einmal Leibl, der einen besonderen Eindruck auf sie gemacht hat. Dazu muss man wissen, dass Leibl an der Kunstakademie in Karlsruhe zeitweise einer der wichtigsten Lehrer Felix Klipsteins war, was Editha Klipstein freilich nicht ausdrücklich erwähnt, da sie dieses Hintergrundwissen bei Ilse Erdmann voraussetzen kann.¹⁴ Einen nicht genannten persönlichen Hintergrund muss man auch bei der Erwähnung Liebermanns heranziehen, der für den bemerkenswerten Preis von zwanzigtausend Mark ein repräsentatives Porträt von Ilse Erdmanns Vater, dem Philosophen Benno Erdmann, angefertigt hatte, während Ilse Erdmann selbst bei der Einrichtung ihrer kleinen Wohnung in Laubach sich auf das Kärglichste hatte beschränken müssen. Der Zufall will es, dass wir auch von Rainer Maria Rilke eine knappe Beschreibung einer Ausstellung in München nur wenige Monate zuvor überliefert bekommen haben. Es handelt sich um eine Ausstellung der Neuen Münchener Sezession, die Rilke allerdings nur geringe Begeisterung abnötigt. „Inzwischen hat die Neue Sezession sich aufgethan, herrliche Zeichnungen von Lehmbruck, ein schönes kühnes kleines Bild ‚Konzert‘ von einem (gefallenen) jungen Menschen: dieses würde sie gefreut haben; ein im Beten unterstützter großer ‚Moses‘ von Caspar: so ziemlich der ganze Ertrag von vier Sälen.“¹⁵

¹⁴ Zu Felix Klipsteins künstlerischem Werdegang vgl.: Rolf Haaser: „Gast am eigenen Tische“. Felix Klipstein und Friedrich Barth als Graphiker. Schriftenreihe des Vereins zur Pflege des künstlerischen Nachlasses von Felix und Editha Klipstein e.V. hg.v. Rolf Haaser und Wilhelm R. Schmidt. Bd. 1. Fernwald: litblockin Verlag 2005, S. 5-24.

¹⁵ Rainer Maria Rilke an Marianne Mitford, geb. von Friedländer-Fuld, München, 5. März 1915. In: Rainer Maria Rilke. Briefe zur Politik. Hg.v. Joachim W. Storck. Frankfurt am Main, Leipzig: Insel Verlag 1992, S. 105-108; hier S. 107. – Vgl. auch Joachim W. Storck: „Zeitgenosse dieser Weltschande“. Briefe Rilkes an Marianne Mitford geb. von Friedländer-Fuld aus dem Kriegsjahr 1915. In: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 26 (1982), S. 40-80; hier S. 67.



Ilse Erdmann mit Christian Klipstein, ca. 1915.

Bemerkenswert erscheint aus heutiger Sicht eine Gemeinsamkeit, die sich aus den beiden Beschreibungen herauskristallisieren lässt: dem konservativ gewendeten Kunstblick Editha Klipsteins steht der verhaltene Überdruß Rilkes an einer allzu großen Neuerungsfreudigkeit in weiten Teilen der modernen Kunstrichtungen gegenüber. Damit ist bereits eine inhaltliche Begegnungsebene angedeutet, die symptomatisch für die Tatsache ist, dass Rilke und Editha Klipstein im Sommer 1915 in vielen Punkten auf einer vergleichbaren Wellenlänge schwammen, bzw. in weiten Bereichen auf denselben oder einen ähnlichen Erfahrungshintergrund zurückblicken

konnten. Diese Basis war jedenfalls so tragend, dass eine hohe Bereitschaft zum wechselseitigen Zuhören in Verbindung mit einer Freude auf gegenseitige Begegnungen und Gedankenaustausche das Verhältnis zwischen Rilke und Editha Klipstein in diesen Sommerwochen in München prägten. Wie ungewöhnlich und bevorzugt die Stellung Editha Klipsteins im Gegensatz zu anderen Münchenbesuchern in dieser Zeit war, lehrt ein Blick in die einschlägigen Rilke-Biographien, die darauf verweisen, dass der Dichter sich in dieser Zeit ausgesprochen stark von Außenkontakten abschottete und sein Aufenthaltsort nur einem kleinen, ausgewählten Kreis von Vertrauten bekannt war. Das Geheimnis des so überaus auffälligen Gelingens dieser denkwürdigen Begegnungen mit Rilke ist aber wohl auch im Auftreten und in der Ausstrahlung Editha Klipsteins zu suchen, die nicht so sehr als Künstlerin und damals noch angehende Schriftstellerin, sondern vor allem als ungewöhnlich reflektierte Gesprächs- und Ansprechpartnerin beeindruckend konnte.¹⁶

Es ist gut möglich, dass die Beschreibungen beziehungsweise Notizen über die in der Pinakothek betrachteten Gemälde aus dem parallel zu den Briefen an Ilse Erdmann geführten Tagebuch Editha Klipsteins stammen, um die herum sie dann den ersten Brief an die Freundin in Laubach verfasste. Die Technik der Notation von Gemälden war Editha Klipstein seit frühester Jugend vertraut, wie beispielsweise ihr unveröffentlichtes Tagebuch einer Reise nach England aus dem Jahr 1899 belegt. Dabei ging es vor allem um die Herstellung einer Gedächtnisstütze, auf die sie im Bedarfsfall bei späterer Gelegenheit wieder zurückzugreifen pflegte und die sie wie ein Nachschlagewerk benutzte.

Die Doppelbegabung Editha Klipsteins als Kunstmalerin und Schriftstellerin hatte sich früh gezeigt, und lange bevor sie mit Ausstellungen und Publikationen an die Öffentlichkeit trat, hatte sich dies darin geäußert, dass sie, wohin sie sich auch immer begab, insbesondere aber auf längeren Reisen, neben ihrem Aquarell-Block ein Tagebuch mit sich zu führen pflegte, das sie mit einer deutlich erkennbaren Lust am Formulieren mit beschreibenden und nachdenklichen Einträgen versah. Dazu gehörte es dann eben auch, dass sie sich über Gemälde, die ihr zu Gesicht kamen, in knappen Notizen Rechenschaft gab. Eines ihrer frühen Vorbilder war die junge russische Malerin und Verfasserin intimer Tagebücher Marie Bashkirtseff, über die sie später einen Essay schreiben sollte. Zu der Doppelbegabung als Malerin und Schriftstellerin kam noch ein ausgeprägter Hang zur theoretischen Reflexion hinzu, der ihr aus dem Umfeld des Elternhauses in

¹⁶ Im Kreis der deutschen Malerinnen in der Pariser Bohème um 1905 galt Editha Klipstein als die „Philosophin“. Mit dieser Benennung wird auf eine Neigung Editha Klipsteins angespielt, die u.a. in der starken Reflektiertheit ihrer Tagebuchaufzeichnungen und einigen ihrer Essays, aber auch beispielsweise in der Formulierung von Aphorismen zum Ausdruck kommt.

Kiel und in Halle nahegebracht wurde. Ihre theoretischen Reflexionen führten sie im Laufe ihres Lebens zu einer eigenständigen Theorie der Kontraste, die sie in ihrer Jugend und Ausbildungszeit aus dem Kopieren von verschiedenen Gemälden des spanischen Malers Diego Velasquez in Madrid und aus der Lektüre der ersten Fassung der *Éducation sentimentale* von Flaubert abstrahiert und im Laufe ihres Lebens immer weiter ausdifferenziert hatte. Editha Klipsteins Kontraste-Technik, wie sie zuerst in der bildenden Kunst wahrgenommen und später dann nach und nach auch auf die Literatur in Anwendung gebracht hatte, findet sich auch in den Rilke-Essays, die in dieser Edition gleichzeitig mit den München-Briefen Editha Klipsteins vorgelegt werden.

Editha Klipsteins künstlerischer Werdegang kann an dieser Stelle nur skizzenhaft beschrieben werden.¹⁷ Getragen ist ihr Kunstschaffen von der Ablehnung des bürgerlichen Historismus der Kaiserzeit, wie sie ihn in den Kreisen des gehobenen Bürgertums in Halle und Berlin, denen sie von ihrer Herkunft her zugehörte, kennengelernt hatte. Verbunden damit ist eine tendenzielle, wenn auch begrenzte Öffnung zur Moderne, die sie vor allem in Berlin während ihrer Malausbildung, zunächst bei ihrem Onkel Reinhold Lepsius und bei dessen Frau Sabine, dann im Ausbildungsatelier bei Lovis Corinth kennengelernt hatte. Ihre zeitweise Auswanderung in die Pariser Bohème zu Anfang des 20. Jahrhunderts ermöglichte es ihr, sich zwischen Tradition und Moderne, zwischen „Vater Leibl“ und „Sohn Cézanne“, in der Schwebe zu halten, wie sie es am Ende ihres ersten Briefes an Ilse Erdmann auf eine prägnante Formel bringt.

Diese tendenzielle Offenheit wird durch die Begegnung mit Felix Klipstein einer gewissen Konklusion zugeführt, insofern sie die von ihrem Mann gewollte Selbstbeschränkung der künstlerischen Freiheit auf einfache Linien unter Betonung des hart erarbeiteten, handwerklichen Aspektes der Kunstproduktion auch zur Maxime des eigenen Arbeitens erhob. Dieser von ihrem Freundeskreis als konservative Wende empfundene Gesinnungswandel Editha Klipsteins wurde ihr gelegentlich zum Vorwurf gemacht. Der Stoßseufzer Mathilde Vollmoeller-Purmanns während ihrer in den hier vorgelegten Briefen geschilderten Wiederbegegnung in München 1915, dass sie seinerzeit in Paris viel von ihr erwartet hätten und dass nun nichts mehr davon zu spüren sei, gehört ebenso in die Reihe dieser Bemerkungen wie folgender Passus aus einem Brief Ilse Erdmanns an Rilke vom 24. Oktober 1915¹⁸:

¹⁷ Eine brauchbare Monographie zu Editha Klipstein, insbesondere was ihre künstlerische und literarische Entwicklung betrifft, ist nach wie vor ein dringendes Desiderat der Klipstein-Forschung. Die Magisterarbeit von Nicola Herweg wird leider aufgrund zahlreicher fachlicher Mängel und inhaltlicher Unrichtigkeiten selbst populärwissenschaftlichen Ansprüchen kaum gerecht.

¹⁸ Wilhelm Kölmel (Hg.): Ein Briefwechsel. Ilse Erdmann – Rainer Maria Rilke. Waldkirch: Waldkircher Verlag 1998, S. 78.

Ich muss noch etwas Törichtes wieder gut machen, daß ich zu Loulou Albert sagte. Das war, als wir über Ditha's Bilder sprachen. Ich sagte da so gedankenlos etwas hin von Ditha's zu großer Kritik.

Ich durfte das aber nicht sagen, da ich's nicht wirklich meinte. Denn ich weiß, was Ditha alles aufgegeben hat, um so zu arbeiten, wie sie es jetzt tut. Und wie sehr ihr Arbeiten aus einem entsagungsvollen Prinzip heraus geschieht, aus einem Prinzip, das erst wieder die Anfänge wissen will und die Basis, und das Geringste so gut tun will, wie die ganz großen Künstler das Ganze tun können.

Auch die von Ilse Erdmann im Dezember 1916 an Rilke mitgeteilte Reise zu ihrem Bruder Lothar Erdmann nach Bonn, der inzwischen die Frau seines im Kriege gefallenen Freundes August Macke geheiratet hatte, deutet einen ähnlichen Zusammenhang an:

Im Haus meines Bruders sind alle Wände mit Bildern und Studien von August Macke bedeckt, auch einige Sachen von Franz Marc und anderen Expressionisten sind da. Ich hab das zuerst alles mit einem Widerstand angesehen, ich kam von künstlerisch sehr anders gerichteten Menschen, und hatte mich an ihren Anschauungen gebildet, und es war auch in mir selber nichts, das für dieses Neue sprach.¹⁹

Die aus heutiger Sicht als künstlerischer Konservatismus erscheinende Haltung war aus der zeitgenössischen Perspektive Editha und Felix Klipsteins aber keineswegs als rückständig begriffen worden, - im Gegenteil. Das Laubacher Künstlerehepaar hielt sich in ihrem eigenen Selbstverständnis gewissermaßen für avantgardistischer als die Avantgarde. In ihrem Schaffen, - so die Vorstellung, - bewegten sie sich auf einer Ebene, die ihrer Zeit weit voraus war und die einer zukünftigen Kunst zuarbeitete. In dem Denkmodell, das dieser Auffassung zugrunde lag, erschien die Kunst der ästhetischen Moderne mit ihren rasch sich beschleunigenden Modernisierungsschüben als Ausdruck einer umfassenden Krise, die das Alte Europa ergriffen hatte und die das Erstarken einer neuen, großartigen, stabilen und monumentalen Kunstepoche einleitete. Die Haltung, die Editha und Felix Klipstein gegenüber den vor ihren Augen sich auftuenden Bewegungen der Modernen Kunst einnahmen, lässt sich daher nicht einfach auf den Begriff „Anti-Modernismus“ reduzieren, da das Moment des Vorgriffs auf die erwartete Kunst nach der Moderne für das Denken und Handeln des Laubacher Künstlerehepaars zentral war. Wenn Editha Klipstein auf die Kritik Mathilde Vollmoeller-Purrmanns an ihrer der Programmatik Felix Klipsteins geschuldeten Beschneidung der eigenen künstlerischen Freizügigkeit antwortet, sie habe Gott immer um einen Künstler als Ehemann gebeten und könne sich daher nicht darüber beschweren, dass sie dann auch einen bekommen habe, dann steckt dahinter eine genau kalkulierte doppelte Ironie. Denn in diesem Aphorismus ist in

¹⁹ Wilhelm Kölmel (Hg.): Ein Briefwechsel. Ilse Erdmann - Rainer Maria Rilke. Waldkirch: Waldkircher Verlag 1998, S. 115f.

der Doppelcodierung von Bestrafung und Belohnung der darauf beruhende Gestus der Übersteigerung der Moderne, als deren Repräsentantin hier Mathilde Vollmoeller-Purrmann sich inszeniert, im vermeintlichen Vorgriff auf eine Kunstepoche jenseits der Moderne aufgehoben.

Brief 2

Dienstag, 6. Juli 1915 abends und Mittwoch, 7. Juli 1915 morgens

Beim Betreten des Gebäudes Finkenstr. 2 registriert Editha Klipstein beiläufig, dass es sich um das Druck- und Verlagshaus der Firma Georg D.W. Callwey handelt. Diese eher marginale Bemerkung sei gleichwohl zum Anlass genommen, einen kurzen Blick in die ältere Geschichte des heute noch existierenden Verlages zu werfen. Laut Auskunft von Herrn Helmuth Baur-Callwey hat sein Großvater das Haus um 1902 mit der Druckerei Kastner & Lossen erworben und Verlag und Wohnung in dem Gebäude, bzw. in den nebeneinander liegenden Gebäuden vereinigt.²⁰

Der Verlagsgründer Georg Friedrich Wilhelm Callwey begann 1884 das Unternehmen als Verlagsbuchhandlung, aus der sich schon bald ein ausgesprochen schöngeistiger Verlag entwickelte. In der Anfangsphase vertrat er damals so namhafte Autoren wie Carl Hauptmann, Anton Pichler und Hermann Lingg. Callweys Unternehmergeist wandte sich daneben schon früh dem Verlegen von Fachzeitschriften zu, darunter die illustrierte Zeitschrift für Maler und verwandte Gewerbe *Die Mapp*e und die Architekturzeitschrift *Der Baumeister*. Der Callwey Verlag gewann damals eine große Bedeutung für das Bildungsbürgertum, wobei eine wachsende bildungshungrige, aber unakademische Mittelschicht sich als Zielgruppe des Verlagsgeschehens herauskristallisierte. Den entscheidenden Schritt in diese Richtung vollzog Callwey mit der Übernahme des von Ferdinand Avenarius, einem Neffen Richard Wagners, gegründeten und redigierten *Kunstwart*, durch den das Profil des Verlages um die Jahrhundertwende bis in den Ersten Weltkrieg hinein wesentlich geprägt wurde. Die Zeitschrift formierte sich zunehmend als „Rundschau über alle Gebiete des Schönen“, wie sie zeitweise im Untertitel hieß, und gehörte zu den wichtigen kultur-erzieherischen Zeitschriften in den 20er und 30er Jahren. Die Revue, die nicht nur Literatur, Malerei, Musik, Theater und die noch junge Fotografie, sondern ausdrücklich auch die Gebrauchskunst erfasste, verstand sich als Einrichtung zur Förderung einer moralisch-ästhetischen Volkserziehung. In der Forderung nach harmonischer Übereinstimmung von Material und Zweck und in der Propagierung einer vermeintlich echt deutschen Ästhetik,

²⁰ Ich danke Herrn Helmuth Baur-Callwey für informative Auskünfte und freundliche Überlassung reichhaltigen Materials zur Verlagsgeschichte sowie der Autobiografie seines Vaters Karl Baur.

für die eine Mischung aus Realismus und mystischer Innerlichkeit galt, vertrat Avenarius tendenziell einen nationalromantischen Konservatismus. Die Malweisen Albrecht Dürers, C. D. Friedrichs oder Arnold Böcklins galten als Muster dieser Kunstrichtung, und Avenarius pflegte zahlreiche Kontakte zu Künstlern, Kunsttheoretikern und Kritikern, die sich in der Spannweite dieser abgesteckten Ästhetik zu Hause fühlten und für die die Finkenstraße Anlaufstation und wichtige Adresse war.



Callweg-Verlagsgebäude in der Finkenstraße, um 1920.

Seit 1906 erschien bei Callweg das *Münchener Jahrbuch der Bildenden Kunst* mit einem interessanten Mitarbeiterstab, darunter Adolf von Hildebrand, die Gebrüder Seidl, und, - für unseren Zusammenhang von Interesse, - der Professor für klassische Archäologie und Direktor der Abguss-Sammlung Adolf Furtwängler. Als im Jahre 1908 der „Dürerbund“ aus der Taufe

gehoben wurde, waren Callwey und Avenarius unter den Gründungsmitgliedern, und bis zum Ersten Weltkrieg war Georg Callwey Schatzmeister der Vereinigung. Ziel des Verbandes war da die „Förderung einer gesunden bodenständigen Kultur, im Kampf gegen Stillosigkeit, Unaufrichtigkeit und Unwahrhaftigkeit in Kunst und Leben“.²¹

Im Jahre 1912 war der auch als Lyriker hervorgetretene Avenarius unter den Rednern auf dem Hohen Meißner, wo sich die deutsche Jugendbewegung formierte, für deren Ziele sich auch die Kunstwart-Redaktion stark machte.

Als markante Beiträge aus dem Inhalt des Kriegs-Jahrgangs 1915 seien hier auf eine Artikelserie zum Thema „Der Krieg und die Kinematographie“ von Hermann Häfker und auf einige Aufsätze des Quakers und religiösen Sozialisten Emil Fuchs hingewiesen: „Die Arbeiter und der Krieg“, „Die deutschen Kirchen“ und „Die Tragik Englands“.

Unmittelbar vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges betrug die Auflage des *Kunstwart* 23.000 Exemplare, und die Firma umfasste einen Mitarbeiterstamm von rund 100 Beschäftigten.

Diese Frühzeit der Finkenstraße lassen die Kindheitserinnerungen des späteren Firmenchefs Karl Baur aufleben, und zwar in dem Eingangskapitel seiner Autobiographie, welches mit „Der Weg in die Finkenstraße“ überschrieben ist und das es uns ermöglicht, in die damalige Stadtphysiognomie in der Umgebung des Gebäudes einzutauchen:

Ich war etwa zehn Jahre alt, als wir, zwar immer noch in der Georgenstraße, aber nun in der Nähe der Schraudolphstraße wohnend, von unseren Fenstern auf ein Stückchen unterentwickelten Miniaturgartens und auf eine Mauer blickten, die die Höfe zweier Häuser schied. Jenseits der Mauer, der keineswegs eine nur trennende Funktion zukam, wohnte mit Mutter und Tante ein Mädchen, das mir alsbald Gefährtin bei kindlichen Spielen wurde. An schulfreien Nachmittagen wanderten wir gegen Abend zusammen durch die Nordend- und Türkenstraße stadteinwärts, um die Mutter meiner Gespielin abzuholen. Ehe die Finkenstraße im rechten Winkel zum Wittelsbacher Platz abbog, war sie von einer hohen Mauer begleitet, über die sich die Aste mächtiger Kastanien beugten. Hinter der Mauer war der Park des Wittelsbacher Palais, jenes unfreundlichen, rotgestrichenen Gebäudes oder Schlosses im Stil englischer Gotik, das nur einer der beiden Portallöwen, einsam zwischen Schutthalden stehend, um einige Jahre überleben sollte. Bog man dann um die Ecke, so lag den ersten Häusern auf der linken Seite der Garten des Grafen Arco gegenüber, den keine Mauer, sondern nur ein schlichter, altersgrauer Bretterzaun begrenzte. Er gab der schmalen Finkenstraße damals ein recht ländlich-vorstädtisches Ansehen, gehörten doch zum Bild des Zauns die hohen Bäume des Gartens und die sich über die Bretter neigenden Fliederbüsche. Dort, vor dem Haus Nr. 2, pflegten wir Kinder Hand in Hand auf- und abzuspazieren, um auf die Mutter meiner Gespielin zu warten, die um sechs

²¹ Vgl. Karl Baur: Geschichte des hundertjährigen Verlages Callwey 1884-1984. München: Kastner & Callwey 1984, S. 18. - Die Angaben zur Geschichte des Hauses Finkenstr. 2 sind dieser Verlagsgeschichte entnommen.

Uhr in der Toreinfahrt zusammen mit anderen Männern und Frauen erschien. Sie kam aus der Druckerei Kastner & Callwey, wo sie, wie ich später erfuhr, als Einlegerin tätig war.²²

Um 1915/16 war das Haus noch aus einem anderen Grunde ein wichtiger Ort des kulturellen Lebens in München, was damit zusammenhing, dass im Verlagshaus in der Finkenstraße merkwürdiger Weise auch die Pension Pfanner untergebracht war. Es ist besonders reizvoll, darstellen zu können, dass hier, genauer gesagt in der Doppelwohnung im vierten Stockwerk, sich literarisch wie künstlerisch so zentrale Persönlichkeiten wie Rilke, Lou Albert-Lasard, Lou Andreas-Salomé, Hans Carossa, Wilhelm Hausenstein, Katharina Kippenberg, Karl Wolfskehl, Paul Klee, Maria Caspar-Filser, Karl Caspar und Wilhelm Furtwängler sich ein Stelldichein gaben. Die Dachwohnung des Hauses, in dem Lou Albert-Lasard ihr Malatelier eingerichtet und Rilke seinen Schreibtisch aufgestellt hatte, wurde in zahlreichen Erinnerungen und Briefen aus dieser Zeit beschrieben und erwähnt.

Die Gäste Rilkes und Lou Albert-Lasards waren sich durchaus bewusst, in welchem Gebäude sie sich bewegten; wie nicht nur die Bemerkung Editha Klipsteins belegt, denn auch dem Komponisten Wilhelm Furtwängler beispielsweise dürfte klar gewesen sein, dass sein Vater als Mitarbeiter des erwähnten *Münchener Jahrbuchs der Bildenden Kunst* im Hause ein- und ausgegangen war.²³

Von dem Gebäude, das Editha Klipstein in ihren Briefen an Ilse Erdmann so anschaulich berichtet, ist heutzutage bedauerlicher Weise nicht viel übrig geblieben. Der Bombenangriff in der Nacht zum 7. Januar 1945, in dessen Verlauf weite Teile der Münchner Innenstadt stark zerstört wurden, besiegelte auch das Schicksal des Gebäudes in der Finkenstr. 2, von dem nur noch Ruinen übrigblieben. Lediglich Teile des Erdgeschosses und der markante Torbogen hatten das Inferno überstanden. Greifen wir in diesem Zusammenhang noch einmal auf die Erinnerungen Karl Baur zurück, mit dessen Augen wir das Zusammenfallen des einstmals so stolzen und mit vielfältigen Erinnerungen beladenen Gebäudes betrachten:

So war es auch in der Nacht zum 7. Januar 1945. Wir saßen beim Licht der nackten Birne, horchten auf das Brummen der Flieger, das Schießen der Flak und schließlich auf das Rauschen und Krachen der Bomben. Das Licht erlosch, aber alle Einschläge schienen ferner zu liegen. Der Angriff galt der Innenstadt. Noch ehe die Entwarnung einsetzte, stand ich draußen und starrte nach Norden. Die Bäume versperrten den Blick. Hinauf auf den Speicher! Durch ein Dachfenster sah

²² Karl Baur; Wenn ich so zurückdenke ... Ein Leben als Verleger in bewegter Zeit. München: Deutscher Taschenbuchverlag 1985, S. 11f.

²³ Kuriosum als eine Fußnote zur Rilke-Biographik: in dem Haus in der Finkenstraße, in dem der „Kunstwart“ verlegt und gedruckt wurde, wird 1931 auch die Ausgabe produziert werden, in der Hertha Koenig ihr *Saltimbanques*-Gedicht veröffentlichen wird.

man schwere Rauchwolken in dramatisch roter Beleuchtung. Das war der Untergang der Finkenstraße! Ich spürte es. Ich wußte es. Ich hätte mich aufs Rad setzen müssen, um in die Stadt zu fahren, um da zu sein, um wenn nötig zu helfen, wie ich das sonst immer getan hatte. Aber ich konnte nicht. Ich blieb in haltloser Lethargie zu Hause. [...]



Ausgebranntes Gebäude des Callwey-Verlags im Jahr 1945. Foto. Abb. in: 100 Jahre Verlag D.W. Callwey München. 1884 – 1984. München 1984, S. 31.

Am Morgen fuhr wider Erwarten die Isartalbahn, aber natürlich keine Tram. Den Weg von der Finkenstraße zum Isartalbahnhof und umgekehrt hatte ich schon unzählige Male zu Fuß zurückgelegt [...]. Diesmal schien der Weg durch die Thalkirchner und Sendlinger Straße endlos. Je näher man der Innenstadt kam, um so öfter galt es neue Schutthügel zu überqueren. Die Theatinerstraße war eine einzige Schutthalde geworden. Über Berge und Täler zogen sich Trampelpfade. Überall wurde gelöscht und gegraben. Dann stand ich in der Finkenstraße. Aus der Außenmauer des Callwey-Hauses stieg noch durch leere Fensterhöhlen Rauch. Schwere Brandbomben hatten alle Decken durchschlagen und vom Keller aus das ganze Haus rettungslos ausbrennen lassen. [...] Zu retten war nicht mehr viel. Auch ich hätte, eine Stunde nach der Katastrophe, nicht mehr tun können als tatenlos in die Vernichtung zu starren, und trotzdem wurden noch einige kümmerliche Habseligkeiten, ein paar Schreibmaschinen und Aktenfaszikel in

den wenigen Augenblicken, die den Fluchtweg über die Kellertreppe noch offen ließen, gerettet. Noch spritzte Hilfsfeuerwehr Wasserstrahlen in die Keller. Am besser erhaltenen Nachbarhaus standen hohe Leitern, über die man Habseligkeiten herunterreichte.²⁴

Während der Brief Editha Klipsteins vom Vortag noch eher ein Routine-Brief war, sich mit der Abwicklung organisatorischer Notwendigkeiten befasste und einen unspektakulären Rapport über den ersten Pinakothekbesuch lieferte, wartet der zweite Brief mit einer überraschenden Wende der Ereignisse auf. Editha Klipstein ahnt bereits, dass es sich um den Auftakt zu einer Folge von „merkwürdigen“ Briefen handelt, die ihre Briefpartnerin in Laubach in der Folgezeit zu gewärtigen hat. In der Tat merkwürdig erscheint nämlich die Mischung aus Zufall und Absicht, die dazu führt, dass Editha Klipstein mitten hineinplatzt in die recht unstete Beziehung, die Rilke seit etwa einem Jahr zu der Kunstmalerin Lou Albert-Lazard unterhielt. Mit Blick auf diese Künstlerin hat der Rilke-Biograph Ralph Freedman in einem Aufsatz aus dem Jahr 2005 dargelegt, dass es mit diesen komplizierten Liebesbeziehungen und Begegnungen „eine besondere Bewandnis hatte, die sich, psychologisch und künstlerisch gesehen, auf Rilkes Arbeit, auf seine obsessive Beschäftigung mit Eros und Tod während der ersten zwei Jahre des Ersten Weltkriegs bezieht.“²⁵ Exakt innerhalb dieser Koordinaten bewegt sich mehr ungewollt als gewollt Editha Klipstein in den fünf Wochen ihres München-Aufenthaltes, denn die beiden Frauen, als deren Mittlerin Rilke gegenüber sie auftritt, markieren, wenn man so will, ausgerechnet diese beiden Pole. Während der Briefwechsel mit Ilse Erdmann sich fast ausschließlich mit Thanatos beschäftigt, lässt sich Lou Albert-Lazard, auch in ihrem skeptischen Seitenblick auf das Liebäugeln Rilkes mit dem Todesdiskurs Ilse Erdmanns, auf das Element des kaum minder komplizierten vitalen Liebesrausches bzw. dessen schrittweises Abklingen beziehen.

²⁴ Karl Baur; Wenn ich so zurückdenke ... Ein Leben als Verleger in bewegter Zeit. München: Deutscher Taschenbuchverlag 1985, S. 290f.

²⁵ Ralph Freedman: „‘Gleichzeitig da und doch nicht da zu sein‘. Rainer Maria Rilke und Loulou Albert-Lazard. In: Marburger Forum. Beiträge zur geistigen Situation der Gegenwart Jg. 6 (2005), Heft 5.



Die ausgebaute Ruine des Callwey-Verlags in der Finkenstraße.

Die ältere Rilke-Forschung dagegen scheint sich mit dieser etwas anrühigen Liaison lange Zeit schwer getan zu haben. Die Enthüllungen, die Frau Albert in ihrem Erinnerungsbuch *Wege mit Rilke* im Jahr 1952 veröffentlichte, galten gewissermaßen als geltungssüchtige Übertreibungen einer in Liebe entbrannten Rilke-Verehrerin. Sicherlich nicht zuletzt aus Rücksicht auf die Ehefrau und die Tochter Rilkes pflegte man ihnen daher nur geringe Beachtung zu schenken oder wenn möglich darüber den Mantel des Schweigens zu breiten. Als symptomatisch für diese marginalisierende Haltung gegenüber Lou Albert-Lasard kann eine Bemerkung der Schriftstellerin Hertha Koenig (1875-1976), von der weiter unten noch zu sprechen sein wird, herangezogen werden, die in einem Brief an den japanischen Rilke-Forscher Professor Tsukakoshi vom 6. Dezember 1963, ohne die Künstlerin beim Namen zu nennen, von ihr sagt: „Einmal trat eine sehr überschwengliche Dame zu mir, die später ihrem Geltungsbedürfnis Luft machte, indem sie in einem Buch über Rilke vornehmlich ihre Beziehung zu ihm veröffentlichte.“²⁶ Kaum zu unterscheiden, ob die Verfasserin der Freundin Rilkes mehr verübelte, dass sie ein so

²⁶ Hertha Koenig: *Erinnerungen an Rilke*. Hg. v. Joachim W. Storck. Frankfurt am Main und Leipzig: Insel Verlag 2000, S. 30.

ausschließliches Verhältnis zu ihm unterhielt oder dass sie die vermeintliche Taktlosigkeit besaß, dieses Verhältnis in aller Öffentlichkeit auszubreiten. Erst in den letzten drei Jahrzehnten hat sich in der Rilke-Forschung diesbezüglich ein Mentalitätswandel vollzogen. Die München-Briefe Editha Klipsteins, die lange vor dem auf diese Weise geschmähten Buch Lou Albert-Lasards über ihre Beziehung zu Rilke entstanden sind, können in diesem Versachlichungsprozess eine gewisse verfestigende Rolle spielen. Jedenfalls bestätigen sie und vertiefen sogar an einzelnen Stellen das Erinnerungsbuch von Lou Albert-Lasard in einer ganzen Reihe von Punkten und können daher durchaus Anlass geben, das überkommene Bild Lou Albert-Lasards bis zu einem gewissen Grade einer neuen Dimensionierung zuzuführen oder zumindest in einigen wesentlichen Teilen zu ergänzen und zu vervollständigen.

Die Malerin, Lithographin, Bildhauerin und Schriftstellerin Lou Albert-Lasard (1885-1969)²⁷ wurde am 10. November 1885 als Louise Lazard, zweite Tochter des Bankiers Léopold Lazard, in der damals unter deutscher Oberhoheit stehenden lothringischen Stadt Metz geboren.²⁸ Als Tochter eines Lothringers und der Amerikanerin Jenny Stein entstammte sie einem bürgerlich-konservativen, aber weltoffenen Milieu, dessen Verbindlichkeiten und Normenvorstellungen sie sich aber schon bald zu entziehen bestrebt war.

Frühzeitig hatte sie erste Malversuche unternommen und gründete bereits als junges Mädchen in Metz eine Sezession lothringischer Künstler und Literaten.

Als sie mit achtzehn Jahren nach München kam, um an der Akademie Kirr Malerei zu studieren, begegnete sie einer künstlerischen Vielfalt, die sie nachhaltig prägen sollte. Die Stadt, die eines der wichtigsten Zentren des deutschen Jugendstils war, befand sich in einem künstlerischen Umbruch, und zu dem Zeitpunkt, als Louise Lazard in ihr Fuß fasste, erlebte sie die Geburt der Avantgarde, wie sie sich beispielsweise an den Anfängen des Blauen Reiter festmachen lässt.

²⁷ Zu der künstlerischen Laufbahn Lou Albert-Lasards: Hannelore Maßanek, Helmut Mahnke: Lou Albert-Lasard. Metz 1885-1969 Paris. Ausstellungskatalog Berlin 2001. – M. Spiller: „Albert-Lasard, Lou“. In: Allgemeines Künstler-Lexikon. Die bildenden Künstler aller Zeiten. Bd. 2, München und Leipzig: K.G. Saur 1992, S. 61f. – Ursula Prinz: „Die Malerin Lou Albert-Lasard“ In: Lou Albert-Lasard. Gemälde, Aquarelle, Grafik. Berlinische Galerie 11. Februar bis 27. März 1983. Ausstellungskatalog Berlin 1983, S. 9-22. – Hingewiesen sei auch auf zwei weniger bekannte Zeitungsartikel: Ch. Spatz, In: Frankfurter Rundschau v. 30.10.1968 und F. Mi.: „Lou Albert-Lasard. Zum Tod der Künstlerin.“ In: Frankfurter Allgemeine Zeitung v. 29.7.1969.

²⁸ Zur Biographie Lou Albert-Lasards: Schneegans, Nicole: Une image de Lou. Paris: Gallimard, 1996.



Lou Albert-Lasard, undatiertes Foto. (Handschriftliche Notiz von Editha Klipstein auf der Rückseite: „Loulou Albert-Lasard Rilkes Freundin (München 1915)“).

Lou Albert-Lasard, die 1909 den rund 25 Jahre älteren Chemiker und Gründer der Münchener Firma Albert & Bruckmann, Dr. Eugen Albert (1859-1929) heiratete, bewahrte sich trotz ihrer Ehe eine weitgehende, künstlerisch motivierte Freizügigkeit und unternahm zwischen 1910 und 1914 mehrere Reisen durch verschiedene europäische Länder. Arthur von Segal, El Greco und Goya, deren Werke sie kopierte, waren ihre bildkünstlerischen Vorbilder und hatten nach eigener Aussage den größten Einfluss auf ihre künstlerische Entwicklung. In dieser Zeitspanne absolvierte sie ab 1912 weitere Malstudien u.a. bei Fernand Léger in Paris. Auch eine Zusammenarbeit mit A. von Jawlenski fällt in diese Pariser Zeit. Im Jahr 1913/14 weilte sie u.a. in Italien, wo sie das Künstlerehepaar Karl Caspar und Maria Caspar-Filser, von dem weiter unten noch die Rede sein wird, in Florenz besuchte. Ihre Vorliebe galt aber unbestritten Frankreich, in dessen Hauptstadt sie einen langen Aufenthalt hatte, bis der Beginn des Ersten Weltkriegs sie zur Ausreise nach Deutschland nötigte. Von 1914 bis 1917 lebte sie in München.

Während ihrer verschiedenen längeren München-Aufenthalte hatte sie enge Verbindungen zum Kreis der Neuen Künstlervereinigung, insbesondere zu Marc, Klee und Kandinski. Besonders eng schloss sie sich an Marianne von Werefkin an. Mitte September 1914 lernte sie in Irschenhausen den durch den Kriegsausbruch an seiner Rückkehr in sein Domizil in Paris gehinderten Rainer Maria Rilke kennen und schuf sich mit ihm zusammen einen wenigstens zeitweise neuen Lebensmittelpunkt in München, wo man ab dem 1. Oktober 1914 die Pension Pfanner in der Finkenstraße bewohnte, einen in einem Foucaultschen Sinne heterotopen Ort, denn die in dem Callwey'schen Verlagshaus residierende Pension war im Grunde bereits eingegangen und stand leer, als das Liebespaar sich im obersten Stockwerk in einer Art Doppelwohnung ausbreitete und sich über den Dächern des alten München Atelier bzw Schreibtisch einrichtete. Hier fertigte sie im Dezember 1914 ein Porträt der befreundeten Schweizer Schriftstellerin Regina Ullmann als Weihnachtsgeschenk für Rilke. Das Malatelier Lou Albert-Lasards diente auch als Begegnungsort für eine Reihe von befreundeten Schriftstellern, Malern und Musikern, die sich hier zu verschiedenen Gelegenheiten ein Stelldichein gaben. Bei milderer Witterung konnte eine ausladende Dachterrasse, die unmittelbar an das Atelier anschloss, in die Sphäre der Geselligkeit einbezogen werden. Der rauschhafte „honeymoon“ mit Rilke, den sie in ihrem Erinnerungsbuch *Wege mit Rilke* beschrieb, währte allerdings nicht lange. Bereits zum Jahreswechsel 1914 auf 1915 hatte Rilke sich während eines Spontanaufenthaltes in Berlin mit der jungen Lady Marianne Mitford abgelenkt, und im Juni 1915 zog er sich aus der Pension Pfanner in die leerstehende Wohnung der befreundeten Schriftstellerin und Mäzenatin Hertha Koenig in die Widenmayerstraße zurück. Auf etwas distanzierterer Ebene dauerte die Freundschaft zwischen Lou Albert-Lasard und Rilke allerdings weiterhin an. In dieser Übergangsphase lernte Editha Klipstein sie im Sommer 1915 in München kennen, und im Oktober 1915 stattete die neugewonnene Freundin ihr einen Gegenbesuch im Klipsteinturm in Laubach ab. Eine von dem Ehepaar Klipstein aus Spanien mitgebrachte spanische Alabasterpuppe, die bei dieser Gelegenheit ihre Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, wurde in der Folge von Lou Albert-Lasard in einem Gemälde festgehalten.



Umschlag des Buches von Lou Albert-Lasard „Wege mit Rilke“ (S. Fischer Verlag 1952) mit Verwendung ihres Rilke-Porträts.

Im Juni 1916 entstand ihr berühmtes Rilke-Porträt im Gartenhaus Hugo von Hofmannsthals in Rodaun.²⁹ Auf Wunsch Rilkes porträtierte sie auch die

²⁹ Zu Lou Albert-Lasards Verhältnis zu Rilke vgl. die detailreiche und den aktuellen Forschungsstand reflektierende Rilke-Biographie von Ralph Freedman: Rainer Maria Rilke. Der Meister. 1906-1926. Frankfurt am Main und Leipzig: Insel Verlag 2002; speziell: Kap. 7: „Das Gefängnis Europa“, S. 208-249; sowie Kap. 8: „München als Exil: Die lange Unterbrechung“, S. 250-294. - Ralph Freedman: „Gleichzeitig da und doch nicht da zu

Ehefrau und Kinder seines Verlegers Kippenberg in Leipzig. Ihr enge Verbindung mit Rilke dokumentieren darüber hinaus ein erschütterndes Gemälde von 1927, das die Beerdigung des Dichters in Raron im Wallis darstellt, sowie ihre literarische Tätigkeit als Übersetzerin von Rilke-Gedichten ins Französische oder ihre auch von der deutschsprachigen Presse aufmerksam beobachtete Teilnahme an der Pariser Gedächtnisausstellung zum 25. Todestag Rilkes in Paris. Nach der Trennung von Rilke finden wir sie von 1918 bis 1919 im Schweizer Tessin in Ascona, wo sie sich in der Kommune von Monte Verità in einem Kreis der dort ansässigen exilierten und pazifistischen Schriftsteller bewegte. Die folgenden neun Jahre, von 1920 bis 1928, lebte Lou Albert-Lazard in einer erneut durch zahlreiche Reisen geprägten Epoche in Berlin, eine Phase, die künstlerisch als ihre „expressionistische Periode“ einzustufen ist. Wie bereits in München war auch in Berlin Lou Albert-Lazards Atelier ein Mittelpunkt der künstlerischen Bohème. M. Spiller, dessen Feder wir hier folgen, weist in seinem biographischen Artikel über Lou Albert-Lazard darauf hin, dass die Künstlerin durch Herkunft und künstlerische Tätigkeit prädestiniert war für eine Mittlerfunktion zwischen den deutschen und französischen Kulturkreisen. Auf Studienreisen nach Spanien, Italien und Nordafrika bildete sich im Zusammentreffen mit den europäischen Kunstströmungen der Zeit – Expressionismus, Kubismus, Futurismus – ihr eigener Stil heraus. Um 1922 entstanden ihre wichtigsten Porträts bedeutender Zeitgenossen (Einstein, Chagall, Cocteau, Léger, K. Krauss, H. Mann, Lasar Segall, Paul Valéry). 1924 arbeitete sie für den Verleger Kiepenheuer eine zwölf Lithographien umfassende Montmartre-Suite, die zusammen mit der Porträt-Serie das Hauptwerk der Künstlerin ausmacht.

Das Jahr 1928 markiert den entscheidenden Schritt der Übersiedlung nach Paris, wo sie sich zusammen mit ihrer 1911 geborenen Tochter niederließ, die nun in die Fußstapfen ihrer Mutter trat und später als Ingo de Croux ebenfalls eine gewisse Namhaftigkeit als Künstlerin erlangte. Beide gehörten zum Künstlerkreis von Montparnasse und unterhielten Freundschaften zu so namhaften Malern und Schriftstellern wie Cocteau, Valéry und Chagall.

In dieser Zeit legte sie mindestens zwei Mal eine Zwischenstation in Laubach ein, um ihre Freundin aus gemeinsamen Münchener Tagen zusammen mit ihrer Tochter „Nuckel“ wiederzusehen, 1936 auf einer Reise über Berlin nach Portugal, und 1938 beim Aufbruch zu ihrer großen Reise nach Indien, wo sie Gandhi besuchte und porträtierte.

sein'. Rainer Maria Rilke und Loulou Albert-Lazard." In: Marburger Forum. Beiträge zur geistigen Situation der Gegenwart. Jg. 6 (2005), Heft 5. - J.W. Storck: „Lou Albert-Lazard und Rainer Maria Rilke“. In: Lou Albert-Lazard. Gemälde, Aquarelle, Grafik. Berlinische Galerie 11. Februar bis 27. März 1983. Ausstellungskatalog Berlin 1983, S. 25-31.



Einladungskarte für die Lesung von Lou Albert-Lasard in Frankfurt am Main:
„Liebste Editha, wie schön wäre es sich wiederzusehen! Loulou“.

Im Jahr 1940, nach der deutschen Besetzung Frankreichs, wurden sie und ihre Tochter im Pyrenäenlager Gurs als politische Häftlinge interniert, ein Schicksal, das sie mit Tausenden anderer Frauen und Männer teilten, die hier am Rande der Pyrenäen hinter Stacheldraht unter erbarmungsloser Hitze und fürchterlichen hygienischen und medizinischen Verhältnissen zu leiden hatten.³⁰

³⁰ Gabrielle Mittag: Es gibt nur Verdammte in Gurs: Literatur, Kultur und Alltag in einen Südfranzösischen Internierungslager, 1940-1941. Tübingen: Attempto-Verlag, 1996. - Gabrielle Mittag (Hg.): Gurs - Deutsche Emigranten im Französischen Exil. Berlin: Argon Verlag, 1990. - Miriam Novitch: Spiritual Resistance - 120 Drawings from Concentration

Beiden, sowohl der Mutter als auch der Tochter, gelang es, den Alltag der Inhaftierten zeichnerisch und mit Wasserfarben zu dokumentieren.³¹ Mehrere Arbeiten aus ihrer Zeit in Gurs sind heute Bestandteil der Kunstsammlung im Beit Lohamei Haghetot (Haus der Ghettokämpfer) in Israel.

Im August 1940 kehrte sie nach Paris zurück, wo sie bis zum Ende der deutschen Besetzung zwar noch malte, aber nicht mehr ausstellte. Mitte der 50er Jahre erschien als Spätfolge der Ostasien-Reise das Album *Aux confins de la Chine*, eine Folge von 36 Lithographien, ausgestattet mit einem Vorwort von Cocteau. Die letzten Lebensjahrzehnte lebte Lou Albert-Lasard auf dem Montparnasse in Paris, wo sie am 21. Juli 1969 starb.

Ihre Arbeiten waren 1916 in Ascona, 1916/17 in Zürich (Galerie Wolfensberger), 1917 in München (Galerie Thannhauser), 1921, 1923 und 1924 in Berlin, 1927 und 1930 in Paris, 1930-1935 in Brüssel zu sehen. Zahlreiche Teilnahmen an Ausstellungen von London bis Prag, von Rotterdam bis Avignon folgten. In Deutschland war die Künstlerin nach dem Zweiten Weltkrieg in Frankfurt, Hamburg, Dortmund, Mannheim, München, Berlin und Leverkusen zu sehen. Das Gros ihres Werkes befindet sich heute im Musée d'Art Moderne et Contemporain in Strasbourg.

Lou Albert-Lasard beschreibt in ihren Erinnerungen an Rilke, dass sie Anfang September 1914, als sie in Irschenhausen, einem an der Isar gelegenen Gebirgsdorf und Kurort südlich von München, die Einsamkeit gesucht habe, als sie in einer Pension, an einer kleinen table d'hôte sitzend, mit Rilke zusammengetroffen sei:

Zerstreut streift mein Blick die Versammlung - hält an. Was tut der Russe hier, denk ich, es ist doch Krieg! Und ich höre ihn reden, wie ich nie zuvor hatte reden hören, von Rußland, von seinem Besuch bei Tolstoi, seinen Wegen durch die Felder mit Gorki oder von seiner Begegnung mit einem Bauerdichter und seinen Gesprächen mit dem russischen Volk, das er liebte. Wie Blitze erhellten seine Worte diese ganze russische Seelenlandschaft, diese Landschaft rastloser Seelen unter einem unendlichen Himmel.³²

Rilke und Lou Albert-Lasard kommen miteinander ins Gespräch, machen sich bekannt. Sie erinnert sich, wie seltsam es ihr erschienen sei, Rilke in einer solchen entscheidenden Stunde zu treffen, ihn, dessen Werk sie über mehr als ein Jahr ununterbrochen beschäftigt habe.

Camps and Ghettos, 1940-1945. Mailand 1979. - Hanna Schramm and Barbara Vormeier: *Vivre à Gurs: Un camp de concentration Français*. Paris: Maspero, 1979.

³¹ Detlef Gosselck, Hans-Günter Goldbeck-Löwe (Hg.): *Die Mappe. Zeichnungen und Skizzen aus dem Alltag eines französischen Internierungslagers* von Lou Albert-Lasard. Berlin: Edition Goldbeck-Löwe 2002.

³² Lou Albert-Lasard: *Wege mit Rilke*. Frankfurt/Main: S.Fischer, 1952, S. 11. - Die folgenden Zitate und Quellenbezüge ebenda S. 12-27.

Rilke, der eigentlich hatte abreisen wollen, lässt nach der Begegnung mit Lou Albert-Lasard, seine bereits verpackten Koffer zurück auf sein Zimmer bringen, und weicht drei Tage lang nicht mehr von der Seite der Malerin. Er erzählt ihr, dass er ihr schon in den Straßen von Paris gefolgt sei, mit Blumen, die er nicht gewagt habe, ihr zu überreichen. Wenn sie in den Ball-Lokalen gezeichnet habe, habe er hinter ihr gestanden und sie beobachtet, und als sie sich im vergangenen Frühjahr in Perugia und Assisi aufgehalten habe, habe er sie heimlich begleitet, immer ohne den Mut, sie anzureden.

Editha Klipstein spricht in ihren späteren Erinnerungs-Essays über Rilke von dessen marottenhafter Gewohnheit, den von ihm geliebten Frauen Übernamen zu geben. In diesen Zusammenhang passt, was Lou weiter berichtet, dass nämlich Rilke sie Armide genannt habe, ohne dass sie damals gewusst habe, warum, und so habe sie sich geweigert, diesen Namen anzunehmen. Gleichwohl zeigt sie sich von seinem Auftreten beeindruckt: „Sein Schritt war leicht und schnell, seine Stimme warm und reich. Als ob er mich von jeher gekannt hätte, sprach er ohne Rückhalt. Dieses Vertrauen rührte mich.“

Rilke hatte wegen des Kriegsbeginns, der ihn während eines vermeintlichen Kurzaufenthaltes in Deutschland überraschte, nicht mehr nach Paris zurückkehren können und hatte unter dieser plötzlichen Trennung von der Stadt und nahezu seiner gesamten in Paris zurückgelassenen Habe sehr gelitten: „Natürlich herrschte vor allem Paris, die frische Wunde, die die schreckliche Trennung in unseren Herzen gelassen hatte, in unseren Gesprächen vor. Mit welcher Wärme beschwor er all seine Freunde und Begegnungen von dort, und nicht allein die, die er gekannt, sondern auch die unbekanntenen Freunde der Straßen und Gärten!“

Das beherrschende Thema aber war, wenn man Lou Albert-Lasards Erinnerungen folgen will, die Klage über die Grenzen der zwischenmenschlichen Beziehungen, der Grenzen der Liebe, „die alle Herrlichkeit des Lebens sein sollte und die doch das Heiligtum der Einsamkeit nicht verletzen dürfe. Die Einsamkeit, vor allem für den, der berufen, seine tiefen inneren Stimmen zu hören, sei die Bedingung seiner Atmung, seiner schöpferischen Freiheit.“

Lou Albert-Lasard erkennt klar und zeigt Verständnis dafür, dass der Konflikt, der in gewissem Sinne jeden Schaffenden betrifft, nämlich die Forderungen des Lebens mit jenen des Werkes in Einklang zu bringen, bei Rilke mit besonderer Schärfe zum Tragen kam. „Für ihn war die Anziehung des Lebens so mächtig, daß er sich immer wieder zu dem Leben der anderen hingezogen fühlte, um meistens aber an der Schwelle stehen zu bleiben.“

Zu den gewinnenden Eigenschaften Rilkes gehörte seine Fähigkeit, zuzuhören und den Gesprächsverlauf dicht an dem Gedankengang seines Gegenübers entlang auf neue Felder überzuleiten:

Langsam und sanft bestand er darauf, daß ich ihm von mir erzähle, von der Ursache, die mich in jenen Zustand versetzt, in dem er mich getroffen hatte. Sein Zuhören war so innig, so gespannt, daß man sich dadurch ihm gegenüber ganz frei und aufgetan fühlte. Er formte aus der Erwartung der Worte des anderen gleichsam ein offenes Gefäß vor ihm. Sie brauchten gar nicht glänzend zu sein, auch zögernd und stotternd wurden sie warm empfangen. Durch sein subtiles Verstehen füllte er ihre armen Konturen mit allem, was sie hätten ausdrücken wollen, mit allem, was sein tieferes Schauen ihnen hinzufügte.

Diese Zeilen helfen, dem Phänomen Rilke auf die Spur zu kommen; so ist er Ilse Erdmann, Editha Klipstein und in gewisser Hinsicht auch Regina Ullmann gegenüber aufgetreten.

Im Verlauf der Beziehung fördert Rilke die literarische Seite der Begabung Lou Albert-Lasards, er verlangt ihre Gedichte zu hören und sorgt in einem Fall auch für dessen Veröffentlichung in einer Zeitschrift. Weiterhin initiiert er ein kleines gemeinsames Lyrikprogramm: „Eines Tages versetzte er mich in noch größere Verlegenheit, indem er zwei reizende kleine Bücher brachte, von denen das eine, wie er sagte, bestimmt sei für die Gedichte, die er für mich schreiben wolle, das andere aber für diejenigen, die ich für ihn schreiben sollte.“

Hierbei dürfte es sich um dasselbe Tagebuch handeln, das Editha Klipstein im Sommer 1915 bzw. im Dezember desselben Jahres in der Wohnung Lou Albert-Lasards in München zu Gesicht bekommen und aus dem sie das Gedicht „Ach wehe meine Mutter reißt mich ein“ abgeschrieben hat, um es Ilse Erdmann zu übermitteln.

Für die nächste Zeit wird die Pension Pfanner zum Mittelpunkt der Zweisamkeit für Lou Albert-Lasard und Rilke:

Er wollte noch einige Zeit in München bleiben, und da er wußte, daß ich seit meiner Rückkehr aus Frankreich noch nicht eingerichtet war, frug er, ob es nicht möglich für mich sei, in der Pension P. abzusteigen. – Gewiß, war meine Antwort, ich habe vor meiner Verheiratung lange dort gewohnt.

Das Auto, mit dem er mich an der Bahn abholte, war voller Blumen, und die kleinen Zimmer, die er für mich reserviert hatte, waren ein ganzer Garten. Ich sehe noch einen großen Korb aus böhmischem Glas voll flammender Zyklopen. Er verwendete immer besondere Sorgfalt und besonderen Geschmack auf seine Blumenarrangements. Wie entzückt er war, dort zu sein! Die Zimmer, auch die seinigen, erinnerten ihn an Zimmer in Paris; ich weiß nicht warum, vielleicht wegen der Silberleuchter auf dem Kamin und einer gewissen Intimität. Jedenfalls herrschte dort eine außerordentliche Stille, obwohl man sich im Herzen der Stadt befand. Niemand außer uns bewohnte die Etage. Es war seltsam und wunderbar, plötzlich da oben allein zu sein, wie außerhalb der Welt. [...]

Die Pension hatte den Schwierigkeiten des Krieges nicht Stand gehalten, aber wir konnten die Zimmer und Möbel behalten und wurden von einem Mädchen aus dem Hause bedient. Unser Leben war frei von aller irdischen Schwere. Man fühlte sich wie einige Zoll über dem Boden gleitend, die Bücher schienen sich von selbst

an der Stelle zu öffnen, die Bezug hatte auf unsere Gespräche und Gedanken. Wir waren wie verzaubert.

Auch aus Rilkes eigenem Munde ist eine knappe Beschreibung der Wohnsituation in der Pension Pfanner zwischen Herbst 1914 und Frühjahr 1915 erhalten, und zwar in einem Brief an Lou Andreas-Salomé vom 9. März 1915, mit dem er ihr eine Reise nach München schmackhaft machen wollte: „Damals [im Herbst 1914] hatten wir uns diese Wohnung, über das (voraussichtliche, inzwischen auch eingetroffene) Zusammenbrechen der Pension Pfanner hinaus, gesichert. Es ist der vierte Stock, also vielleicht für Druschok's [Lou Andreas-Salomés Hündchen] Bedürfnisse etwas mühselig, obzwar es zum Hinauffahren einen Lift gibt; auch trägt mir Lulu auf, Dir zu sagen, daß für gewisse Nothfälle eine ganz große Terrasse da sei, die schon fast für wirkliche, allumfassendste Natur gelten darf.“³³

Im Juni 1915 hatten Renovierungsarbeiten am Haus Finkenstr. 2 begonnen, die sicher ein Grund dafür waren, dass Rilke sich nach einer anderen, ruhigeren Wohngelegenheit umsah und schließlich die ihm befreundete Schriftstellerin Hertha Koenig darum bat, während ihrer Abwesenheit aus München in ihrer Wohnung in der Widenmayerstr. 32 Unterkunft nehmen zu dürfen, bis er eine geeignete Wohngelegenheit gefunden haben würde.

Brief 3

Ohne Datum

Editha Klipsteins Begegnung mit der ihr aus der Zeit ihrer Kunststudien in Paris (1905-1908) bekannten Malerin Elisabeth Krieg in den Straßen in München ruft vor allem Erinnerungen an den im ersten Ehejahr gemeinsam mit Felix Klipstein verbrachten Spanienaufenthalt in Segovia (1909) wach. Der Schlüssel zum Verständnis der Romane, zur Entzifferung der Kunst Editha Klipsteins, wie auch der ihres Mannes Felix, liegt in den verschiedenen Spanien-Aufenthalten, die allesamt in das erste Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts fallen. Als literarische Reflexe auf die Spanien-Aufenthalte Editha Klipsteins verlangen vor allem die beiden Spanien-Aufsätze in dem Essayband *Gestern und Heute* und die als Band 2 der Bibliothek Suhrkamp erschienene Novelle *Das Hotel in Kastilien*, aber auch eine längere Passage (ab etwa S. 160) ihres Hauptwerks, des Romans *Anna Linde*. Vor allem 1909 in Segovia vollzieht sich die gemeinsame Definition eines eigenständigen Kunstbegriffs, eine Rückbesinnung auf verschüttete, durch Mode und Luxus bedrohte Kunst- und Kunsthandwerks-Traditionen. Es geht dabei um nichts weniger als die vermeintliche Wiedergewinnung

³³ Rainer Maria Rilke. Lou Andreas-Salomé. Briefwechsel. Hg.v. Ernst Pfeiffer. Frankfurt am Main: Insel Verlag, 1989, S. 369 f.

eines authentischen Kunstbegriffs, wobei die Authentizität gespeist wird aus einer gediegenen Kunstfertigkeit, deren alte Geheimnisse möglichst noch in einer ungebrochenen Familientradition von Generation zu Generation weitergegeben worden waren. Das Bestreben geht dahin, einen Lebenszusammenhang wiederherzustellen, in dem „die große alte Gebundenheit“ noch nicht von Auflösung betroffen war. Der Weg dorthin führt über die Rückbesinnung auf gewachsene Werte, das Wiederauffinden, Sammeln und Bündeln traditionaler Überlieferungsstrukturen. Bei der Umsetzung dieses Denkansatzes in die eigene Kunst- und Lebenspraxis ist Felix Klipstein die treibende Kraft, aber die von ihm eröffnete Bahn wird von seiner Frau Editha, wenn auch nicht ganz bereitwillig, so doch ohne Murren mitbeschritten. Erst in ihren allerletzten Lebensjahren mischen sich verhalten melancholische und kritisch gefärbte Untertöne in die rückblickenden Erinnerungen an diese Zeit.

Die 1876 in Sagan in Schlesien geborene Malerin Elisabeth Krieg war eine Schülerin der Akademie in Paris, eine Ehre, die Frauen nur sehr selten zuteil wurde, weswegen Editha Klipstein sie wohl auch als eine große Malerin bezeichnet. Sie selbst hatte ja „nur“ in der Akademie Colarossi, einer der, - bei entsprechender Bezahlung, versteht sich, - für alle weiblichen Kunsttalente offenen privaten Kunstausbildungseinrichtungen studiert.

Elisabeth Krieg lebte von 1893 bis 1914 in der französischen Kunstmetropole, von wo aus sie 1913 eine Studienreise nach Algier unternahm, die ähnlich wie bei August Macke und Paul Klee deutliche Eindrücke in ihrem in der Folgezeit entstehenden Werk hinterließ. In Paris war sie Mitglied der Société des Peintres orientalistes français und Jury-Mitglied des Salon d'Automne. Sie war zwischen 1907 und 1914 im Salon der Société des Artistes Indépendants, 1908 und 1913 im Salon d'Automne und 1913 im Salon der Société Nationale in Paris vertreten. Noch 1913 erwarb der französische Staat von ihr das Bild „Muselmanischer Friedhof in Algier“.

Obwohl sie sich zum Teil sogar auf eigene Mitteilungen der Künstlerin berufen, wissen die einschlägigen Künstlerlexika ansonsten wenig über sie zu sagen. Die von Editha Klipstein hier erinnerte Spanienreise Elisabeth Kriegs zusammen mit dem jungen Felix Albrecht Harta, in deren Verlauf sie sich ja immerhin mit Ignacio Zuloaga gewissermaßen auf dessen heimischem Terrain in Segovia bewegte, findet nirgends Erwähnung. Auch das Todesdatum und der Ort ihres Ablebens scheint nirgendwo festgehalten worden zu sein. Ein blinder Fleck in ihrer Biographie bleibt auch der Zeitraum zwischen 1914 und 1919. Die einzige verfügbare Information scheint die, die Editha Klipstein hier an Ilse Erdmann mitteilt, dass die Künstlerin sich nämlich im Sommer 1915 in München aufhielt. Seit 1919 war dann Elisabeth Krieg in München ansässig, wo sie Mitglied der Luitpoldgruppe wurde und seit dieser Zeit auch im Glaspalast in München vertreten war. Sie malte Landschaften und Figurenbilder, wobei Motive aus

Algier dominierten, sowie Freilichtbildnisse und Kinderbildnisse in impressionistischem Stil.

Die einschlägigen Rilke-Biographien weisen unisono darauf hin, dass München zum bevorzugten Rückzugsort für die durch den Ausbruch des Ersten Weltkriegs entwurzelte deutsche Künstlerkolonie in Paris avancierte, - eine Konkretisierung dieser allgemeinen Aussage bleiben sie aber schuldig. Die München-Briefe Editha Klipsteins nennen wenigstens einige der betroffenen Personen beim Namen. Zumindest für das Zeitfenster Juli/August 1915, durch das Editha Klipstein uns schauen lässt, lässt sich festhalten, dass neben Mathilde Vollmoeller-Purrmann und Hans Purrmann eben auch noch Elisabeth Krieg aus dem Pariser Kreis der deutschen Künstlerinnen und Künstler in München versammelt waren. Eine weitergehende kunsthistorische Aufarbeitung dieser für die einzelnen Biographien einschneidende Exilierung ins eigene Herkunftsland und der damit verbundenen Konsequenzen für die Kunstentwicklung in Deutschland scheint mir ein Desiderat in der Forschungslandschaft. Insbesondere die paradoxe Verschränkung von Retardierung und Beschleunigung der Moderne und die Haltung der Schriftsteller und Künstler im „gefühlten Exil“ bedarf einer eingehenderen und breiter angelegten Untersuchung. Die Rilke-Forschung hat in dieser Hinsicht in den letzten Jahren einen Ansatz geliefert, an den anzuknüpfen wäre.

Der Porträt-, Landschafts-, Stilleben- und Genremaler Felix Albrecht Harta war 1884 in Budapest geboren (gestorben 1967 in Salzburg), also etwa 25 Jahre alt, als er 1909 mit der acht Jahre älteren Elisabeth Krieg in Segovia auftauchte. Er war in Wien aufgewachsen, hatte zunächst Architektur an der Technischen Hochschule in Wien studiert und war 1905 nach München gegangen, um an der Akademie bei Hugo von Habermann Malerei zu studieren. Im Jahre 1908 hielt er sich in Paris auf, arbeitete kurze Zeit an der Akademie Vitty unter H. Martin und Anglada, kopierte im Louvre Tizian, Tintoretto und Ingres, im Musee Luxembourg Edourd Manet. In der Folge bereiste er die Bretagne und beschäftigte sich insbesondere mit den Impressionisten, speziell Cézanne und van Gogh. Im Frühjahr 1909 unternahm er eine Studienreise nach Spanien, die ihn, wie Editha Klipsteins Bemerkung belegt, u.a. nach Segovia führte. Anschließend kopierte er in Madrid Velazquez, Greco und Goya. Nach Zwischenstationen in Paris, Brügge, Italien und noch einmal Paris lebte er ab 1916 abwechselnd in Wien und in Salzburg. 1919 war er Gründer und Präsident der Künstlervereinigung „Der Wassermann“ und von 1928 bis 1935 Mitglied des Hagenbundes.³⁴

Weder Elisabeth Krieg noch Felix Albrecht Harta sind in den umfangreichen, im Nachlass Editha Klipsteins erhaltenen „Spanischen

³⁴ Edith Baumgartner: Der Maler Felix Albrecht Harta (1884–1967). Initiator und Kämpfer für die Etablierung der Moderne in Salzburg. In: Salzburger Archiv Bd. 14 (1992), S. 289 ff.

Erinnerungen“³⁵ namentlich erwähnt, aber sie gehören zu der von Editha Klipstein ausführlich geschilderten „Pariser Gesellschaft“, die im Gefolge Ignacio Zuloagas die spanische Provinzstadt, in die das frisch verheiratete Ehepaar Klipstein sich zurückgezogen hatte, förmlich überfiel. Da Editha Klipstein sich auch in den folgenden Begegnungen mit Rilke über ihren Lebensabschnitt in Segovia unterhielt, erscheint es angebracht, in die Welt ihrer spanischen Erinnerungen abzuschweifen:



Felix und Christian Klipstein in Laubach, Pfingsten 1915.

Exkurs:

„Spanische Erinnerungen III“ von Editha Klipstein

Seine³⁶ Ankunft eines Tages, in seinem großen Auto, veränderte natürlich das ländliche Bild des Zuloagaschen Bezirkes³⁷. Er kam keineswegs allein. In seiner Gesellschaft befanden sich Gäste, die wir noch am gleichen Abend im Dom-Café kennenlernten. Es wurden auch noch einige der Segovianer Offiziere dazugeladen. Vor allem handelte es sich um Mme. Lucienne Bréval von der Pariser Komischen Oper, einer Berühmtheit, die auch mit dem vollen Anspruch einer solchen auftrat. Sie war nicht mehr jung, schwer von Gestalt, mit einem echten Bühnenhaupt. Unter bräunlichen Augendeckeln betrachtete sie uns mit souveräner Kühle. Ein paar französische Kritiker, die gleichfalls mitgekommen, wirkten wenig bescheiden, und machten sich sogleich mit den jungen Mädchen³⁸

³⁵ Es handelt sich um drei umfangreiche Konvolute, die mit „Spanische Erinnerungen I-III“ bezeichnet sind. Diese sind erheblich umfangreicher und detaillierter als die von Walter Simon im Kommentar zu seiner Edition des Briefwechsels zwischen Rilke, Regina Ullmann und Ellen Delp (Frankfurt 1987, S. 332f.) zitierte Essay „Spanische Erinnerungen“, die Editha Klipstein 1948 in ihren Essayband *Gestern und Heute* (Laupheim 1948, S. 49-59) aufgenommen hat.

³⁶ Ignacio Zuloagas.

³⁷ Gemeint ist der Lebenskreis der Segovianer Familie Daniel Zuloagas, mit der das Ehepaar Klipstein sich angefreundet hatte.

³⁸ Gemeint sind Candida, Esperanza und Theodora Zuluoga, Cousinen Ignacio Zuloagas in Segovia.

zu tun. Diese waren glücklich über des Veters Ankunft. Es wurde recht deutlich, wie schwer ihnen eigentlich das Kleinstadtleben fiel.

Am nächsten Morgen bei einer Zusammenkunft in der Kirche San Juan³⁹ lernte man sich dann besser kennen. Zuloaga wollte gleich sein großes neues Bild stellen und zog Felix zu der Beratung hinzu. Er malte immer öffentlich, so wenigstens kam es einem in jenen Tagen vor, in denen er noch mehrere große Bilder arrangierte, zu denen auch Pferde herbeigeholt wurden, die in der Kirche reichlich Platz hatten. Jetzt aber stand das Porträt der Mme. Bréval im Vordergrund, die als Carmen gemalt werden wollte, an welche Figur sie recht wenig erinnerte. Ihre Begleiterin, eine Mme. Pioche, war wohl ihre Gesellschafterin, wir lernten sie wenig kennen.

Es wurde an jenem Morgen in der Kirche Wein gereicht und französisch geplaudert. Und es war wirklich ein interessantes Gemisch von Gestalten, das sich zueinander gefunden. Die Pariser Herren, der eine von ihnen, aufdringlich elegant gekleidet und fast unverschämt wirkend, besonders auch wie er mit dem alten Daniel umging, den er für eine Art von Türhüter zu halten schien, in seinem langen beschmutzten Leinwandkittel; natürlich die baskische Mütze auf dem Kopf; die er kaum absetzte. Dann die Pariser Damen, die es aber in dieser Umgebung in dem schönen alten Gemäuer nicht aufnehmen konnten mit den Landesgestalten der „drei Kusinen“, die sich natürlich für die große Gelegenheit besonders prächtig spanisch zeigten und eigentlich in genau den schnittigen Haltungen und mit unbefangener Koketterie, so wie der Vetter sie in seinen Bildern festhielt, unverwechselbare Silhouetten. Nur Candida fügte dieser Schnittigkeit ihre ernste stille Anmut hinzu. Sie war wirklich, wie Felix sie einmal bezeichnete, „ein seltenes Stück“, das Wort „Stück“ hier gebraucht, als ob er von einem Kunstgegenstand großer Rarität spräche. Wie zärtlich glitt des Vaters Hand oft ihre Schulter hinab, es war nicht schwer zu sehen, dass sie seines Herzens Liebling war. Esperanza brillierte natürlich in Pikanterien, mit ihr gaben sich die Kritiker am liebsten ab, und Theodora spreizte sich im Glanz ihrer neunzehn Jahre und ihres schönsten Gewandes mit entzückender Naivität. Neben diesen Gestalten Frau Zuloaga traurig und versonnen und vor allem als Kontrast der Zwerg Gregorio, Gregorio El Botero, der Wasserschlauchhändler. Eigentlich Ignacios nächster Freund in Segovia, sein stets bereiter Diener. Auf mich wirkte er so unheimlich, auch in Zukunft (und er besuchte uns oft, da Felix ihn zeichnete), dass ich niemals allein mit ihm im Zimmer geblieben wäre; und was man im Lauf der Zeit über seine Gewohnheiten vernahm, bestätigte jeden Verdacht. Für Ignacio hatte er den Wert wie etwa ein Rassehund für einen großen Herrn, dem der Hund tausendmal mehr wert ist als die meisten seiner Freunde. Als Gregorio gegen Ende dieses selben Jahres starb, und Ignacio längst wieder in Paris war, ist er nur zu seinem Begräbnis nach Segovia gekommen. Ignacio, Daniel und Felix bildeten das Gefolge dieses seltsamen Mannes. Spanisch auch dieses.

Um nochmals auf Mme. Bréval zu kommen, so erzählte mir Felix manches Ergötzliche von den Sitzungen. Sie habe offenbar so schlecht gegessen, dass selbst

³⁹ Eine ehemalige Kirche in Segovia, die Ignacio Zuloaga erworben hatte und als Atelier benutzte; sein Onkel, der Keramikkünstler Daniel Zuloaga, hütete ganzjährig das Gebäude und hatte auch seine Werkstatt hier untergebracht; heute Zuloaga-Museum.

Ignacio, der eigentlich wenig vom Modell abhing und vieles auch aus dem Gedächtnis malte, die Geduld verlor. Er habe dann französisch sehr höflich mit ihr geplaudert, sich aber mit spanischen Flüchen schadlos gehalten, die offenbar zur Gesundheit jedes echten Spaniers gehören. „Alte Ziege, sitz doch endlich einmal still!“ und noch brutalere Bezeichnungen folgten. Mme. Bréval habe auch diese Äußerungen hoheitsvoll quittiert. Gelegentlich hatte sie gesagt, da ihr offenbar viel an dem Bilde lag, und an dem imposanten Eindruck, den es machen sollte: „... et en tout cas, n’oubliez pas ma bouche, pleine d’amertume!“ (und vergiss auf keinen Fall meinen Mund voll Bitterkeit) – Dies wurde bei uns zu einer Art von geflügeltem Wort.

Diese Höhe des Sommers, in die Ignacios Besuch fiel, bildete auch für uns die unruhigste gesellschaftliche Zeit. Fast jeder Tag brachte neue Menschen, Durchreisende, und Ereignisse. Auch einen Dauerbesuch erhielten wir zu unserer Freude und Bereicherung. Felix’ Bruder August, der in Paris an der Sorbonne studierte und mit seiner Doktorarbeit⁴⁰ beschäftigt war, beschloss diese in Segovia zu beenden.

Brief 4

Sonntag, 11. Juli 1915

Der vorliegende Brief ist in der Reihe der München-Briefe Editha Klipsteins an Ilse Erdmann wohl deshalb einer der wichtigsten, weil er sich auf eine kleine, aber erlesene Abendgesellschaft bezieht, die im Maleratelier Lou Albert-Lasards zusammenkam, und deren Zusammensetzung wichtige Aufschlüsse über den Teil der Münchener Bohème ermöglicht, dem Rilke sich im ersten Kriegsjahr und darüber hinaus zugeordnet sah. Im Vorfeld des Ereignisses stimmte Lou Albert-Lasard ihre Untermieterin Editha Klipstein auf die zu erwartenden Gäste ein, wobei das Gespräch sich aber auch auf Rilkes Verhältnis zu Lou Andreas Salomé erstreckte. Die früher mit Nietzsche und danach mit Rilke befreundete Schriftstellerin war nach einer Phase längerer räumlicher Trennung von Rilke im Frühjahr 1915 auf dessen Einladung nach München gekommen. Um ihr den Aufenthalt in München schmackhaft zu machen, hatte er ihr die Unterkunft in dem gemeinsam mit Lou Albert-Lasard bewohnten obersten Stockwerk der Pension Pfanner in der Finkenstraße angeboten, in der, - wie sich herausstellen sollte, - etwas naiven Hoffnung, die beiden Frauen könnten sich miteinander anfreunden. Der hier zu verhandelnde Brief Editha Klipsteins zeigt, wie erfolglos dieses

⁴⁰ Der später in Bern ansässige Kunsthändler und Auktionator August Klipstein (1885-1951), der u.a. das maßgebliche Werkverzeichnis von Käthe Kollwitz erstellte, arbeitete zu diesem Zeitpunkt noch über Grecos Einfluss auf die Gegenwartskunst, einem damals hochaktuellen Thema; erst später wechselte er den Gegenstand seiner Promotionsarbeit: August Klipstein: Die Persistenz gotischer Kunstanschauung und gotische Rückfallserscheinungen in der Entwicklung der Renaissance des italienischen Quattrocento. Diss. Bern 1916.

Unterfangen war. Nicht ganz so drastisch wie im Sommer 1915 schildert Lou Albert-Lasard diese Begegnung mit der langjährigen Freundin Rilkes fast fünf Jahrzehnte später in ihrem Erinnerungsbuch *Wege mit Rilke*:

Plötzlich unerwartete Schwierigkeiten: eine Scheidungsklage. Wie, Rilke in eine juristische Angelegenheit ziehen! Der bloße Gedanke schien mir unerträglich.

„Wir müssen uns trennen“, sagte ich. Aber Rilke widersprach: „Ich werde Lou Andreas-Salomé kommen lassen, du wirst in ihr eine Freundin finden, eine Mutter, und du wirst sehen, alles wird sich klären.“ Lou antwortete mit einer Zusage. Der erste Schatten war auf diese glücklichen Tage gefallen, aber ich erwartete mit Freude und Hoffnung die Ankunft von Lou, nach allem, was Rilke von ihr erzählt hatte. Wie groß aber war meine Überraschung, als mit ihr in unser stilles Leben ein wahrer Wirbelwind äußerer Ereignisse drang. Ja, Lou hatte die Gewohnheit, während des ganzen in ihrer kleinen Universitätsstadt Göttingen mit ihrer Arbeit verbrachten Jahres, wo ihr Mann den Lehrstuhl für orientalische Sprachen innehatte, eine Liste all der Persönlichkeiten auf zustellen, die kennenzulernen ihr wünschenswert schien. Wenn sie dann in eine Großstadt kam, hatte sie oft deren mehrere bereits an die Bahn bestellt, um sie abzuholen. –

Vom Moment ihrer Ankunft an waren unsere Tage ausgefüllt von ihren Programmen. Des Morgens eine spiritistische Sitzung, nachmittags Historiker oder Astronomen, abends schließlich Psychoanalytiker, Schriftsteller oder Ärzte. Einzeln genommen, wäre jede dieser Versammlungen vielleicht interessant gewesen, aber dieses rasende Potpourri machte mich schwindlig. Zudem zog sie Rilke zu zahllosen Besuchen oder langen Spaziergängen mit sich, die ihn außer Atem brachten. Auf jeden Fall war die Stille geflohen, denn sie und ihr Hund Drujock erfüllten alle Winkel mit Lärm und Aufgeregtheit. Eine Frau von durchdringendem Verstand und mächtigem Temperament; aber trotz starker Sinnlichkeit schien sie etwas zu ausschließlich zerebral.⁴¹

Weniger Probleme bereitete Lou Albert-Lasard offensichtlich die Bekanntschaft mit Rilkes Frau Clara. Die kurze Charakteristik, die sie Editha Klipstein gegenüber gegeben hatte, deckt sich im Wesentlichen mit den späteren Erinnerungen Lou AlbertLasards, wie sie in ihren *Wege mit Rilke* aufbewahrt sind:

Zuweilen kam Clara Rilke, eine hohe, herbe Erscheinung, mit der kleinen Ruth. Wir hatten gleich Sympathie füreinander und haben später eine Freundschaft geschlossen, die noch andauert. Clara hat etwas sehr Gerades, Starkes, ist einfach, sensibel und intelligent. Ich amüsierte mich mit der kleinen Ruth, die ganz rund und strahlend vor Gesundheit war. Rilke umgibt die Kindheit und ihre Geheimnisse mit einem magischen Kreis, den er aus Ehrfurcht nicht zu durchbrechen wagt. Er hält sich abseits und beobachtet mit aufmerksamem Erstaunen.⁴²

⁴¹ Lou Albert-Lasard: *Wege mit Rilke*. Frankfurt/Main: S. Fischer, 1952, S. 55f.

⁴² Lou Albert-Lasard: *Wege mit Rilke*. Frankfurt/Main: S. Fischer, 1952, S. 79f.

Die Malerin und Bildhauerin Clara Rilke-Westhoff,⁴³ Ehefrau, Freundin und Gefährtin Rainer Maria Rilkes, starb 1954 im Alter von 75 Jahren. Sie war am 21. November des Jahres 1878 in Bremen geboren und kam nach einer Studienzeit in und bei München nach Worpswede, um dort Schülerin von Fritz Mackensen zu werden. Mit Paula Modersohn-Becker war sie durch eine herzliche Freundschaft verbunden. Ein Aufenthalt in Paris im Jahre 1899 führte sie zu Rodin, unter dessen Einfluss sie sich endgültig der Bildhauerei zuwandte. Das Jahr 1900 brachte dann die Begegnung mit Rilke, der betroffen von ihrer Schönheit war.

Um das schöne, dunkle Gesicht wehten die schwarzen, leicht hängenden Locken, die sie im Sinne ihres Kostüms lose läßt zu beiden Wangen. Das ganze Haus schmeichelte ihr, alles wurde stilvoller, schien sich ihr anzupassen; und als sie oben bei der Musik in meinem riesigen Lehnstuhl lehnte, war sie Herrin unter uns. Ich sah sie an diesem Abend wiederholt schön, wenn die manchmal zu laute Charakteristik des Gesichtes gebunden ist an Unbekanntes. Dann prägt sich der Rhythmus des unterdrückten, horchenden Lebens in ihrer Gestalt leise wie unter Falten aus.

Im Frühjahr 1901 heiratete Rilke Clara Westhoff. Die beiden nahmen ihren Wohnsitz in Westerwede, an einem Seitenweg der Straße, die von Worpswede nach Lilienthal führt. Im Dezember desselben Jahres wurde ihnen das Töchterchen Ruth geboren. Später trennte Clara Rilke sich von ihrem Gatten und siedelte 1908 nach Fischerhude über, wo sie bis zuletzt schaffend tätig war. In den letzten Jahren führte sie ein sehr zurückgezogenes Dasein, das ganz ihrer künstlerischen Tätigkeit gewidmet war. In erster Linie waren es Landschafts-Aquarelle und Bildhauer-Arbeiten, die sie schuf, darunter eine Portärbüste des Dichters Rudolf Alexander Schröder. Als Rilke vom 28. Juli bis zum 8. September als Gast der Gräfin Schwerin und ihrer Schwester Alice Faehndrich auf dem zwischen Lollar und Odenhausen an der Lahn gelegenen Schloss Friedelhausen weilte, begleitet ihn seine Frau Clara während der ersten zwei Wochen dieses Aufenthalts. Eine in dieser Zeit entstandene Photographie zeigt sie, wie sie auf der Schlossterrasse an einer kleinen Büste ihres Mannes arbeitete, während dieser ihr Modell saß.⁴⁴

Im Verlauf des Vorbereitungsgesprächs auf die Abendgesellschaft kam Lou Albert-Lasard auf das voraufgegangene Weihnachtsfest zu sprechen, das sie mit Rilke zusammen in Berlin⁴⁵, in einer von Lady Marianne

⁴³ Diese biographische Skizze folgt einem Nachruf im *Weser-Kurier* vom 10. März 1954.

⁴⁴ Zu Rilke in Friedelhausen vgl. Joachim W. Storck: Ingeborg Schnack, Rilke, Marburg und das hessische Land. Eine Würdigung als Nachruf. In: *Beiträge zur geistigen Situation der Gegenwart*. Jg. 4 (2003), Heft 5.

⁴⁵ Lou Albert-Lasard schildert das Weihnachtsfest 1914 in *Wege mit Rilke* S. 86f, ohne Rilkes Verhältnis zu Lady Mitford zu erwähnen.

Mitford⁴⁶, nicht Milford, wie Editha Klipstein in ihrem Brief an Ilse Erdmann schreibt, zur Verfügung gestellten Wohnung in einem kleinen Haus in der vornehmen Gegend am Berliner Tiergarten (Bendlerstr. 6) verbrachte. Die Tatsache, dass Rilke das großzügige Angebot Marianne Mitfords annahm und sich den Luxus leistete, seine Reisepläne zu ändern und in Berlin zu bleiben, wird von dem Rilke-Biograph Ralph Freedman als das Ende der eheähnlichen Phase von Rilkes Beziehung zu Lou Albert-Lazard gewertet. Bezüglich des Weihnachtsfestes äußert sich derselbe Autor folgendermaßen:

Rilke war indes noch nicht bereit, sich ganz von ihr zu trennen. Er lud sie ein, ihn Weihnachten zu besuchen. Glücklicherweise traf sie am 23. Dezember ein, als Weihnachtsgabe brachte sie ihm das eben vollendete Porträt Regina Ullmanns mit, bei dessen Anblick Rilke einen „Schrei der Überraschung“ ausstieß. [...] Als erstes überreichte er ihr gleich bei der Ankunft eine blaue Glasschale, auf deren Grund ein Bronzedrache goldgesprenkelte, violette und weiße Orchideen hielt. Unter dem Christbaum fand sie dann eine Handtasche aus Leder mit einem goldenen Verschluss, auf dem in seiner Handschrift „Weihnachten 1914“ eingraviert war. Er las ihr wieder das Manuskript *Über den jungen Dichter* vor, das für sie in schwarzes Leder gebunden und mit ihrem Namenszug in Gold versehen worden war. Während der sechs Tage von Loulous Besuch – sie fuhr am 29. Dezember wieder ab – war Rilke eifrig darauf bedacht, ihr zu beweisen, was für ein aufmerksamer Liebhaber er sein konnte.⁴⁷

Lady Mitford war Jahrgang 1892 und zu der Zeit, als Editha Klipstein im Hause Lepsius in Berlin lebte, gerade einmal zehn bis zwölf Jahre alt,⁴⁸ was vielleicht erklärt, warum sie sich in Berlin nicht begegnet waren.

Ähnliche Abendgesellschaften im Atelier Lou Albert-Lazards, neben der von Editha Klipstein beschriebenen, hat es mehrere gegeben. Eine von Hans Carossa beschriebene konnte vor Drucklegung der vorgelegten Edition der München-Briefe Editha Klipsteins nicht mehr eingesehen werden. Um so lieber geben wir die Schilderung einer weiteren Abendgesellschaft wieder, die Rilkes Verlegerin Katharina Kippenberg überliefert hat, zumal sie gleichzeitig gewissermaßen einen Vorklang auf die noch ausstehende Begegnung Editha Klipsteins mit Regina Ullmann abgibt:

Loulou Albert-Lazard, die Rilke später in Rodaun malte und damit das einzige Bild von ihm nach dem Leben schuf, hatte Regina Ullmann in mehreren Bildern gemalt, die umher standen und hingen, und als diese selbst nun erschien, in dem schön bäurisch blauen Rock und der Samtjacke des Bildes, da war eine kurze Zeit das Zimmer wie gespenstisch, und von einer neuen Seite her schien ein

⁴⁶ Grundlegend zu Lady Mitford: Joachim W. Storck: „Zeitgenosse dieser Weltschande“. Briefe Rilkes an Marianne Mitford geb. von Friedländer-Fuld aus dem Jahr 1915.“ In: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 26 (1982), S. 40-80.

⁴⁷ Ralph Freedman: Rainer Maria Rilke. Der Meister. 1906-1926. Frankfurt am Main und Leipzig: Insel Verlag 2002, S. 224f.

⁴⁸ Rainer Maria Rilke. Lou Andreas-Salomé. Briefwechsel. Hg.v. Ernst Pfeiffer. Frankfurt am Main: Insel Verlag, 1989, S. 592.

Gewohntes wankend zu werden. Jemand redete das Porträt an und fragte, welches denn nun die wirkliche Regina Ullmann wäre, und in der Tat, die Dichterin, die in dem Augenblick, den Kopf zur Seite gewandt, verträumt dasaß, war wie ihr Bild. Vor dem Atelier lag ein Balkon, der in des Königs Garten sah und über viele Dächer der Stadt. Da ging der eine oder der andere hinaus, sich ein paar Augenblicke zu sammeln. Drinnen wurde aufgeregt durcheinander gesprochen, vorläufig fehlte dem hastig Herausgesprudelten Faden und Band, und als nun die Malerin sagte, Ricarda Huch würde vielleicht auch noch kommen, und eine allgemeine freudige Zustimmung laut wurde, fragte Rilke mit einem ganz ängstlichen Blick: „Heute abend?“ und atmete schwer auf, „das kann ich nicht noch leisten“. Nachher besann man sich auf alte gesellschaftliche Bahnen, vergaß die Weltgeschichte draußen, und es wurde ein heiterer schöner Abend mit viel befreiendem Austausch.⁴⁹

Auch wenn Editha Klipstein ihren Lebensmittelpunkt in der kleinen oberhessischen Provinzstadt Laubach eingerichtet hatte, so darf man sie gleichwohl als eine versierte Salongängerin bezeichnen. Das Sich-Bewegen in hohen und höchsten gesellschaftlichen Kreisen stellte für die Professorientochter kein unbekanntes Parkett dar, in Halle an der Saale, auf Reisen mit ihrem Vater in Italien, während ihrer Englandreisen, im Lepsius-Kreis in Berlin, auf Akademiefeiern in Berlin, in der Behème des Montparnasse, des Prado und im Umkreis der Familie Zuloaga in Segovia hatte sie einschlägige Erfahrungen gesammelt. Als Problem stand einzig ihre Schwerhörigkeit im Raum, die eine gewisse Beschweris in ihrem ansonsten gewohnt selbstsicheren Auftreten darstellte.

Wenden wir uns nun der eigentlichen Abendgesellschaft zu.

Editha Klipstein schreibt in diesem Brief an Ilse Erdmann u.a., ihre Kenntnis Brüssels habe den Hintergrund für das Tischgespräch mit Wilhelm Hausenstein abgegeben. Bezüglich der tagespolitischen Aktualität der Frage der Annexion Belgiens durch deutsche Truppen, die die Menschen in den ersten Kriegsjahren bewegte, dürfte die im Atelier Lou Albert-Lasards zusammengekommene Abendgesellschaft ein wohl eher skeptisch distanzierendes Verhältnis gehabt haben. Paul Klee hatte seinen Freund August Macke, mit dem zusammen er die künstlerisch so ergiebige Tunesienreise unternommen hatte, bereits im ersten Kriegsjahr verloren, während Margot Lipper, Wilhelm Hausensteins damalige Verlobte und spätere Ehefrau, um das Wohl ihrer belgischen Familie zu fürchten Anlass gehabt haben dürfte. Da ging es ihr mir Sicherheit nicht anders als Editha Klipstein, die in Sorge um die belgische Verwandtschaft und Bekanntschaft ihres Mannes Felix Klipstein war. Wilhelm Hausensteins besondere Affinität zu Belgien sei im folgenden kurz skizziert.

⁴⁹ Katharina Kippenberg: Rainer Maria Rilke. Ein Beitrag. Leipzig: Insel-Verlag 1942, S. 229.

Den Kunstschriftsteller, Kulturjournalisten, Kunstkritiker und Diplomaten Wilhelm Hausenstein (1882-1957)⁵⁰ zeichnet ein sehr komplexes Verhältnis zu Belgien im allgemeinen und zu Brüssel im besonderen aus. Die Stadt und die sie umgebende Landschaft, ihre Malerei und ihre Literatur waren zeitlebens eines seiner dominanten literarischen Themen. 1908 hatte er auf ausgedehnten Reisen in das europäische Ausland neben Frankreich, Österreich, Italien und Holland auch Belgien kennengelernt. Sein erstes Buch, *Der Bauern-Bruegel*, das 1910 erschien, war gleichzeitig überhaupt die erste deutsche Monographie über den Maler. Von 1916 bis 1917 war er Mitglied der Pressesektion der Politischen Abteilung beim deutschen Generalgouverneur in Belgien und Redakteur der Zeitschrift *Belfried* in Brüssel. In den beiden ersten Kriegsjahren war Hausenstein gleich mehrfach auf publizistische Weise mit dem Thema Belgien befasst. 1915 erschien bei Georg Müller in München sein Buch *Belgien – Notizen* und im Folgejahr sollte eine Neuauflage von *Der Bauern-Bruegel*, versehen mit einem Vorwort „Bruegel der Belgier“ erscheinen.

Bei solch intensiver Beschäftigung mit dem Nachbarland ist es nicht verwunderlich, dass er auch seine spätere Frau, Margot Lipper, während eines seiner zahlreichen Aufenthalte in Brüssel kennengelernt hatte. Als Trauzeugen fungierten Rilke, dem die Verlobten an diesem Abend im Atelier Lou Albert-Lasards erstmals begegnet sein dürften, und der Graphiker und Aphoristiker Emil Preetorius. Es versteht sich beinahe von selbst, dass auch beide Trauzeugen ein mehr als gewöhnliches Verhältnis zu Belgien hatten. Rilke verfügte über persönliche Belgienerfahrung, insofern er im Juli 1906 zusammen mit seiner Frau in Flandern unterwegs war, während Preetorius als Illustrator des als flämisches Volksepos gehandelten *Ulenspiegel*-Romans von de Coster sich mit der Geschichte und der Literatur Belgiens befasst hatte. Über die Bedeutung des *Ulenspiegel* für die Flamen schreibt Hausenstein:

Von de Costers „Ulenspiegel“ soll hier im besonderen nicht die Rede sein, da das Auftreten dieses Romanes in Deutschland um Jahre zurückliegt. Es mag nur nebenbei gesagt werden, daß dies Buch zu ungunsten anderer Leistungen neueren flämischen Schrifttums wohl etwas überschätzt worden ist. Daß dieser Roman sich nicht behauptet, wenn man an den Don Quijote oder an den Simplicissimus des Grimmelshausen oder an Rabelais denkt, braucht kaum gesagt werden. Der Vergleich liegt nahe, denn in der Tat ist „Ulenspiegel“ etwas wie das Volksepos der Flamen, in dem sich Geschichte und Geist einer Nation zusammenbrauen.⁵¹

⁵⁰ Zu Wilhelm Hausenstein vgl.: Johannes Werner: Wilhelm Hausenstein. Ein Lebenslauf. München: Iudicium-Verlag 2005. - Zeller, Bernhard Hg.: Wilhelm Hausenstein. Wege eines Europäers. Katalog einer Ausstellung im Deutschen Literaturarchiv im Schiller-Nationalmuseum. Marbach, ebd. 1967.

⁵¹ Wilhelm Hausenstein: „Bemerkungen über flämische Literatur“. In: Die Glocke, Jg. 3 (1917), Bd. 1, S. 991-1000.

Die kunstvollste Übersetzung des de Coster'schen *Ullenspiegel* stammte von einem Herrn, der ebenfalls an diesem Abend am Tisch in Lou Albert-Lasards Maler-Atelier saß, nämlich von Karl Wolfskehl; so dass man bei der Zusammensetzung der Abendgesellschaft von einem wohlkalkulierten Belgien-Schwerpunkt ausgehen kann. Und dass das Konzept aufging, bestätigt Editha Klipstein, indem sie darauf verweist, dass ein Teil des Gespräches sich auf Brüssel bezog. Wenn Lou Albert-Lasard sagt, sie habe den Abend eigens für Editha Klipstein arrangiert, dann hat das nicht zuletzt auch diesen Hintergrund. Felix Klipstein stammte ja aus Gent und hatte seine Jugendzeit in Antwerpen verbracht. Als Maler fühlte er sich der flämischen Kunsttradition verpflichtet, seine künstlerische Ader führte er selbst auf das Erbe seiner belgischen Mutter zurück usw. Hausenstein seinerseits wird sich zum Jahreswechsel 1930 auf 1931 einige Arbeiten Felix Klipsteins anschauen. Folgende Stellungnahme, die er dazu formuliert, entnehmen wir einem bislang unveröffentlichten Brief Hausensteins an Regina Ullmann vom 24. Januar 1931:

Sehr verehrte Frau Ullmann,

ich habe die Arbeiten von Klipstein nun durchgesehen. Fast alles gefällt mir. Ich habe zum allermindesten den Eindruck eines reinen Talents und einer redlichen Anschauung, die gewiss nur aus einem redlichen Gemüt und Auge kommen kann. Sie selbst werden die Erfahrung haben, dass es sich nicht um eine Kunst von überwältigendem Format handelt (denn dieser Name kommt einem Grünwald oder noch einem Delacroix zu). Aber wie gut und wieviel ist in unserer Zeit so viel Lauterkeit, so viel Anstand und so viel überzeugendes Gemüt. Eine besondere Vorliebe hatte ich für die Dinge, die der Natur am unmittelbarsten angeschlossen sind – obwohl auch die mehr erfinderischen Dinge mir, dank ihrer Loyalität gegenüber den natürlichen Wahrheiten, keineswegs missfallen haben.

Ich werde den Namen des Künstlers, dem Sie bitte bei Gelegenheit meine Hochachtung bezeugen wollen, nicht vergessen und danke Ihnen für die Überlassung des Materials, das ich Ihnen dieser Tage wieder zuleiten werde.

In herzlicher Verehrung der Ihre:

Hausenstein

München Ohmstr. 20 III links.

24/I. 31⁵²

Für Editha Klipstein selbst sollte zunächst einmal der Journalist Wilhelm Hausenstein eine der wichtigsten Referenzpersonen für ihr literarisch-feuilletonistisches Arbeiten werden; dies betrifft insbesondere ihren Schritt, Beiträgerin für das Feuilleton der Frankfurter Zeitung zu werden, wo Hausenstein in den 30er Jahren neben Benno Reifenberg und Dolf

⁵² Brief von Wilhelm Hausenstein an Regina Ullmann, 24. Januar 1931. Nachlass Regina Ullmann in Monacensia München.

Sternberger einer der nächsten Ansprechpartner Editha Klipsteins werden sollte; und noch nach dem zweiten Weltkrieg, - unmittelbar nachdem Konrad Adenauer ihn zum Generalkonsul in die Deutsche Botschaft nach Paris beordert hatte, nahm Hausenstein sich die Zeit, Editha Klipstein bei der Suche nach einem neuen Verlag ausgiebig zu beraten, obwohl er selbst alle Hände voll damit zu tun hatte, seine Übersiedelung in die französische Hauptstadt zu organisieren.



Maria Caspar-Filser: Ohne Titel, Lithographie. 1914.

Einen zweiten Schwerpunkt im Gespräch der im Maleratelier Lou Albert-Lasards versammelten Abendgesellschaft scheint die Neue Münchener Sezession dargestellt zu haben. Das lässt sich bis zu einem gewissen Grade rekonstruieren, auch wenn Editha Klipstein selbst in ihren Briefen an Ilse Erdmann darauf nicht rekurriert. Mit dem Ehepaar Karl Caspar und Maria Caspar-Filser sowie mit dem Künstler Paul Klee⁵³ waren die wichtigsten Protagonisten der Frühjahrsausstellung der Neuen Münchener Sezession anwesend. Wir haben oben schon erwähnt, dass Rilke die Ausstellung gesehen und als eines der sehenswerten Gemälde die Darstellung des „Moses“ von Karl Caspar bezeichnet hat. Unter dem Eindruck des Bildes verfasste Rilke das Gedicht „Der Tod des Moses“ und widmete es dem Maler nach einem Treffen mit dem Künstlerehepaar im November 1915.⁵⁴

⁵³ Zu Rilkes Verhältnis zur Kunst Paul Klees: Claudia Öhlschläger: „[...] dieses Ausfallen des Gegenstandes. Rainer Maria Rilke, Paul Klee und das Problem der Abstraktion.“ In: Poetik der Krise. Rilkes Rettung der Dinge in den „Weltinnenraum“. Hg. v. Hans Richard Brittnacher u.a. Würzburg 2000, S.230-249.

⁵⁴ Joachim W. Storck: „Zeitgenosse dieser Weltschande“. Briefe Rilkes an Marianne Mitford geb. von Friedländer-Fuld aus dem Kriegsjahr 1915. In: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 26 (1982), S. 40-80; hier S. 67. - Vgl. auch: Karl Caspar 1879-1956. Zum hundertsten Geburtstag. Langenargen 1979, S. 66.



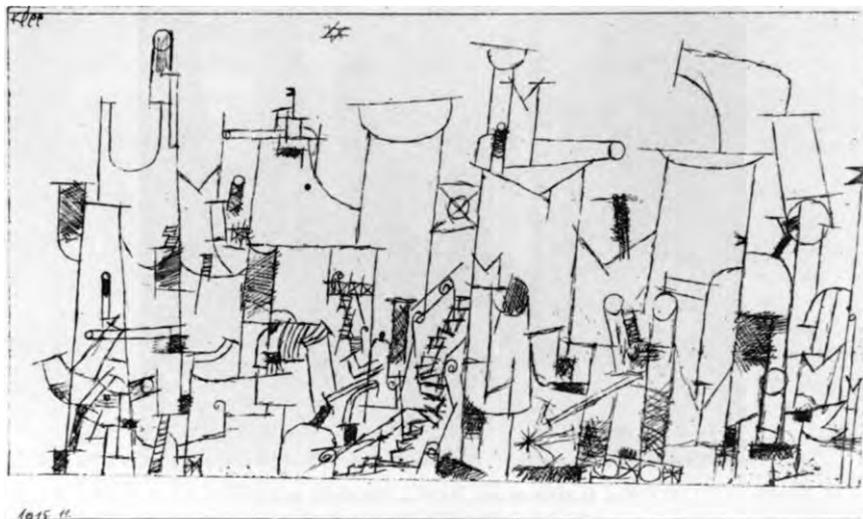
Paul Klee: *Der Tod für die Idee* 1915, 1.

Es ist daher wahrscheinlich, dass es bei dem von Editha Klipstein geschilderten Treffen auch um das in der Frühjahrsausstellung gezeigte Gemälde des „Moses“ und im Zusammenhang damit auch um die Ausstellung selbst gedreht haben dürfte. Diese Vermutung lässt sich noch bestärken, wenn man bedenkt, dass der ebenfalls anwesende Paul Klee mit seinen auf der Ausstellung präsentierten Gemälden zum Skandalon der kunstinteressierten Öffentlichkeit Münchens geworden war. Die Präsentation seiner Gemälde gab der konservativen Kunstpresse willkommenen Anlass, gegen die vermeintlich unpatriotische Haltung der Neuen Münchener Sezession im zweiten Jahr ihres Bestehens zu wettern. Folgendes Beispiel mag veranschaulichen, welcher Art die Anfeindungen waren, denen die auf der Ausstellung vertretenen Künstler, allen voran Paul Klee, ausgesetzt waren:

Die Frühjahrsausstellung der Neuen Münchener Sezession, die in den Räumen des von einem vorwiegend konservativen Kunstpublikum besuchten Kunstvereins durchaus am falschen Platze war, stand an Bedeutung und Wert weit hinter der ersten Veranstaltung des Vereins im Sommer 1914 zurück. [...] Die Kunst, die sich in der Neuen Münchener Sezession konzentriert, ist problematisch; zumindest ein sehr stattlicher Bruchteil der hier vereinigten Künstler hat seine Anregungen und die entscheidende Richtung von den jüngsten Franzosen und Russen erhalten und wir sind heute, wo wir uns bei allen Dingen äusserer und innerer Kultur wieder

unseres Deutschtums erinnern, ganz und gar abgeneigt, derartige Vorbilder als nachstrebenswert gelten zu lassen.⁵⁵

„Klees phantastisch pointillistische Kompositionen“, so führt der Schreiber weiter aus, seien mitnichten in der Lage, „den Eindruck des Wohlgefallens bei einem normal empfindenden Kunstfreund“ auszulösen, und vollends „verfehlt wäre es, dem Terrorismus dieser Gegner irgendwelche Zugeständnisse zu machen.“ Die publizistischen Wogen, die auf diese Weise geschlagen wurden, führten schließlich dazu, dass die Ausstellung vorzeitig abgebrochen werden musste, denn sie entfesselte in Verbindung mit dem sie begleitenden Presse-Echo „einen Entrüstungsturm mit Protestlisten, Lärmszenen und Schmähchriften. Zeitiger als bei ihrer Eröffnung bekanntgegeben worden, musste die Ausstellung geschlossen werden.“⁵⁶



Paul Klee: *Kristalline Erinnerung an die Zerstörung durch Marine*; 1915, 11.

Die Vorwürfe gegen Klee trafen mittelbar auch das Ehepaar Karl Caspar und Maria Caspar-Filser, die als Gründungsmitglieder und Repräsentanten der Neuen Münchener Sezession für das Zustandekommen der Ausstellung

⁵⁵ G. Wolf, „Die Neue Münchner Sezession.“ In: *Die Kunst für Alle* 30 (1914-15), S. 278-80; hier S. 278. – Zitiert nach: O.K. Werckmeister: *The Making of Paul Klee's Career 1914-1920*. Chicago, London: The University of Chicago Press 1989.

⁵⁶ H. Esswein, „Frühjahrsausstellung der Neuen Münchner Sezession“. In: *Deutsche Kunst und Dekoration* 36 (1915-16), S. 77-83; hier S. 77. – Zitiert nach: O.K. Werckmeister: *The Making of Paul Klee's Career 1914-1920*. Chicago, London: The University of Chicago Press 1989.

mitverantwortlich waren; Grund genug, sie genauer unter die Lupe zu nehmen.

Der in Friedrichshafen am Bodensee geborene Karl Caspar (1879-1959) hatte an den Kunstakademien in Stuttgart und München studiert und zwischen 1905 und 1907 Kunstreisen nach Paris und Italien unternommen, bevor er 1907 die Künstlerin Maria Filser in Balingen geheiratet hatte. Er war 1912 Mitglied der Münchener Sezession geworden und hatte 1913 die Neue Münchner Sezession mitbegründet. Ein Aufenthalt von 1913 bis 1914 in der Villa Romana in Florenz wurde abgebrochen, da die Caspars Italien wegen des Ausbruchs des Ersten Weltkriegs verlassen mussten. Er gehörte also wie Rilke zu den in München gestrandeten Künstlern, die ihre Existenz im Ausland aufgeben mussten und als Exilanten im eigenen Land den Krieg zu überstehen versuchten. Zwischen 1919 und 1930 war Caspar mit einer dreijährigen Unterbrechung Vorsitzender der Neuen Münchener Sezession und von 1922 bis 1937 ordentlicher Professor der Zeichen-, Mal- und Komponierklasse an der Kunstakademie in München. 1924 wurde er Mitglied des Organisationskomitees der Biennale in Venedig und befand sich 1927 im Engeren Vorstand des Deutschen Künstlerbundes. Schon vor der Machtübernahme der Nazis wurde sein Werk in der nationalsozialistischen Presse angegriffen. Seine Weigerung, 1935 eine Schmähchrift gegen „Moderne Kunst“ zu unterschreiben, war einer der Schritte auf dem Wege dahin, dass er 1937 als Akademieprofessor auf der Ausstellung „Entartete Kunst“ angeprangert wurde. Seine Gemälde und Grafik wurden aus öffentlichen Museen entfernt oder vernichtet. Zusammen mit seiner Frau zog er sich in die innere Emigration ins Inntal zurück. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde er als Professor an die Hochschule der Bilden Künste in München wiederberufen und 1948 Gründungsmitglied der Bayerischen Akademie der Schönen Künste. In der Zeit, als Editha Klipstein in München seine Bekanntschaft machte, hatte Caspar sich mehrfach mit der Ausmalung und künstlerischen Ausschmückung verschiedener Kirchen befasst.⁵⁷ Religiöse Sujets beschäftigten ihn auch noch im Verlauf und nach Ende des Ersten Weltkriegs.

⁵⁷ Maria Caspar Filser. Karl Caspar. Verfolgte Bilder. Ausstellungskatalog der Städtischen Galerie Albstadt. Hg. v. Adolf Smitmans u. Felicitas E.M. Köster. Albstadt 1993, S. 27.



Karl Caspar: Einzug in Jerusalem. 1934.

Karl Caspars Frau, Maria Caspar-Filser (1878-1968) war in Riedlingen an der Donau geboren. Sie hatte auf der Münchner Akademie studiert, wo sie und Karl Caspar, die sich schon seit ihrer Kindheit kannten, sich persönlich näher getreten waren. Das Paar verlobte sich 1905 und unternahm in demselben Jahr eine gemeinsame Reise nach Paris. Nach der Hochzeit (1907) hatte das Ehepaar eine Wohnung in München bezogen. Maria Caspar-Filser war 1913 als einzige Frau Gründungsmitglied der Neuen Münchener Sezession und von 1913 bis 1914, wie auch ihr Mann, in der Villa Romana in Florenz. 1925 wurde sie als erste Frau Professorin der Bildenden Künste in München, und zwei Jahre später finden wir sie bereits im Vorstand des Deutschen Künstlerbundes. Ihre Landschaftsmalerei wurde bereits 1936 auf Befehl des nationalsozialistischen Staatsministers und Gauleiters Wagner als „entartet“ aus einer Münchner Ausstellung entfernt, und 1937 erlitt ihre Malerei und Grafik dasselbe traurige Schicksal wie das ihres Mannes. Nach dem Krieg erhielt sie zahlreiche Kunstpreise, Ehrenmitgliedschaften und Auszeichnungen, unter denen die Verleihung des großen Verdienstkreuzes durch den Bundespräsidenten Theodor Heuss als die herausragendste betrachtet werden kann.



Maria Caspar-Filser: Dreikönig im Innthal. 1932.

Das entscheidende Schlüsselerelebnis in der künstlerischen Entwicklung des Ehepaars Caspar und Caspar-Filser war die Begegnung mit dem Werk Cézannes während einer Cézanne-Ausstellung in der Münchener Modernen Galerie von Heinrich Thannhauser im Jahr 1913. Während Karl Caspar sich an Hans von Marées und El Greco anschloss, reihte Maria Caspar-Filser sich in der Nachbarschaft von Hans Purrmann in die deutsche Matisse-Schule ein, ohne ihr unmittelbar anzugehören.

Wie wichtig der Kontakt zwischen Rilke und Lou Albert-Lasard einerseits und dem Künstlerehepaar Caspar/Caspar-Filser andererseits im Verlauf des Jahres war, beweist ein Brief Rilkes vom Herbst 1915 an Lou Albert-Lasards Vater Leopold Lazard, dem inzwischen im Ruhestand in Wiesbaden lebenden Bankier und Geheimen Kommerzienrat:

Hochverehrter Herr Geheimrat,

Da ich weiß, wie sehr Sie sich für die künstlerischen Arbeiten Ihrer Tochter Lulu interessieren und daß Sie dabei nur höchst selten Gelegenheit haben, etwas von ihren jetzigen Leistungen mit eigenen Augen zu sehen -, so gebe ich dem Antrieb nach, Ihnen von einem schönen Nachmittag zu berichten, an dem (kürzlich) bei Lulu Albert etwas wie eine Ausstellung stattfand; ich hatte die Freude mit mehreren anderen Personen dabei zu sein, als der Maler Karl Caspar und dessen Frau, Frau Caspar-Filser, beide Künstler von entschiedener und anerkannter Bedeutung, zu einer Besichtigung von Frau Lulus neuen Bildern sich eingefunden hatten. Es war überaus anregend, die Äußerungen Caspars vor den einzelnen

Porträts und Landschaften zu vernehmen, der Eifer seines Schauens und sein Wunsch, immer noch mehr, alles, zu sehen, bewiesen am besten den Grad seines Interesses. Nach einer kurzen Tee-Pause kehrten wir gleich wieder zu den Bildern zurück, schließlich wurde auch älteres herausgeholt, es erwies sich, welche Menge von Leistung, schon dem äußeren Umfang nach, vorhanden war, während man doch den Eindruck von der intensiven Qualität gerade der letzten Arbeiten über der Fülle des Vorgezeigten keineswegs verlor. Wir waren alle, Stunden und Stunden, auf das Lebhafteste beschäftigt, und wie denn die Gegenwart eines wirklich erfahrenen Fachmannes einen betrachteten Gegenstand auch für jene, die ihn schon zu kennen meinten, neu und bedeutend macht -, so gewann auch ich zu einigen von den Bildern ein noch stärkeres und entscheidenderes Verhältnis. Die Energie, mit der, besonders in den Porträts, die jedesmalige Aufgabe angefaßt wird, geht über das hinaus, was man einer Frau eigentlich zuzumuten wagt; und diese starke, beinah heftige Ergreifung des Sujets verwandelt sich unter der Arbeit immer mehr in eine solide und gründliche Durchführung des im momentanen Auffassen gestellten und acceptierten Problems -, man fühlt, diese Kunst gewinnt an Atem, an innerer Ausdauer -: welchen besseren Beweis gäbe es für ihre Lebensfähigkeit und Zukunft ...⁵⁸

Ergänzend dazu wäre auch ein in der Rilke-Forschung bislang unbekannter Gegenbesuch anzuführen, den Lou Albert-Lazard zusammen mit Rilke am 9. November 1915 unternahm und von dem die Künstlerin in einem unmittelbar darauf entstandenen Brief vom 10. November 1915 an Editha Klipstein nach Laubach berichtet:

Gestern war ich bei Caspars-Filser mit Rainer eingeladen. Es war ein wunderbarer Tag voll patriarchalischen Friedens. Was für Werke, mehr noch, was für Menschen. Rein und gütig und ganz im Werk. Ich war einmal in Florenz bei Caspars. Die Tage vergisst man nicht weil man so echte in unseren Tagen selten erlebt. Wie schlichte Landleute im Äussern und Verhalten und ganz innerlich erhöht, ganz biblisch. Wie sie beide 12 waren da hat sie ihm schon Malstunden gegeben, dann hat er gleich sich einen Malkasten gewünscht so ging das Märchen fort, nur dass sie nicht gestorben sind.⁵⁹

Dieser Brief-Passus zeigt, dass Lou Albert-Lazard das Ehepaar Caspar/Caspar-Filser bereits gekannt hatte, bevor sie Rilke kennen lernte. Es bedurfte daher nicht erst einer Vermittlung Rilkes, um den Kontakt mit dem Künstlerehepaar zu pflegen. Im Gegenteil scheint es eher Lou Albert-Lazard gewesen zu sein, die Rilke mit den Caspars bekannt machte.

Wenden wir uns nun noch einmal Paul Klee zu. Wenn Editha Klipstein in ihrem Brief an Ilse Erdmann Paul Klee als Geiger bezeichnet, dann in der Annahme, ihre Freundin in Laubach werde Klee aus seiner Zeit als

⁵⁸ Rainer Maria Rilke an Leopold Lazard nach Wiesbaden, München 19. 11. 1915. Zitiert nach: Ursula Prinz: Lou Albert-Lazard. Gemälde, Aquarelle, Grafik. Ausstellungskatalog Berlinische Galerie. Berlin 1983, S. 34.

⁵⁹ Auszug aus einem Brief von Lou Albert-Lazard an Editha Klipstein vom 10. November 1915. Nachlass Editha Klipstein. Deutsches Literaturarchiv Marbach am Neckar.

Musikvirtuose in Berlin kennen.⁶⁰ Dass sie über ihren Bruder Lothar Erdmann und dessen Jugendfreund August Macke womöglich in einem unmittelbaren Kontakt zu Klee gestanden haben könnte, scheint der Briefschreiberin in diesem Augenblick nicht in den Sinn gekommen zu sein. Der von Editha Klipstein geschilderte Verlauf des Abends zeigt, dass Lou Albert-Lasard Klee, dessen Atelier sie im April des Jahres gemeinsam mit Rilke besucht hatte, nicht zuletzt auch wegen seiner musikalischen Fähigkeiten eingeladen hatte. Zu diesem musikalischen Akzent der Gesellschaft gehörte auch die Einladung des Komponisten Wilhelm Furtwängler, neben der der ungarischen Tänzerin Mona Mandu⁶¹.

Paul Klee war 1879 in der Nähe von Bern als Sohn eines Musiklehrers und einer Sängerin geboren und hatte schon als Schuljunge professionellen Geigenunterricht genossen. Im Jahr 1899 war er auf einer musikalischen Soiree der Pianistin Lily Stumpf begegnet, mit der er in der Folgezeit häufig musizierte und zahlreiche Konzerte und Opernaufführungen besuchte. Die Heirat fand 1906 statt. Auf die Doppelbegabung Klees als Musiker und Maler hebt Hausenstein in seinem 1921 erschienenen Buch *Kairuan oder die Geschichte vom Maler Klee* ab, und liefert damit ein interessantes Beispiel

⁶⁰ Zu Paul Klee als Musiker sei der entsprechende Abschnitt aus der Internetseite des Zentrums Paul Klee in Bern zitiert: Paul Klees musikalisches Talent liegt im Elternhaus begründet: Sein Vater Hans Klee arbeitete als Musiklehrer am Staatlichen Lehrerseminar Hofwil bei Bern, seine Mutter Ida Marie Klee-Frick war Sängerin. Bereits als Gymnasiast wirkte Paul Klee als Geiger in der Bernischen Musikgesellschaft mit. Noch während seiner Schulzeit reifte in ihm der Entschluss, eine Künstlerlaufbahn einzuschlagen. Lange Zeit beschäftigte ihn jedoch die Frage, ob er Maler oder Musiker werden sollte. Obwohl er sich schliesslich für die Kunst entschied und in München ein Studium bei Heinrich Knirr und Franz von Stuck absolvierte, verdiente er seinen Lebensunterhalt noch bis 1906 als Geiger in der Bernischen Musikgesellschaft. 1899 lernte er in München die Pianistin Lily Stumpf kennen. Sie wurde 1906 seine Frau. Zu seinem musikalischen Schlüsselerlebnis wurde die Berner Aufführung von Offenbachs *Les Contes d'Hoffmann*, im neu erbauten Stadttheater. In der Mischung von Ernst und Heiterkeit, Märchen und Satire, irdischem und sphärischem Geist des Offenbachschen Werks erkannte Klee eine künstlerische Wesensverwandtschaft. Paul Klees grosse Leidenschaft galt der Oper; er war Stammgast im Opernhaus und ausgezeichneter Kenner des gesamten klassischen und romantischen Opernrepertoires. In seinen Tagebucheinträgen und Briefen kommentierte Klee oft begeistert, nicht selten aber auch kritisch bis sarkastisch die Qualität der Aufführungen. Die Entwicklung der modernen Musik verfolgte Klee aufmerksam, aber distanziert. Er kannte Béla Bartók, Paul Hindemith und Arnold Schönberg persönlich, spielte deren Werke aber nie. Sein Verhältnis zur Zwölftonmusik war und blieb kritisch. Sie erschien ihm als zu konstruiert, als zu rational und zu wenig musisch. Die musikalische Abstraktion war nach Klees Überzeugung in der Musik Bachs und Mozarts in idealer Weise umgesetzt und bedurfte keiner Weiterentwicklung.

⁶¹ Über diese Tänzerin war nichts in Erfahrung zu bringen. Vermutlich verwendet Editha Klipstein nicht die korrekte Schreibweise des Nachnamens. Möglicherweise handelt es sich um dieselbe Tänzerin, die Lou Albert-Lasard bald darauf porträtierte. Vgl. den bereits zitierten Brief von Lou Albert-Lasard an Editha Klipstein vom 10. November 1915: „[...] die kleine Tänzerin hab' ich klein gemalt [...]“

dafür, wie sich in diesem Kreis die Gespräche untereinander zum literarischen Diskurs übereinander ausweiten konnten:

Das Wort soll nicht gescheut, sondern verstanden und geprüft werden : die Kunst des Malerzeichners Klee ist mit der Musik der Alten kompromittiert. Er ist nicht neben dem modernen Maler ein Geiger mit zufälliger und etwas paradoxer oder koketter Vorliebe für Bach, Händel, Haydn, Mozart, Gluck, Beethoven, Schubert, Berlioz, für Lully, Couperin, Daquin, Rameau, für Palestrina, Pergolese, Scarlatti, auch für anonyme Melodien und Rhythmen des sechzehnten Jahrhunderts und der Gotik. Sondern die Musik hält seine Malerei und Zeichnung, ist ihnen Postament, Rahmen, Vorzeichen. Hier ist ein naiver und also produktiver Konservatismus. Daß hier Überlieferung sei, wird dem Malerzeichner erst von außen her, von andren kenntlich. Ist die Erkenntnis gewonnen, so besagt sie ihm nichts : denn seine Traditionen – die, die ihm geworden sind – werden Elemente seiner Aktualität und könnten ihn nun und nimmer stutzig machen. Sie verstehen sich von selbst, sind da; gegenwärtig wie Blut und Nerven, Haare und Augen, Poren und Wimpern, Essen und Trinken. Die Möglichkeit eines historischen Abstands ist gar nicht gegeben. Musik der Alten: hic Rhodus – hic salta. Jahrhunderte besagen nichts. Alles liegt in der Spannweite einer so lebendigen Einheit.

Daß ein Malerzeichner, dem die Musik der Alten im Blut ist, auch nur eine Sekunde der Form entbehre, möge ihm zehnmal das Gestaltlose, ja das Nichts als Objekt gegeben sein, ist undenkbar. Triumphe der Form sind ihm von vornherein gewiß. Ja: das Nihilistische der Anlässe wird ein produktives Element in seinem Formtrieb, das scheinbar Passive ein Aktives. Es ist das Wunder der Musik, daß sie aus Nichts entsteht. Sie ist wie der Wind, von dem die Bibel sagt, man wisse nicht, von wannen er komme noch wohin er fahre. Nur dem Menschen, dem freilich besonders, dem diese Voraussetzung gegeben war, konnte es glücken, da etwas sichtbar zu machen, wo alle Gestalt und Erscheinung sich versagt. [...]

Das Musikalische assoziiert sich dieser Malerei und Zeichnung. Die musikalische Assoziation ist zwiefach. Sie betrifft zunächst das Formale der Erscheinung dieser Kunst: sie gibt den Takt. Die Assoziation betrifft auch den Inhalt dieser Darstellungen: sie übersetzt das akustische Bild in ein optisches, das musikalische in ein im eigentlichen Sinne bildnerisches. Es ereignet sich, was dem musikalisch und bildnerisch gleichmäßig Begabten selbstverständliche Verfassung des Gemüts ist : Töne, durchs Ohr vermittelt, übersetzen sich durch einen sehr empfindlichen und genauen Prozeß der Transmission in Farben – und nicht allein in Farben, sondern auch in ganz bestimmte Grade der Nachdrücklichkeit und Ausdehnung des Farbigen. Je nach ihrem Verhältnis, das Komposition genannt wird, übersetzen sich die Töne auch in farbige Proportionalitäten, die den koloristischen und auch tonalen Bau des Bildes bestimmen. Musik wird also nicht allein Ordner, Metronom, Schlüssel der Proportionen des Farbigen, sondern auch unmittelbarer Gegenstand der Malerei. Es kommt hinzu: nicht der Malerei allein, sondern auch

der Zeichnung. Denn in der Kunst des Malerzeichners Klee ist nicht allein das Farbige musikalisch geordnet und motiviert, sondern auch das Graphische.⁶²

Noch einen weiteren Gast, der sich mit seiner Frau an diesem für Editha Klipstein so denkwürdigen Abend in der Finkenstraße eingefunden hatte, gilt es näher zu betrachten, - die Rede ist von Karl Wolfskehl.⁶³ Der 1869 in Darmstadt geborene deutsch-jüdische Dichter starb 1948 als Verbannter „auf Erdballs letztem Inselriff“ in Auckland auf Neuseeland. Er war einer der ersten, die dem Kreis um den jungen Dichter Stefan George beigetreten waren. Nach seiner Heirat mit Hanna de Haan hatte er 1899 ein Heim in Schwabing, in der Leopoldstr. 51 gegründet, wo George jedes Frühjahr für mehrere Wochen zu Gast weilte. Im fröhlichen und beschwingten München um die Jahrhundertwende genoss er den Ruf eines dunklen, esoterischen Dichters. George war es auch, der Wolfskehl mit Friedrich Gundolf (1880-1931) bekannt machte, der in München studierte und mit dem ihn eine lebenslange Freundschaft verband.

⁶² Wilhelm Hausenstein: „Musik und Malerei“ (Auszug aus: *Kairuan oder die Geschichte vom Maler Klee*. München 1921.). In: Ders.: *Die Kunst in diesem Augenblick. Aufsätze und Tagebuchblätter aus 50 Jahren*. München: Prestel Verlag 1960, S. 211-218; hier S. 213-215. - Bezüglich der musikalischen Aspekte in Klees Kunst hat das Zentrum Paul Klee in Bern auf seiner oben zitierten Internetseite folgende Informationen online gestellt: Im künstlerischen Werk von Paul Klee finden sich zahlreiche Referenzen an die Musik. So weisen bereits diverse Titel seiner Arbeiten einen direkten Bezug zur Musik auf, etwa „alter Geiger“, 1939, „Sängerin der komischen Oper“, 1927, „Pastorale (Rhythmen)“, 1927, „Im Bachschen Stil“, 1919. Musikalität war eines der entscheidenden formgestalterischen Kriterien in seinem Gesamtwerk, seinem künstlerischen Denken sowie seinen pädagogischen und theoretischen Schriften. Er hat die ursprünglich rein musikalischen Begriffe „Polyphonie“ und „Rhythmus“ auf die Bildende Kunst übertragen. Ihren Höhepunkt fand Klees Auseinandersetzung mit der Musik in der bildlichen Umsetzung polyphoner, das heisst mehrstimmiger musikalischer Kompositionsverfahren. Durch Überlagerung und Durchdringung unterschiedlicher Farblächen entstanden übergeordnete, „mehrstimmige“ Bildgefüge, die als (Bild-)Partituren durchaus frei interpretierbar sind. Zu nennen sind hier etwa die Werke „Fuge in rot“, 1921, „Landschaft in A dur“, 1939, und „Polyphon gefasstes Weiss“, 1930.

⁶³ Zu Karl Wolfskehl grundlegend: Friedrich Voit: *Karl Wolfskehl. Leben und Werk im Exil*. Göttingen: Wallstein Verlag 2005. - Anders als der Titel signalisiert, beschränkt sich diese Monographie keineswegs auf die Zeit von Wolfskehls Exil in Neuseeland.



Karl und Hanna Wolfskehl und die Töchter Judith und Renate, ca. 1905-1906.

Erinnerungs-Zusammenhänge mit Bezug auf den aus Darmstadt stammenden Schriftsteller Karl Wolfskehl haben sich bislang im umfangreichen literarischen Nachlass Editha Klipsteins nicht gefunden; er scheint auch für den Laubacher Kreis nicht die Rolle gespielt zu haben wie beispielsweise der mit Wolfskehl befreundete Literaturwissenschaftler Friedrich Gundolf, von dem mindestens ein Aufenthalt in der oberhessischen Kleinstadt und verschiedene Begegnungen außerhalb Laubachs in den Tagebüchern Editha Klipsteins erwähnt sind. Dabei hätte zumindest Wolfskehls Übersetzung von de Costers Ulenspiegel-Roman den in Gent geborenen Felix Klipstein eigentlich interessieren müssen, nicht zuletzt auch wegen der dazu gefertigten Holzschnitte von Emil Preetorius, ein Metier, mit dem Felix Klipstein sich nach seinem Rückzug nach Laubach in besonderer Weise auseinandersetzte.⁶⁴

Mittelbaren Kontakt zu Wolfskehl hatte Editha Klipstein aber bis in die 30er Jahre hinein über Regina Ullmann, die mit dem Dichter und Verehrer Stefan Georges befreundet war und in literarischem Gedankenaustausch stand. Mehrere Versuche Regina Ullmanns, ihre Freundin dazu zu bewegen, Wolfskehl zu besuchen, sind aber ohne Erfolg geblieben. In den zahlreichen Briefen Regina Ullmanns an Editha Klipstein lässt Wolfskehl mehrfach Grüße an Editha Klipstein ausrichten, auch ist gelegentlich die Rede davon, dass er die Absicht habe, Editha Klipstein in Laubach zu besuchen, aber über

⁶⁴ Rolf Haaser: „Gast am eigenen Tische“. Felix Klipstein und Friedrich Barth als Graphiker. Schriftenreihe des Vereins zur Pflege des künstlerischen Nachlasses von Felix und Editha Klipstein e.V., hg.v. Rolf Haaser und Wilhelm R. Schmidt. Band 1. Fernwald: litblockin Verlag 2005.

diese Absichtserklärungen hinaus scheint kein näherer Kontakt bestanden zu haben. Neben dem Berliner Bekanntenkreis teilte Editha Klipstein auch eine regionale Gemeinsamkeit mit Wolfskehl, der in Gießen studiert hatte und mit den Gießener Schriftstellern Alfred Bock und Georg Edward Ausflüge in die ländliche Umgebung der Lahnstadt unternommen hatte. Es ist daher nicht unwahrscheinlich, dass Wolfskehl auch Laubach gekannt hat. Aus dem 1948 publizierten Gundolf-Essay⁶⁵ Editha Klipsteins können wir aber folgenden in den vorliegenden Zusammenhang einschlagenden Auszug zur näheren Kenntnis der Hintergründe heranziehen:

Freilich hatte sich mir das Bild des jungen Gundolf nie verwischen können, als ich ihn dazumal in Berlin im Stefan-George-Kreis im Hause Lepsius kennenlernte und vielfach sprach. Auch ein Portrait von ihm malte, auf das er selbst die Worte schrieb: Es strudelt, aber es sinkt nicht. Sein Motto, – wie er mir sagte.

Mit Selbstverständlichkeit nahm ich jene luxuriösen Abende hin, die mir endlich eine würdige Erfüllung menschlicher und gesellschaftlicher Vereinigung schienen. Man durfte sich selbst ausschalten und man durfte zuhören! Und für immer eindrucksvoll blieb mir die Beweisführung durch das richtig gefundene Wort! Es wurde damals oft und lange gestritten und gearbeitet um die Wahl von Worten – es handelte sich um die Baudelaire'schen Übersetzungen, – George und Gundolf formten und wählten (so scheint es mir in der Erinnerung) an einem einzigen Wort oft stundenlang, und die Liebe zum Deutschtum, zur eigenen Art und zum eigenen Charakter entwickelte sich mir in jenen Stunden, in denen die überzeugenden Gebärden besonderer Menschen auch den Glanz fremder Kulturen in die eigene geliebte Sprache zwangen und ihre Ausdrucksmöglichkeiten unerhört weiteten.

Einheitlich wurde das Leben in jenen Stunden, da es trotz aller begehrten Fülle der Vielfalt gefangen werden konnte im eindeutigen Symbol der Sprache, – und unvergänglich bleibt mir das kindlich beruhigte Gefühl jener Tage: wenn sich die Welt doch endlich mehr nach den Dichtern richtete! Dann dürfte die Wahrheit wahr sein, und alles dürfte einfach sein.

Das, was den Lepsius'schen Räumen damals einen wahren Zauber verlieh, war, daß die Legitimität der Tradition sich verband mit den zeitgemäßeften Bemühungen, und dies bestimmte auch die Auswahl der Menschen, die sich trafen: Glieder aus alten Familien der Humboldt-Zeiten, mit den zugleich traulich zuverlässigen und großen Namen, und außerdem die jung drängenden Talente der Gegenwart. Das rein Gesellschaftliche wurde hier überwunden von seinem eigentlichen Sinn: es entwickelte menschliche Bindungen, die zu öffentlichen Verpflichtungen wurden.

⁶⁵ Editha Klipstein: Friedrich Gundolf. In dies.: Gestern und Heute. Gesammelte Essays. Laupheim: Ulrich Steiner Verlag 1948, S. 97-105; hier: S. 99f.



Widmungsgedicht Stefan Georges für Karl und Hanna Wolfskehl, 1898.

Auf die legendären George-Abende, an denen Editha Klipstein im Haus ihres Onkels Reinhold Lepsius und seiner Frau Sabine im Berliner Westend teilgenommen hatte, ohne allerdings dabei Rilke begegnet zu sein, kommt Editha Klipstein auch in ihrem Essay über Sabine Lepsius⁶⁶ zu sprechen:

Reinhold und Frau Sabine erschienen als die legitimen Erben der alten Berliner Salons. Denn Reinholds elterliches Haus war einst der Mittelpunkt einer wirklich idealen Geselligkeit gewesen. Im Hause des Ägyptologen hatten sich große Gelehrte, die Humboldts, Ernst Curtius, und die Brüder Grimm, hatte sich Gesandtschaftsadel, wie die Bunsens, und Vertreter der Kunst und Hochfinanz zusammengefunden, zu einer echt förderlichen Gemeinsamkeit [...]. Und die Kinder dieser elterlichen Freunde belebten nun das Haus im Westend, und dazu traten die „Neuen“, die Dichter und bildenden Künstler und hervorragenden Akademiker der Zeit.

Editha Klipstein hätte noch hinzufügen können, dass der Ägyptologe Richard Lepsius in seiner Jugendzeit noch mit Georg Büchner durch die Vogesen gewandert war und dass ihr Vater, der Altphilologe Friedrich Blass, nach einer Bemerkung Wilamowitz-Moellendorffs der seiner Zeit beste Kenner des Altgriechischen weit über die Grenzen des Deutschen Kaiserreiches hinaus, zu der beschriebenen Vätergeneration im Hause Lepsius zu rechnen war. Der Briefwechsel zwischen Richard Lepsius und Friedrich Blass, den Editha Klipstein sorgsam in einer Mappe im Klipsteinturm bewahrte, als sie diese Zeilen niederschrieb, befindet sich noch

⁶⁶ Editha Klipstein: „Sabine Lepsius. Ein Erinnerungsblatt.“ In dies: Gestern und Heute. Gesammelte Essays. Laupheim: Ulrich Steiner Verlag 1948, S. 89-96; hier S. 92. - Weiterführende Literatur: Sabine Lepsius: Ein Berliner Künstlerleben um die Jahrhundertwende. Erinnerungen von Sabine Lepsius. München: Gotthold Müller Verlag 1972. - Annette Dorgerloh: Das Künstlerehepaar Lepsius. Zur Berliner Porträtmalerei um 1900. Berlin: Akademie Verlag 2003; darin zu Felix und Editha Klipstein S. 271-273.

heute im Besitz ihrer Enkelin Christiane Klipstein in Laubach. Im Haus Lepsius lernte Editha Klipstein neben George, Gundolf und Wolfskehl auch noch Wilhelm Dilthey und als Vierzehnjährige kurz vor seinem Tod Hermann von Helmholtz sowie Marie von Bunsen, Georg Simmel, Gertrud Kantorowicz, Karl Vollmoeller und seine Schwester Mathilde Vollmoeller, die spätere Ehefrau des Malers Hans Purrmann kennen.

Will man dem Rilke-Biograph Jean Rudolph von Salis folgen, dann war Rilkes Verhältnis zu George bei weitem nicht so gespannt, wie Editha Klipstein dies angenommen zu haben schien. In ihrem Essay „Erinnerungen um Rilke“ von 1952 schrieb sie, Wolfskehl habe an diesem Abend in Lou Albert-Lasards Atelier nur so nebenher von George gesprochen, da allen Anwesenden klar gewesen sei, dass Rilke und George nicht besonders gut aufeinander zu sprechen gewesen seien. Bei Salis liest sich dies ein wenig anders:

Ausführlich sprach er von Stefan George – und die anerkennende Verpflichtung, die er als der Jüngere und einst Lernende ihm gegenüber empfand, sollte eigentlich genügen, um die leidige und einst modische Angewohnheit von Berufsliteraten, George gegen Rilke auszuspielen und umgekehrt, vor der historischen Gegebenheit der geistigen Begegnung dieser beiden bedeutenden Dichter verstummen zu lassen. Rilke erzählte mir nicht ohne einen Anflug von Humor, wie er als junger Student in Berlin einer Vorlesung Stefan Georges im Hause Lepsius habe beiwohnen dürfen; im Geschmack des Jugendstils sei eine efeubekränzte Kanzel für den Dichter im Salon bereitet gewesen, wo dieser in angemessener Distanz vor den andächtig lauschenden Hörern seine Gedichte vortrug. Der ganze Vorgang war mit der Aura des Geheimnisvollen und Feierlichen umgeben. Weder vor noch nach seiner Lesung mischte sich der Meister unter die geladenen Gäste. Frau Lepsius führte nachher einige Auserwählte, unter denen sich auch der junge Rilke befand, in ein Zimmer, wo sie George die Hand reichen durften; dieser richtete an jeden der also Ausgezeichneten einige konventionelle Worte „in der Art einer Fürstlichkeit“. Später, erzählte Rilke, habe ihn ein Zufall mit George in einem Park in Florenz zusammengeführt; dieser erkannte den Jüngeren wieder und begann mit ihm ein Gespräch, in dessen Verlauf er ihm vorwarf, zu früh Gedichte veröffentlicht zu haben. Rilke gab ihm dies ohne weiteres zu, was George offenbar ein wenig erstaunte; daraus ergab sich ein zwangloses längeres Gespräch. Seither sind die beiden einander nicht mehr begegnet. Doch sprach Rilke von diesem Meister seiner dichterischen Anfänge stets mit aufrichtiger Verehrung; er erblickte in ihm eines der größten Vorbilder einer höheren deutschen Sprachkunst.⁶⁷

Doch zurück zu Wolfskehl. Zu dem erweiterten George-Kreis in Berlin zählte auch Thankmar von Münchhausen, mit dem Rilke einen Briefwechsel unterhielt und an den er am 15. Juli 1915 schreibt: „Lieber, neulich noch

⁶⁷ Jean Rudolf von Salis: Rilkes Schweizer Jahre. Ein Beitrag zur Biographie von Rilkes Spätzeit. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1975, S. 237.

fragte Wolfskehl warm und lebhaft nach Ihnen.“⁶⁸ Die zeitliche Nähe dieses Briefes zu dem Tag, an dem die Tischgesellschaft in Lou Albert-Lasards Atelier in der Pension Pfanner zusammengekommen war, - nur wenige Tage liegen dazwischen, - legt die Vermutung nahe, dass das Gespräch mit Wolfskehl über Thankmar von Münchhausen an eben diesem Abend stattgefunden hat.

Nachdem wir uns auf diese Weise die Abendgesellschaft im Atelier Lou Albert-Lasards und ihre möglichen oder wahrscheinlichen Gesprächsthemen vor Augen geführt haben, können wir uns nun der eigentlichen Hauptperson, - jedenfalls soweit es die Perspektive der beiden Laubacher Briefpartnerinnen angeht, - zuwenden. Noch einmal wollen wir uns dabei der wortgewandten Führung des „heimlichen“ Kommentators dieses Abends, Wilhelm Hausenstein, anvertrauen, der uns in seinen München-Erinnerungen schildert, wie er Rilke an diesem Abend gesehen hat:

Zum erstenmal sah ich ihn, es war zu Beginn des Krieges, in einem Maleratelier des inneren München. Er sprach kaum; das wenige sagte er mit halber Stimme und einer innigen, beinahe auch zaghaften Liebenswürdigkeit. Die klassische Schönheit des Wittelsbacherplatzes, des Odeonsplatzes, der Brienerstraße besteht mir seit jenem Augenblick nicht mehr für sich allein; sie lebt auch aus der Erscheinung des feinen Mannes, der sie, ein scheuer Herr, mit Maß durchschritt. Dies schönste München ist mir seit damals und auch gewiß auf alle Zeit eine Szene, die dazu bestimmt war, einmal den stillen Auftritt Rilkes zu tragen und zu rahmen. Der Dichter ging in einem marineblauen Anzug, trug lichtgraue Gamaschen; seine zarte Gestalt war etwas geneigt, sein Schritt weder schnell noch langsam; der blonde Lippenbart hing halbboogenförmig, fast wie bei den Chinesen; die Augen waren vorgewölbt blau; die Hände bewegten sich vorsichtig, ohne Ausladung in hellen Wildlederhandschuhen; er trug einen Stock.⁶⁹

So oder so ähnlich dürfen wir uns also Rilke vorstellen, wenn er sich an diesem Abend und in den folgenden Wochen mit Editha Klipstein in der Wohnung Lou Albert-Lasards in der Finkenstraße oder in der Wohnung Hertha Koenigs in der Widenmayerstraße traf oder zum gemeinsamen Essen im vegetarischen Restaurant Ceres verabredete.

Editha Klipsteins erste Begegnung mit Rilke stand verständlicher Weise noch ausschließlich unter dem Vorzeichen des Gedankenaustausches über Ilse Erdmann. Erstmals erfuhr Rilke von einer dritten Person Einzelheiten über die ihm bis dahin ausschließlich aus einer kleinen Reihe von Briefen

⁶⁸ Rainer Maria Rilke. Briefwechsel mit Thankmar von Münchhausen 1913 bis 1925. Hg.v. Joachim W. Storck. Frankfurt am Main und Leipzig: Insel Verlag 2004, S. 42. - Vgl. zu dem übergreifenden Zusammenhang: Joachim W. Storck: „Rilke-Wolfskehl-Gundolf“. In: Blätter der Rilke-Gesellschaft 14 (1987), S. 119-140.

⁶⁹ Wilhelm Hausenstein: Erinnerung an Rilke.(1930) In: Ders.: Liebe zu München. München: Prestel 1958. S. 249-256; hier S. 249f. - Zu Rilkes Verhältnis zu Hausenstein vgl. Joachim W. Storck: „Die Rose von Locarno“. Ein Kapitel aus dem Briefwechsel Rainer Maria Rilkes mit Wilhelm Hausenstein. In: Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft 23 (1979), S. 94-116.

bekanntes Briefpartnerin. Das bis dahin noch recht vage Bild, das Rilke von ihr gewonnen hatte, erfuhr nun eine gewisse Vergegenständlichung, wozu auch eine - übrigens von August Macke aufgenommene - Photographie beitrug, die Editha Klipstein von ihrer Freundin aus Laubach mitgebracht hatte und die sie Rilke als Geschenk Ilse Erdmanns aushändigte.

Ilse Erdmann (1879-1924)⁷⁰ ist am 21. September 1879 in Kiel geboren, wo ihr Vater, der Philosoph und Kant-Spezialist Benno Erdmann seit 1878 an der Universität eine außerordentliche Professur bekleidete und bereits im Folgejahr als junger, achtundzwanzigjähriger Gelehrter zum ordentlichen Professor berufen wurde. Sie ist das erste Kind Benno Erdmanns, nach ihr kommen noch eine Schwester, Käthe (geb. 1882 in Breslau, verh. Brie, gest. 1952 in Freiburg im Breisgau), und Lothar, geb. 1888 in Breslau, wohin die Familie 1884 umgezogen war.



Ilse Erdmann in Laubach, Pfingsten 1915.

Eine weitere Schwester, von der kein Geburtsdatum bekannt ist, stirbt im ersten Lebensjahr. Sie wird in Ilse Erdmanns Briefen an Rilke ebenso mehrfach erwähnt, wie die beiden anderen Geschwister Käthe und Lothar. Zu einem nicht genau bestimmbareren Zeitpunkt ihrer Kindheit wird Ilse Erdmann von einer rätselhaften Krankheit, offensichtlich einer Hirnhautentzündung, befallen, in deren Verlauf sie eine traumatisierende

⁷⁰ Eine wichtige mittelbare Quelle zur Biographie Ilse Erdmanns neben den Briefen, Tagebüchern und Erinnerungen Editha Klipsteins stellt die von Ilse Fischer im Jahr 2004 veröffentlichte Monographie zu Ilse Erdmanns Bruder Lothar Erdmann dar. - Ilse Fischer: *Versöhnung von Nation und Sozialismus? Lothar Erdmann (1888-1939): Ein „leidenschaftlicher Individualist“ in der Gewerkschaftsspitze. Biographie und Auszüge aus den Tagebüchern.* (Archiv für Sozialgeschichte Beiheft 23; Heft 3 der Veröffentlichungen aus dem Archiv der sozialen Demokratie der Friedrich Ebert-Stiftung) Bonn: Verlag J.H.W. Dietz Nachf., 2004, S. 20 passim. - Der Publikation liegt eine CD bei, die umfassende Auszüge aus den Tagebüchern Lothar Erdmanns aus den Jahren 1926-1938 beinhaltet. - Ilse Fischer: *Versöhnung von Nation und Sozialismus? Lothar Erdmann (1888-1939): Ein „leidenschaftlicher Individualist“ an der Gewerkschaftsspitze. Auszüge aus den Tagebüchern 1926-1938. Umfassende Edition.* CD. Bonn: Verlag J.H.W. Dietz Nachf., 2004.

Erfahrung von Todesnähe macht. Von den Nachwirkungen dieser schweren Kindheitskrankheit ist Ilse Erdmann dann zeitlebens physisch und psychisch belastet.

1890 nimmt Benno Erdmann einen Ruf nach Halle an. Während des Umzuges sind die Kinder bei der Großmutter in Berlin untergebracht. Da die Berliner Großeltern in den Briefen Ilse Erdmanns an Rilke eine gewisse Rolle spielen, sei auf sie, soweit möglich, eingegangen.

Die Familie Ilse Erdmanns⁷¹ stammte aus Schlesien; der Großvater väterlicherseits war der als Prediger der deutsch-katholischen Gemeinde bekannte Carl Friedrich Erdmann (1817-1853), der mit der 1828 in Frankfurt an der Oder geborenen Maria Theresia Wilhelmine Solf verheiratet war. Eine Lebensbeschreibung dieses freidenkerischen Großvaters verfasste Lothar Erdmann 1937, sie hat den Titel „Ein Prediger aus dem alten Berlin“ und wird im Lothar-Erdmann-Nachlass im Archiv der sozialen Demokratie der Friedrich-Ebert-Stiftung in Bonn verwahrt. Als Repräsentant der „Deutsch-Katholischen Kirche“, die in der politischen Situation des Vormärz unter rationalistisch-nationalen Vorzeichen entstanden war, verfolgte Carl Friedrich Erdmann die Gründung einer deutschen National- und Volkskirche ohne römischen Einfluss, mit dem Ziel einer konfessionsübergreifenden Zusammenführung aller deutschen Christen. Ein aus katholischer Sicht ketzerisches Element enthielt die Bewegung, insofern sie die Abschaffung des Zölibats und die Abkehr von dem Dogma der Erbsünde in die Tat umzusetzen suchte. Carl Friedrich Erdmann war von Hause aus kein Theologe, sondern hatte Philosophie und Jura studiert. Trotzdem wirkte er nach der Revolution von 1848 in verschiedenen deutsch-katholischen Gemeinden, ab 1851 an der Klosterkirche in Berlin, wo ihm polizeiliche Schikanen die Amtsausübung und die Niederlassung der Familie in der Stadt erschwerten. Es kam zu Anklagen u.a. wegen wiederholter geistlicher Amtsanmaßung des geistlichen Amtes, aber bevor die drohende Gefängnisstrafe inkraft treten konnte, starb er 1853 im Alter von 36 Jahren in Berlin. Ilse Erdmann und ihre Geschwister kannten den Großvater nur vom Hörensagen und nach einer Photographie in der Berliner Wohnung der Großmutter, die sie noch 1890 hochbetagt und schwer leidend bewohnte. Als Ilse Erdmann als Elfjährige bei der Großmutter weilt, wird sie von einem Dienstmädchen über die „Ungläubigkeit“ ihres Großvaters aufgeklärt, wodurch sie, die ohnehin durch ihre rätselhafte Krankheit und den frühen Tod ihres Schwesterchens traumatisiert ist, in eine Art von seelisch-religiöser Krise gestoßen wird.

⁷¹ Ilse Fischer: Versöhnung von Nation und Sozialismus? Lothar Erdmann (1888-1939): Ein „leidenschaftlicher Individualist“ in der Gewerkschaftsspitze. Biographie und Auszüge aus den Tagebüchern. (Archiv für Sozialgeschichte Beiheft 23; Heft 3 der Veröffentlichungen aus dem Archiv der sozialen Demokratie der Friedrich Ebert-Stiftung) Bonn: Verlag J.H.W. Dietz Nachf., 2004, S. 17f.

Etwa zur selben Zeit, als Benno Erdmann sich mit seiner Familie an seinem neuen Wirkungsort in Halle niederlässt, war auch sein früherer Kieler Kollege, der Altphilologe Friedrich Blass mit seiner Familie dort eingetroffen. Friedrich Blass ist der Vater von Editha Klipstein, die, - ein Jahr jünger als Ilse Erdmann, 1880 in Kiel geboren wurde. Die Familien Blass und Erdmann, die bereits in Kiel miteinander befreundet gewesen waren, schlossen sich auch in Halle eng aneinander, und die drei Töchter Magdalene, Editha und Änne Blass wurden enge Freundinnen von Ilse, Käthe und Lothar Erdmann. Zu dem Kreis zählten auch Helena Robert, die Tochter des Hallenser Mentors der Altphilologie und Erbauer des nach ihm benannten Antikensaals „Robertinum“, Professor Carl Robert. Auch die Söhne des Hallenser Historikers Eduard Meyer gehören zu diesem Umfeld, zu dem noch Elsa Weise, die Tochter eines millionenschweren Hallenser Industriellen und Kunstförderers kommt, die später mit Editha Klipstein zusammen bei Lovis Corinth in Berlin und bei Castelucho in Paris eine Malausbildung absolvierte. Der Sohn des Hallenser Alttestamentlers und Orientalisten Emil Kautzsch, der Mediziner Martin Kautzsch, scheint mit Ilse Erdmann verlobt gewesen zu sein, denn Editha Klipstein spricht an einer Stelle ihrer Tagebücher von seinen Verlobungsbriefen, die Ilse Erdmann ihr zu lesen gegeben habe. Ähnliche Briefe hatte auch einmal der Sohn eines anderen Hallenser Professoren, des Theologen Friedrich Bechtel, an Editha Klipstein geschrieben. Was Ilse Erdmann betrifft, so wissen wir wenig über sie aus ihrer Hallenser Zeit, um so glücklicher ist es, dass Editha Klipstein in ihren Erinnerungen an ihre eigene Zeit in Halle an einer Stelle ein kleine Skizze entwirft.

Schon in der Schule hatte ich sehnsüchtig in die höhere Klasse geschaut, in der sich ein Geniekreis bildete, der eine tatsächlich reizende Zeitschrift herausgab, „Das Unkraut“ genannt. Tätig daran waren hauptsächlich Elsa Weise als Zeichnerin, Ilse Erdmann als Dichterin, Tochter des Philosophen Benno Erdmann, Elsa von Lis[z]t und Irmgard Wüst. Da es sich um wirkliche Talente handelte, machte diese Zeitschrift die Runde durch die ganze Gesellschaft, auch die jungen Herren interessierten sich unbändig dafür, hauptsächlich aber für die Erzeugerinnen selbst.⁷²

⁷² Auszug aus einem unveröffentlichten Erinnerungs-Essay Editha Klipsteins „Halle“; Editha-Klipstein-Archiv, Stadt- und Universitäts-Bibliothek Frankfurt am Main. - Es wäre eine reizvolle Aufgabe, den jeweiligen Biographien und Lebensleistungen dieser höchst interessanten Gruppe von jungen Hallenser Frauen nachzugehen. Wir beschränken uns an dieser Stelle mit dem Hinweis, dass die genannte Irmgard Wüst, Tochter des Theologieprofessors Albert Wüst, die später wegen ihres öffentlichen Eintretens gegen die Hitler-Diktatur berühmt gewordene Irmgard Litten (geb. 30.8.1879 in Halle, gest. 30.6.1953 in Berlin) und Mutter des von den Nationalsozialisten ermordeten Rechtsanwalts Hans Litten ist. Sie ist die Verfasserin des 1940 in London erschienenen Buches *Eine Mutter kämpft gegen Hitler*.

1898 erfolgt ein weiterer Umzug der Familie Erdmann, diesmal nach Bonn, wo Erdmann, der sich schon vorher mit experimenteller Psychologie befasst hatte, am 1. April 1998 das „Psychologische Seminar“ gründet. Die Eingewöhnung in das Leben im Rheinland wird erschwert und überschattet durch den im Frühjahr 1899 erfolgten Tod der Mutter Eugenie, der Ilse Erdmann in einer sie überfordernden Verantwortungspflicht gegenüber ihren jüngeren Geschwistern zurücklässt. Zumindest hat sie dies subjektiv so erfahren. Ein weiteres einschneidendes Erlebnis stand ihr ins Haus, als Editha Klipsteins ältere Schwester, eine Jugendfreundin von Ilse Erdmann aus der Zeit in Halle, Magdalene Reinhold, geb. Blass, (1877-1905) nach Bonn übersiedelte und noch im selben Jahr Selbstmord beging. Ilse Erdmann stand ihr in ihren letzten Lebensstunden bei.

Nach dem Tod seiner Frau geht Benno Erdmann eine Beziehung zu einer seiner Schülerinnen ein, der russischen Philosophiestudentin Warwara Polowzow, die den Erdmann-Kindern zwar die Mutter nicht ersetzen kann, die aber eine wichtige Rolle in ihrer emotionalen und geistigen Zuwendung an Ilse und Lothar Erdmann spielt. Die Schwester Käthe, über die wir nur sehr wenig wissen, scheint einen gewissen Eigenweg verfolgt zu haben und weniger auf die Freundin des Vaters bezogen gewesen zu sein. Da „Frau Warja“, wie sie liebevoll im Familienkreis genannt wurde, ebenfalls in den Briefen an Rilke mehrfache Erwähnung findet, sei auch diese außergewöhnliche Frau in groben Umrissen bekannt gemacht.

Die russische Philosophin und Spinoza-Übersetzerin Warwara Nikolajewna Polowzowa⁷³ wurde in einer adeligen Familie in Moskau im Jahre 1877 geboren. Die Absolvierung des Frauengymnasiums in St. Petersburg setzte sie in die Lage, ein Studium in Deutschland an der philosophischen Fakultät der Heidelberger Universität zu beginnen. Nach drei Semestern wechselte sie an die Universität Tübingen, wo sie ein weiteres Semester studierte, bevor sie zum Abschluss ihres Studiums nach Bonn übersiedelte. An der Rheinischen Universität verteidigte sie im Dezember 1908 ihre Dissertation zu einem für die philosophische Fakultät recht ungewöhnlichen Thema: „Untersuchungen auf dem Gebiete der Reizerscheinungen bei den Pflanzen. Mit Berücksichtigung der Einwirkung von Gasen und der geotropischen Reizerscheinungen“. Die Arbeit, die in ihrem theoretisch-philosophischen Teil ihrem Bonner Lehrer Benno

⁷³ Die korrekte Transskription des Namens ist Polovcova (engl. Polovtsev, Duden Polowzow). Ich danke Anna Ananieva für diese Mitteilung und dafür, dass sie für die vorliegende Edition die russisch-sprachigen Internetseiten recherchiert und das einschlägige Material übersetzt hat. – Die wichtigste Quelle zu Warwara Polowzowa ist A.D. Maidanski: „Russische Spinozisten des 20. Jahrhunderts.“ In: Werner Röhr (Hg.): Spinoza im Osten. Systematische und rezeptionsgeschichtliche Studien. Berlin: Edition Organon, 2005, S. 135-154. Die Bemerkungen zum wissenschaftlichen Werdegang und speziell der Auseinandersetzung Warwara Polowzowas mit der Philosophie Spinozas folgen dieser grundlegenden Forschungsarbeit.

Erdmann verpflichtet ist, erschien im Jahr 1909 in Jena bei Fischer unter dem deutschen Sprachgebrauch angepassten Fassung des Autorinnen-Namens Warwara Polowzow, den auch Ilse Erdmann in ihren Briefen an Rilke benutzt.

Zu den Fachdisziplinen, in denen Polowzowa ihre Magisterprüfungen mit „summa cum laude“ ablegte, gehörten neben Philosophie auch Botanik und Zoologie. Ihre Dissertation wurde mit dem höchsten Prädikat „eximium“ bewertet.

Unter dem Einfluss Benno Erdmanns scheint sie sich in ihren Bonner Jahren verstärkt mit der Philosophie Spinozas befasst zu haben. Sowohl Ilse Erdmann als auch ihr Bruder Lothar bekunden, dass in der Zeit, als Warwara Polowzowa die Freundin ihres Vaters war, sie mit dem durch sie vermittelten spinozistischen Gedankengut in Berührung kamen. Lothar Erdmann spricht in diesem Zusammenhang sogar von einer nachhaltigen Beeinflussung, die ihn zum Spinozisten habe werden lassen.⁷⁴

Warwara Polowzowa, die auch über Nietzsche und Husserls arbeitete, begann 1909 in der ältesten russischen philosophischen Zeitschrift *Woprosy filosofii i psichologii* (*Philosophische und Psychologische Fragen*) zu publizieren. Redakteur der Zeitschrift war damals Lew Michailowitsch Lopatin, ein angesehener Leibniz-Forscher, der sich viel mit der Lehre von Spinoza beschäftigte.

Im Jahr 1913 erschien in Lopatins Zeitschrift eine große Abhandlung Warwara Polowzowas „Zur Methodologie der Erforschung der Philosophie von Spinoza“ (russ.), eine wichtige Arbeit zur Grundlagensicherung der russischen Spinoza-Rezeption.

Nach Maidanski befasste sich der wichtigste Teil dieser Arbeit mit der Festlegung und Präzisierung der Voraussetzungen, die der Verfasserin für das Verständnis der Lehre Spinozas unverzichtbar schienen. Spezielle Abschnitte des Aufsatzes handelten über den Begriff des Attributs und über die Relation zwischen Geist und Leib mit Bezug auf das Theorem 7 des zweiten Teils der *Ethik*. Ganz besonders betonte Polowzowa die Notwendigkeit eines Studiums der Werke von Descartes, bei dem sie die echten Grundlagen für die Klärung der meisten Ideen und Ausdrücke von Spinoza gefunden zu haben glaubte.

Lopatin war von dem Artikel immerhin so beeindruckt, dass er Warwara Polowzowa zur Aufnahme in die Moskauer Psychologische Gesellschaft vorschlug, und noch in demselben Jahr wurde die Philosophin zu ihrem Ordentlichen Mitglied gewählt.

In den Zusammenhang der Grundlagensicherung für die Erforschung der Philosophie Spinozas in Russland ist auch Warwara Polowzowas russische Übersetzung von Spinozas Werk *Tractatus de intellectus emendatione*

⁷⁴ Lothar Erdmanns Affinität zum Spinozismus spricht auch aus dem im Anhang abgedruckten Brief Lothar Erdmanns an Editha Klipstein.

zu sehen. Diese Arbeit stellt insofern einen weiteren Schritt in diese Richtung dar, als dieser Traktat als Einführung in die Erkenntnistheorie von Spinoza und in seine Philosophie insgesamt aufzufassen ist.

An dieser Übersetzung arbeitete Polowzowa in Bonn im Jahre 1913. In ihrem Vorwort und ihrem Artikel über die Methodologie des Studiums der Philosophie von Spinoza erwähnte sie mehrmals eine von ihr geplante „Spezialforschung“, in der sie ihr Verständnis der Lehre Spinozas „detailliert begründen und entwickeln“ wollte. Man kann annehmen, daß das Buch im Jahre 1913 schon fast oder sogar schon ganz druckfertig war. „Die Übersetzung der *Abhandlung über die Läuterung des Verstandes*, die ich vorgenommen habe“, schrieb sie, „ist ein Ergebnis meiner speziellen Erforschung der Philosophie von Spinoza. Die Hauptergebnisse dieser Erforschung sollen gesondert veröffentlicht werden.“⁷⁵

Das Projekt wurde aber nicht verwirklicht, – jedenfalls nicht veröffentlicht, woran der Ausbruch des Ersten Weltkriegs vermutlich die Schuld trägt. „Mir ist unbekannt“, schreibt A.D. Maidanski in seiner Studie über die russischen Spinozisten des 20. Jahrhunderts, „was mit Polowzowa nach 1914 geschehen ist. Man kann nur vermuten, daß der Beginn des Weltkrieges sie in Bonn mitten bei der Verwirklichung ihrer Projekte traf, und der Umstand, daß keine ihrer Arbeiten über Spinoza danach veröffentlicht wurde, legt den Schluß nahe, daß ihr weiteres Schicksal sehr traurig war.“⁷⁶ Ganz ähnlich erging es bereits Ilse Erdmann, als sie unter dem Datum vom 24. Oktober 1915 an Rilke schrieb: „Nun hatte ich sie [Warwara von Polowzow] nie mehr gesehen, wer weiß wie es nach dem Krieg sein wird, und ob sie nicht in Sibirien ist, denn sie haßte die Regierung.“⁷⁷

Ganz so schlimm wie von Maidanski und Ilse Erdmann befürchtet scheint es, zumindest was die Zeit bis zum Beginn des Stalinismus betrifft, nicht gekommen zu sein. Nach Ilse Fischer war Warwara Polowzowa in den zwanziger Jahren Direktoriumsmitglied der Russischen Genossenschaften und deren Vertreterin in England. Als solche führte sie Verhandlungen mit dem Westen über Wirtschaftsverträge für die Sowjetunion. Bei einer vom Internationalen Gewerkschaftsbund einberufenen Weltfriedenskonferenz in Den Haag im Dezember 1922 begegnete Lothar Erdmann ihr nämlich wieder, als sie diese Funktion bekleidete. Lothar Erdmann zeigte sich bei dieser Gelegenheit begeistert von dem frischen Sturm und dem mutigen

⁷⁵ Warwara. N. Polowzowa: Vorwort, in: B. Spinoza: *Abhandlung über die Läuterung des Verstandes*, Moskau 1914, S. 3 (russ.) – Zitiert nach Maidanski a.a.O.

⁷⁶ A.D. Maidanski: „Russische Spinozisten des 20. Jahrhunderts.“ In: Werner Röhr (Hg.): *Spinoza im Osten. Systematische und rezeptionsgeschichtliche Studien*. Berlin: Edition Organon, 2005, S. 142.

⁷⁷ Brief von Ilse Erdmann an Rainer Maria Rilke vom 23. Dezember 1915. In: Wilhelm Kölmel (Hg.): *Ein Briefwechsel. Ilse Erdmann – Rainer Maria Rilke*. Waldkirch: Waldkircher Verlag 1998, S. 78.

Auftreten der russischen Delegation, der die ehemalige Freundin seines Vaters angehörte: „Wie Sturmvögel einer neuen Zeit flogen ihre Worte über die Versammlung und die rastlose Kühnheit ihres Willens reizte die allzu bürgerliche Trägheit der Reformisten zu erregter Gegenwehr.“⁷⁸ Am Rande der Konferenz kam es zu mehreren Gesprächen zwischen den beiden. Benno Erdmann war im Jahr zuvor gestorben und Ilse Erdmann ging es 1922 bereits sehr schlecht. In einem Brief vom 19. Dezember 1922 an seine Schwester Ilse berichtet Lothar Erdmann über seine Wiederbegegnung mit Warwara Polowzowa.

Als Benno Erdmann 1909 nach Berlin wechselte, folgten ihm seine älteste Tochter Ilse und der einzige Sohn Lothar. Alle drei Erdmann-Kinder hatten ein sehr problematisches Verhältnis zu ihrem Vater, in ihren Erinnerungen erscheint er als autoritär und einengend. Dies hatte zur Folge, dass die Geschwister sich allerdings umso enger einander anschlossen. Eine gewisse wechselseitige Rückendeckung, die die Geschwister untereinander an den Tag legten, hatte zeitlebens Bestand. Rilke hat noch 1917 in einem Brief an Lou Andreas-Salomé sich über das ungewöhnlich enge Verhältnis zwischen Lothar und Ilse Erdmann erstaunt gezeigt.

Benno Erdmann ging schließlich 1913 eine neue Ehe mit Emilie de Gruyter ein, die aber von den inzwischen erwachsenen Kindern abgelehnt und nur wenig geschätzt wurde, wobei auch Geldstreitigkeiten mit dem Vater eine Rolle spielten.

Die Ablösung aus dem Elternhaus gelang zuerst der jüngeren Schwester Ilse Erdmanns, die den Professor der Anglistik Friedrich Brie in Freiburg heiratete und bald zwei Söhne und später noch drei Töchter bekam. In einem unveröffentlichten Brief an Rilke vom 8. und 11. März 1914 beschreibt Ilse Erdmann, wie sehr die Geburt des ersten Sohnes, Andreas, als eine gemeinsame Angelegenheit von Käthe, Lothar und ihr gewesen ist.⁷⁹

Für die Jahre vor 1913 klafft eine schmerzliche Lücke, was die Kenntnis der Biographie von Ilse Erdmann betrifft, so dass man weitgehend auf Mutmaßungen und Kombinationen angewiesen ist. Sicher scheint, dass sie relativ häufig von Schmerzattacken befallen wurde, die ihre Bewegungsfreiheit erheblich beeinträchtigten. Bei besonders heftigen Anfällen verordneten ihr die Ärzte Liegekuren; eine davon, die sie während eines Aufenthaltes in Rom absolvierte, erwähnt sie in einem ihrer Briefe an Rilke:

⁷⁸ Ilse Fischer: *Versöhnung von Nation und Sozialismus? Lothar Erdmann (1888-1939): Ein „leidenschaftlicher Individualist“ in der Gewerkschaftsspitze. Biographie und Auszüge aus den Tagebüchern.* (Archiv für Sozialgeschichte Beiheft 23; Heft 3 der Veröffentlichungen aus dem Archiv der sozialen Demokratie der Friedrich Ebert-Stiftung) Bonn: Verlag J.H.W. Dietz Nachf., 2004, S. 67f.

⁷⁹ Vgl. den Abdruck dieses bislang unveröffentlichten Briefes im Anhang.

Als ich vor vielen Jahren in Rom war, hätte ich diesen selben Hilfeschrei ausstoßen können. Von der Schönheit trennte mich diese Mauer, wie von allem andern Leben. Ich fuhr im Wagen am Mittelmeer und dachte: wird das Leben nicht bald aufhören, - kann es erlaubt sein in der Welt, daß man so leiden muß. Ich lag in der Campagne und wünschte jeden Sonnenstrahl zu einem Pfeil um, der Tod und Erlösung bringt.⁸⁰

Sicher scheint auch, dass sie sich im Laufe ihres Lebens mehreren medizinischen Operationen hat unterziehen müssen; die schwerste davon fand wohl um 1908/1909 in Bonn oder in Berlin statt, bei der ihr Leben auf dem Spiel stand. Im Jahr 1913 unterzog Ilse Erdmann sich einer (wohl psychiatrischen) Kur, vielleicht in Bonn, wohin sie, wie sie in ihren ersten Briefen an Rilke schreibt, nach langer Abwesenheit wieder zurückkehrte und wo sie auch ihren Bruder, der sich inzwischen mit August Macke bereundet hatte, wiedersah. Eine für die behandelnden Ärzte vorgesehene Selbstbeschreibung sollte, wie sie Rilke in dem bereits erwähnten unveröffentlichten Brief schreibt, eher ein Dichter als ein Arzt lesen, und dabei habe sie an Rilke gedacht.

Der bereits erwähnte Brief in der von mir benutzten Abschrift aus dem Nachlass Lothar Erdmanns enthält auf sieben engbeschriebenen Schreibmaschinenseiten eine Schilderung einer Reihe von traumatischen Erlebnissen Ilse Erdmanns seit ihrer frühen Kindheit. Am wichtigsten der Tod des kleinen Andreas Brie, der in der Freiburger Innenstadt unter den Augen seiner Mutter von einem Pferdefuhrwerk erfasst wird, von dem scheuenden Pferd einen tödlichen Tritt gegen Kopf erhält und anschließend von den Rädern des Wagens überrollt wird. Sodann die Geisteskrankheit des kleinen Brüderchens von Andreas, Uwe Brie, der ohne Aussicht auf Genesung in eine Nervenheilanstalt nach Treysa⁸¹ gebracht wird, wo ihn Ilse Erdmann von Laubach aus mehrmals besucht.

Die Bemerkung von Lou Albert-Lasard in ihrem Erinnerungsbuch *Wege mit Rilke*, Ilse Erdmann sei bettlägerig gewesen und habe nicht gehen können, - eine Vermutung, die auch Rilke teilte, - wurde von Editha Klipstein zerstreut, als sie im Sommer 1915 nach München kam und Lou Albert-Lasard und Rilke in der Finkenstraße kennenlernte. Zwar war Ilse Erdmann Anfang 1914 in einem sehr schlechten Zustand in Laubach angekommen, aber bereits nach wenigen Wochen besserte sich ihr Zustand unter der Fürsorge der Klipsteins so sehr, dass sie sich bald eine eigene Wohnung in Laubach (Friedrichstr. 9), betreut von einer taubstummen Aufwärterin, nehmen konnte.

⁸⁰ Brief von Ilse Erdmann an Rainer Maria Rilke vom 23. Dezember 1915. In: Wilhelm Kölmel (Hg.): Ein Briefwechsel. Ilse Erdmann - Rainer Maria Rilke. Waldkirch: Waldkircher Verlag 1998, S. 79.

⁸¹ Nicht Preysa bzw. Freysa, wie in der Kölmelschen Edition der Briefe zu lesen ist.

Nach ihrer Übersiedlung nach Laubach scheint sich für Ilse Erdmann zunächst das Blatt zum guten zu wenden. Durch die Begegnung ihrer engen Freundin Editha Klipstein mit Rilke in München kommt der Briefwechsel mit Rilke, den sie als abgeschlossen betrachtet hatte, nicht nur wieder zustande, sondern das Verhältnis erfährt auch eine wesentliche Konkretisierung. Besuche von Lou Albert-Lasard 1915, Regina Ullmann 1916 und Lou Andreas-Salomé 1917 in Laubach halten Rilkes Kontakt zu dem Laubacher Kreis neben dem fortgeführten Briefwechsel wach. Ein geplanter Besuch Rilkes in Laubach im Herbst 1916 kommt allerdings nicht zustande, dafür reisen, - getrennt von einander, - Ilse Erdmann und, ein weiteres Mal, Editha Klipstein nach München, um Rilke in der Keferstraße zu besuchen.

Im Herbst 1915 verliebt Ilse Erdmann sich in Felix Klipstein, was die Lebensverhältnisse in Laubach für den Freundeskreis auf eine harte Probe stellt. Nach einer weiteren Eskalation im Herbst 1916 trüben hässliche Szenen und unangenehme Zänkereien das einst so idyllisch erscheinene Bild. In der Folge unternimmt Editha Klipstein verschiedene Anstrengungen, Ilse Erdmann zum endgültigen Verlassen von Laubach zu bewegen. Auch den Bruder Lothar Erdmann versucht sie zu diesen Zwecken einzuspannen, was allerdings nicht gelingt. Auf diesen Hintergrund sind die betreffenden Passagen im Briefwechsel Rilkes mit Lou Andreas-Salomé 1917 zu beziehen. Es ist nicht genau auszumachen, wann Rilke über die Entwicklung der Angelegenheiten in Laubach eingeweiht war. Anfänglich scheint er aber noch nichts Konkretes darüber erfahren zu haben. In den Briefen Ilse Erdmanns an Rilke aus dieser Zeit finden sich nur ganz vage Anspielungen auf das Zerwürfnis, ohne dass sie ihrem Briefpartner wirklich reinen Wein eingeschenkt hätte. Ob Editha Klipstein Rilke bei ihrem Besuch bei Rilke in der Keferstraße, der in der zweiten Dezemberhälfte 1916 stattgefunden zu haben scheint, Aufklärung verschafft hat, bleibt im Dunkeln. Am wahrscheinlichsten wäre, wenn Regina Ullmann, nachdem sie in die Sache eingeweiht war, Rilke die Augen in dieser Angelegenheit geöffnet hätte.

Als Ilse Erdmann und Rilke sich in München erstmals persönlich begegnen, erkennt der Dichter sogleich, dass seine nun leibhaftig gewordene Briefpartnerin dringend ärztlicher, sprich psychiatrischer Betreuung bedarf. Er überredet sie, sich unter die Obhut Lou Andreas-Salomés in Göttingen zu begeben und ebnet auch persönlich den Weg für diesen Schritt. Der Rat scheint richtig gewesen zu sein, da alle Anzeichen darauf hindeuten, dass Ilse Erdmann sich in der Nähe Lou Andres-Salomés wohlfühlt hat.

Wir wissen nicht, ob und wann Ilse Erdmann sich zur Krankenschwester hat ausbilden lassen. Lou Andreas-Salomé schafft ihr jedenfalls die Möglichkeit, in dieser Funktion einer quasi-beruflichen Tätigkeit nachzugehen und bringt Ilse Erdmann als Krankenhelferin bei einem ihr bekannten Mediziner, einem Prof. Bruns in Göttingen, unter, bei dem sie von Januar 1917 an beschäftigt zu sein scheint. Gleichzeitig entschärft sich durch

ihre längere Abwesenheit aus Laubach die Situation dort. Die Laubacher Meldeunterlagen weisen nach, dass Ilse Erdmann die am 1. Juli 1915 bezogene Laubacher Wohnung am 23. August 1908 verlässt und sich als nach Göttingen verzogen abmeldet. Wann sie dann wieder nach Laubach zurückgekehrt ist, vermelden die Unterlagen des Laubacher Einwohnermeldeamtes nicht. Aus den in Bonn aufbewahrten Briefen Lothar Erdmanns an seine Schwester scheint diese aber mehrfach zwischen Laubach und Göttingen hin- und hergewechselt zu sein. Von dem Ehepaar Klipstein wird sie jedenfalls spätestens seit 1918 konsequent geschnitten. Die Rolle, die Lou Andreas-Salomé in dem ganzen Szenario eingenommen hat, sollte noch einmal näher untersucht werden; einiges Material dazu ließe sich im Nachlass Lothar Erdmanns finden. Immerhin scheint Felix Klipstein, - nach einer Bemerkung in einem Brief Lothar Erdmanns zu schließen, - in den „Genuss“ einer schonungslosen psycho-analytischen Ferndiagnose durch Lou Andreas-Salomé gekommen zu sein.

Erst unmittelbar vor dem Tod Ilse Erdmanns, zu einer Zeit, als es ihr bereits sehr schlecht geht, erbarmt sich Editha Klipstein wieder ihrer langjährigen Freundin, und es kommt zu einer gewissen versöhnlichen Annäherung zwischen ihnen.

1922, zwei Jahre vor ihrem Freitod (10.10.1924) durch Einnahme von Gift finden wir Ilse Erdmann noch einmal bei einem stationären Aufenthalt im Katholischen Schwesternhaus in Gießen. Die in einem ihrer letzten Briefe an Rilke erwähnte Freundin, die sie als einzige besuchen kommt, ist aber nicht Editha Klipstein, sondern ein Fr. Luise Noack⁸², eine Grundschullehrerin aus Niedernhausen bei Darmstadt, die die engste Freundin Ilse Erdmanns in ihren letzten Lebensjahren ist.⁸³

⁸² Nach Mitteilung des Einwohnermeldeamtes der Stadt Laubach wurde Frau Luise Dorothea Noack am 21. März 1884 in Niedernhausen (Nieder-Ramstadt) geboren. Am 14. März 1929 zog sie von Niedernhausen nach Laubach und lebte hier bis zu ihrem Tod am 17. Januar 1962 in der Friedrichstr. 4. In einem Brief vom 14. und 16. Oktober 1924 von Editha Klipstein an Regina Ullmann, in dem sie indirekt auch Rilke den Tod von Ilse Erdmann mitteilt, findet die besondere Rolle, die Luise Noack in den letzten Lebenstagen Ilse Erdmanns gespielt hat, Erwähnung. Vgl. den Wiederabdruck dieses Briefes im Anhang.

⁸³ Nach dem Tod Ilse Erdmanns wird die aus dem Schuldienst entlassene Luise Noack sich ganz in der Nähe der Wohnung ihrer ehemaligen Freundin in Laubach niederlassen. Christiane Klipstein, die Enkelin von Editha Klipstein, hat Fr. Noack noch persönlich gekannt; sie beschreibt sie als lebenslustig und unkonventionell, sehr männlich im Auftreten, Hosen tragend, mit einer tiefen, sonoren Stimme. Außerdem haben sich zwei Aquarell-Porträts von der Hand Editha Klipsteins erhalten, die sich im Besitz von Christiane Klipstein befinden.



Editha Klipstein: *Porträt von Luise Noack.*

Brief 5

Dienstag, 13. Juli 1915

Der nun zu kommentierende Brief Editha Klipsteins an Ilse Erdmann reflektiert ein längeres Zwiegespräch, das sie mit Lou Albert-Lasard aus Anlass einer kränklichen Bettlägerigkeit der Rilke-Freundin geführt hat; die in diesem Zusammenhang gemachten Mitteilungen sind wichtig für die Kenntnis der Lebensumstände Lou Albert-Lasards. In ihren München-Briefen lässt Editha Klipstein die Malerin in wechselnden Zusammenhängen und unterschiedlichen Gemütszuständen aufscheinen. Der Brief vom 13. Juli 1915 dient der Abrundung des Gesamteindrucks, den Editha Klipstein in zunehmendem Maße von ihrer Gastgeberin gewann, und markiert vielleicht gleichzeitig den Tag, an dem der eigentliche Beginn der Freundschaft zwischen den beiden Frauen festzumachen ist. Die ausdrückliche Erwähnung des Hinkens, das in dem Brief an Ilse Erdmann eine Rolle spielt, deutet vielleicht darauf hin, dass das Körperleiden die Sympathie zwischen der schwerhörigen Editha Klipstein und der hinkenden Lou Albert-Lasard befördert haben könnte; die schielende Regina Ullmann, als dritte im Bunde, wird sich bald hinzugesellen. Dass Editha Klipstein bei der Erwähnung des Ortes, an dem Rilke und Lou Albert-Lasard sich begegneten, Ischenhausen statt Irschenhausen schreibt, mag dieser Schwerhörigkeit geschuldet sein. Auf zwei Aspekte des Briefes, das Verhältnis Lou Albert-Lasards zu ihrem Mann und die wiedererzählte Anekdote im Hofgarten, sei hier erläuternd eingegangen.

Lou Albert-Lasards Ehemann war der berühmte Erfinder des Vierfarbendrucks und zahlreicher anderer epochemachender Neuerungen auf typographischem Gebiet Dr. Eugen Albert. Er war 1856 in Augsburg geboren und starb 1929 in München. Der Sohn des kaum minder berühmten Münchener Hof-Photographen Joseph Albert (1825-1886) studierte Physik und Chemie in München und Heidelberg und wurde 1882 promoviert. Durch seinen Vater, der bereits für Piloty & Loehle, Cotta und Bruckmann photographiert hatte, war ihm die Bedeutung der Reproduktionsindustrie bewusst geworden. Als promovierter Photochemiker befasste Eugen Albert sich insbesondere mit Heliogravure und Dreifarbenautotypie und führte die orthochromatische Kollodiumemulsion in die Reproduktionstechnik ein, mit deren Hilfe es gelang, eine tonrichtige Schwarz-Weiß-Reproduktion von Gemälden zu erzielen. Dies führte dazu, dass Albert in der Folge zahlreiche Gemäldereproduktionen mit großem Erfolg verlegen konnte. Schon im ersten Jahr nach seiner Promotion gründete er zu diesem Zweck 1883 die Münchner Kunst- und Verlags-Anstalt Dr. E. Albert & Co, bei der, um nur einen der wichtigen Namen in diesem Zusammenhang zu nennen, niemand geringeres als Franz Stuck seine früheren Arbeiten verlegte. Entscheidend war dabei, dass sich Eugen Albert entschlossen hatte, 1893 einen Prachtband

mit über hundert Reproduktionen nach Gemälden und plastischen Werken, Handzeichnungen und Studien von Franz Stuck herauszugeben. Dieser Band enthielt zahlreiche Arbeiten Stucks, die er wenige Jahre zuvor in einer für den jungen Künstler besonders erfolgreichen Ausstellung im Münchner Kunstverein gezeigt hatte; sie bot einen Querschnitt seines künstlerischen Schaffens. Dabei kam Albert zugute, dass er zwei Jahre vor der Edition des Prachtbandes die Möglichkeit entdeckt hatte, das sogenannte Moiré-Muster zu vermeiden, was zu einer markanten Vervollkommnung des Mehrfarbendrucks geführt hatte. Zwischen 1902 und 1904 erfand er das nach ihm benannte „Albert-Galvano“, das erstmalig identische Duplikate von Original-Klischees zuließ. Weitere Erfindungen Alberts waren der Kopieraster, das Relieffklischee, die Citrochemie und eine Ätzmaschine.

Obwohl der Ehe zwischen Eugen Albert und Louise Lazard eine Tochter entsprang, die später als Malerin und Biographin ihrer Mutter bekannt gewordene Ingo de Croux, scheinen die Ehepartner relativ ungebunden nebeneinanderher gelebt zu haben. Der Erfinder war wohl mehr oder weniger in seinen Laboratorien vergraben, während die ungezügelt Künstlerin, wie wir bereits gesehen haben, auf zahlreichen Kunstreisen und in den künstlerischen Zirkeln der europäischen Kunstzentren eine auf Freiheit ihres künstlerischen Arbeitens abgestellte Unabhängigkeit auslebte. Mit ihrer 1914 eingegangenen Beziehung zu Rilke scheint sie aber den Bogen überspannt zu haben, denn Albert reichte im Verlauf des Jahres 1915 die Scheidung ein. Erwähnt sei in diesem Zusammenhang, dass Albert der Adoptivvater der 1906 geborenen Angelika Andersch-Albert, der ersten Ehefrau des Schriftstellers Alfred Andersch, war.

Zwischen Rilke und Lou Albert-Lasards Ehemann kam es wohl zu einem gewissen Konkurrenzverhältnis, wenn auch die zwischen den beiden Männern stehende Künstlerin in ihren Erinnerungen diese Frontstellung herunterzuspielen versucht:

Ich hatte versucht, meinen Mann zu erreichen, was keine leichte Sache war, da er in verschiedenen Laboratorien arbeitete. Endlich konnte ich ihn am Telefon sprechen, um ihm meine Adresse mitzuteilen. Als er kam, erzählte ich ihm von meiner Begegnung mit Rilke. – „Dann wirst du ja sehr glücklich sein“, sagte er, denn er kannte meine Begeisterung für Rilkes Werk. – „Ja, ich möchte, daß du ihn kennlernst.“ Ich hatte mir eingebildet, es müsse hier zu einem sprühenden Gedankenaustausch kommen. Mein Mann, den man mit niemanden zusammenbringen konnte, ohne ihn tagelang darauf vorzubereiten, sagte: „Ich komme zurück“ – und war schon aus der Tür. Ich war erstaunt, ihn nach einigen Stunden wirklich wiederkommen zu sehen. –

Diese erste Begegnung zwischen Rilke und ihm war sehr merkwürdig, und auf verschiedene Weise waren sie einer vom anderen beeindruckt. Während des Abendessens, das ich mit meinem Mann im Restaurant nahm [...], erklärte er plötzlich: „Das ist außer mir der erste Mann von Wert, den du getroffen hast.“

Fast den ganzen Abend fuhr er fort, von Rilke zu sprechen, unter der starken Wirkung seiner Persönlichkeit.⁸⁴

Auf Lou Albert-Lasards *Wege mit Rilke* als Referenztext zu Editha Klipsteins München-Briefen verweist auch die Wiedergabe einer von der Freundin Rilkes geschilderte und von Editha Klipstein an Ilse Erdmann kolportierte Anekdote von dem Offizier in der Theatergarderobe und der anschließenden Wiederbegegnung mit ihm im Hofgarten-Café. Im großen und ganzen decken sich die beiden Versionen, wobei Editha Klipsteins Darlegung partiell über die später von Lou Albert-Lasard erinnerte hinausgeht. Anders als die *Wege mit Rilke* teilen uns die München-Briefe nämlich nicht nur die Geschichte, sondern auch den Namen des betreffenden Offiziers und Schriftstellers mit. So wissen wir nunmehr, dass es sich dabei um den 1887 in Stuttgart geborenen Schriftsteller Bruno Frank handelte, der bis 1933 als freier Schriftsteller in München lebte, wo er Nachbar und Freund von Thomas Mann war. Im Ersten Weltkrieg war er in Flandern und in Polen eingestzt, lebte dann auf dem oberbayrischen Land, bis er 1933 über Österreich, die Schweiz, Frankreich und England und schließlich 1939 nach Kalifornien auswanderte, wo er 1945 in Beverly Hills verstarb. Ironischer Weise hat Frank seine literarische Laufbahn mit Reflexionslyrik in der Nachfolge Rilkes begonnen, bevor er um 1920 zum eigenen Stil fand und als Erzähler von spannenden, phantasievollen und handlungsreichen Romanen und Erzählungen hervortrat. Sein bekanntestes Werk ist sein *Cervantes*-Roman aus dem Jahr 1934.

Bei Bruno Franks Begleiterin im Hofgarten dürfte es sich um Katherina Godwin, später Catherina Godwin, handeln, die zu ihrer Zeit eine erfolgreiche deutsche Journalistin und Prosaschriftstellerin war. Der Name ist vermutlich ein Pseudonym, das nicht gelüftet werden konnte. Sie zählte, wie Erich Mühsam in dem Kapitel „Rummelplätze des Geistes“ seiner *Unpolitischen Erinnerungen* schreibt, zu den Frauen, „die als Persönlichkeiten von eigenem Wert in unsrer Gesellschaft verkehrten“ und es „wahrhaftig an Intelligenz und kritischem Blick mit manchem Mann von klingendem Namen aufnehmen“ konnten. Im Jahre 1912 hatte sie einen in der Folge mehrfach wiederaufgelegten Roman mit dem Titel *Das nackte Herz* publiziert.

Bei Lou Albert-Lasard liest sich die Angelegenheit folgendermaßen:

Eines Abends war ich mit Rilke und Klothilde Sakharoff – sie hieß damals noch von Derb – im Residenztheater; nach einem dummen patriotischen Stück, das uns gelangweilt hatte, half Rilke uns in der Garderobe in hellen Handschuhen mit seinen courtoisen Gesten in unsere Mäntel. Aus Versehen warf er eine Militärmütze vom Tisch herunter. Der Besitzer, mit seinen reichen Dekorationen sehr hochfahrend, sagt in schroffem Ton: „Hätten achtgeben können.“ Rilke entschuldigt sich höflich. Klothilde und ich fangen an zu lachen. Der Mann geht mit großen Schritten auf uns zu und schreit wütend: „Hier gibt’s nichts zu

⁸⁴ Lou Albert-Lasard: *Wege mit Rilke*. Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag, 1952, S. 37f.

lachen!“, worauf wir natürlich noch heiterer wurden. Am nächsten Tag, mit Rilke im Hofgartencafé, sehe ich an einem der Nachbartische eine mir bekannte Schriftstellerin mit dem Helden vom vorigen Abend sitzen. „Wart einen Augenblick“, sag ich zu Rilke und gehe zu dem Tisch. Der Kavalier erhebt sich und stammelt: „Entschuldigen Sie, gnädige Frau, daß ich gestern Ihren Diener angeschrien habe.“ – „Macht nichts“, sag ich, „er ist das gewöhnt. Vermutlich hat Sie das Stück aufgeregt, hat Sie erschüttert.“ – „In der Tat, es war sehr stark.“ – Nach einigen Worten verabschiede ich mich von der Freundin und sage ihm Weggehen: „Es war übrigens idiotisch, das Stück.“ Schon schickte der Offizier sich an, mir recht zu geben, als ich fortfuhr: „Der Diener war übrigens Rilke.“ – „Wie?“ stottert der Herr, ganz rot vor Verlegenheit. „Ja, da sitzt er, an diesem Tisch.“ – „Oh, dann muß ich gleich hingehen, mich entschuldigen!“ – Ich hatte gerade noch Zeit, Rilke zuzuflüstern: „Sag, das Stück sei fabelhaft gewesen.“ Er lachte und tat, wie ich gesagt. Wie groß war nun die Bestürzung des Offiziers, der in seinem Zivilberuf selbst Schriftsteller war. – Wir haben uns köstlich amüsiert. Es hat mich von jeher entrüstet zu sehen, wie oft eine bescheidene Haltung für ein Zeichen von Minderwertigkeit angesehen wird.⁸⁵

Brief 6

Mittwoch, 14. Juli 1915

Der Wortlaut erscheint für einen eigenständigen Brief zu kurz. Es könnte sich um einen Nachtrag zum Brief des Vortages handeln; aus den in der editorischen Vorbemerkung erläuterten Gründen ist aber auch nicht auszuschließen, dass der Text gekürzt worden sein könnte. Solange die Originalbriefe verschollen bleiben, ist diese Frage nicht eindeutig zu beantworten. Interessant ist der Hinweis, dass Rilke bereits im Juli des Jahres ein Gruppengemälde der Familie seines Verlegers Anton Kippenberg angeregt hatte. Zunächst porträtierte Lou Albert-Lasard im Herbst 1915 in München Katharina Kippenberg, die Ehefrau des Verlegers, die während der kriegsbedingten Abwesenheit ihres Mannes die Geschäfte des Insel-Verlages führte. Offensichtlich fiel das Gemälde zur vollen Zufriedenheit der Auftraggeberin aus, denn bereits im Dezember des Jahres reiste Lou Albert-Lasard nach Leipzig, um das von Rilke angeregte Gruppenporträt Katharina Kippenbergs mit ihren Kindern anzufertigen. Editha Klipstein hatte während ihres München-Aufenthaltes im Dezember 1915, wie sie in ihrem Tagebuch schreibt, die befreundete Künstlerin gerade noch am Tag vor ihrer Abreise nach Leipzig zu Gesicht bekommen.⁸⁶

Brief 7

Donnerstag, 15. Juli 1915

⁸⁵ Lou Albert-Lasard: Wege mit Rilke. Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag, 1952, S. 72-74.

⁸⁶ Vgl. den Abdruck des entsprechenden Tagebuch-Auszuges im Anhang.

Der Brief enthält die für Ilse Erdmann aus einem Manuskriptbuch Lou Albert-Lasards angefertigte Abschrift des Rilke-Gedichtes „Ach wehe meine Mutter reißt mich ein“. Das Gedicht wurde zu Lebzeiten Rilkes nicht publiziert; an das Licht der Öffentlichkeit trat es erstmals 1952, als Lou Albert-Lasard es in ihr Erinnerungsbuch *Wege mit Rilke* einrückte.⁸⁷ Editha Klipsteins Abschrift weist im Vergleich zu der Fassung Lou Albert-Lasards einige geringfügige Abweichungen auf. Dies gilt im Einzelnen für die Interpunktion und die Schreibung einzelner Wörter; Zeilenanfänge, die bei Editha Klipstein bis auf eine Ausnahme durchgängig in Großbuchstaben gehalten sind, wechseln in der Version von Albert-Lasard häufiger zwischen Groß- und Kleinschreibung. Die beiden letzten Zeilen der ersten Strophe sind bei Albert-Lasard anders umgebrochen:

sogar allein – da kommt die Mutter,
kommt und reißt mich ein.

Die beiden Schlusszeilen der dritten Strophe weichen sogar in sinn-ändernder Weise ab. Bei Albert-Lasard lauten sie:

nur einzig meine Mutter kennt es nicht,
mein langsam mehr gewordenes Gesicht.

Dass auch Regina Ullmann das Gedicht kannte, bevor es veröffentlicht wurde, ist durch ihren Brief an Nanny Wunderly-Volkart vom 5. Juli 1927 belegt. Dort berichtet sie, dass sie durch eine Begegnung mit Rilkes Mutter so eingeschüchtert worden sei, dass sie denn Sinn des Gedichtes erst richtig begriffen habe:

Ich war vollständig verängstigt u. ich habe Rainers Gedicht, das er Lulu schenkte u. von dem er *sicher* nicht will, dass es zu ihren Lebzeiten je in eine Sammlung aufgenommen werde und das beginnt: „Die Mutter kommt und reißt mich ein ...“ verstanden.⁸⁸

Als äußerer Anlass für das Gedicht gilt in der Rilke-Forschung, die seine Entstehung auf Mitte Oktober 1915 datiert, ein Besuch von Rilkes Mutter in München im Herbst des Jahres.⁸⁹ Über diesen München-Aufenthalt von

⁸⁷ Lou Albert-Lasard: *Wege mit Rilke*. Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag, 1952, S. 82.

⁸⁸ Rainer Maria Rilke. Briefwechsel mit Regina Ullmann und Ellen Delp. Hg.v. Walter Simon. Frankfurt am Main: Insel Verlag 1987, S. 426.

⁸⁹ Sofern diese spätere Datierung (14. Oktober 1915) unumstößlich ist, wäre eine nachträgliche redaktionelle Einfügung des Gedichtes in die München-Briefe Editha Klipsteins im Zuge der Anfertigung der Briefe-Abschrift zur Vorlage für eine geplante Drucklegung anzunehmen. Vgl. die diesbezüglichen Ausführungen in der Editorischen Vorbemerkung. Nikola Herweg, der ich Kopien der Frankfurter Fassungen der München-Briefe für ihre Gießener Magisterarbeit über Editha Klipstein zur Auswertung zugänglich gemacht habe, verdanke ich den Hinweis, dass die Abschrift des Gedichtes „Ach wehe meine Mutter reißt mich ein“ schwerlich in den Originalbriefen enthalten gewesen sein könne. Diese Annahme passt zu einem Tagebucheintrag Editha Klipsteins aus dem

Sophie Rilke, geb. Entz, (Prag 1851-1931 Weimar) berichtet Hertha Koenig in ihrem Aufsatz „Rilkes Mutter“:

Es war im Herbst des Kriegsjahres 1915. [...] Als Rilke mir sagte: „Meine Mutter kommt“, lächelte er liebenswürdig; dennoch gewährte ich einen Ausdruck der Anstrengung auf seinem zarten Gesicht und jenes scheue Zurückweichen seiner Bewegungen, als stünde er recht eigentlich hinter sich selbst, als sei sein Körper immer in Gefahr, sich zu weit mit vorzuwagen bei der Bewegung seiner hinübertastenden Arbeit, die zu unterbrechen jedesmal einen Riß gab; denn der allgemeine Menschentag hatte eine andere Einteilung als sein Schöpferstag. [...]

Wir trafen uns dort in dieser beliebten vegetarischen Gaststätte und wählten unsere Plätze. Zwischen uns am Kopfende saß die Mutter, eine große schlanke Sechzigerin. Die Art ihres Ernstes, ihrer aufrechten Haltung gab ihr etwas Schattenhaftes; als ob sie aus einer weit übersprungenen Zeit stamme, aus einer ganz anderen Art von Leben. Dennoch war sie ihrer Umgebung stark fühlbar. Wenn sie sprach, durch ihre kurzen treffsicheren Sätze in österreichischer Klangfarbe; wenn sie schwieg, durch den Ausdruck dieses undeutbaren Schweigens, durch das starke Zittern ihrer Hände, das weniger ein Kranksein zu verraten schien als eine dauernde innere Kampfbereitschaft – wofür, wußte ich damals noch nicht.

Es gibt Mütter, in deren Gegenwart man höchstens vierzehnjährig ist, ob man auch für gewöhnlich dreißig oder fünfzig Jahre zählen mag. Ich merkte plötzlich, daß Rilke steil vor sich niedersah – anders als sonst mit jenem Ausdruck gütiger Bescheidenheit, den er beim Eintritt in ein Zimmer, beim Niedersetzen zur Mahlzeit mitbrachte – es war ein kleiner weher, entmutigter Knabenzug; als hätte er soeben Tadel bekommen [...].

Denn es war nicht der Rilke, den ich kannte, mit dem ich hier zusammensaß, von dem man nie fortging, ohne eine geschenkte Kostbarkeit mitzunehmen; oft nur eine kleine Bemerkung. Heute war er ausschließlich der Sohn dieser dunklen Mutter. Doch er bat mich, am nächsten Tag wieder zu kommen. So traf ich die Mutter während dieses kurzen Aufenthaltes mehrere Male. Meine Bekommenheit verwandelte sich nach und nach in eine ehrfürchtige Scheu; ähnlich wie man sie als Kind beim Gottesdienst fremder Religion empfand.

Die nahe Verbundenheit mit ihrer katholischen Kirche war so stark fühlbar, daß es einem fast ungebührlich vorkam, neben dieser Frau in einem weltlichen Raum zu sitzen mit anderen als frommen Gedanken.⁹⁰

In einem Brief Rilkes an Lou Andreas-Salomé vom 19. Februar 1912 findet sich folgende in diesen Zusammenhang einschlagende Stellungnahme des Dichters zu seiner Mutter:

Dezember 1915, nach dem sie erst bzw. auch bei ihrem späteren München-Aufenthalt eine Abschrift des Gedichtes für Ilse Erdmann angefertigt haben will. Vgl. den Abdruck des Tagebuchauszuges im Anhang.

⁹⁰ Hertha Koenig: „Rilkes Mutter“. In: Dies.: Erinnerungen an Rilke und ein Porträt seiner Mutter. Hg.v. Joachim W. Störck. Frankfurt am Main und Leipzig 2000, S. 67-112: hier S. 70-72.

Übrigens müssen in der fast ganz aufgezehrten Natur meiner Mutter ein paar solche feste Fäden sein, die halten; es ist kaum zu begreifen, wie sie bei diesem, mit Hinleiden und Devotion wie mit Zerstreuungen ausgefüllten Dasein, Geschmack am Leben behält, ja sich ihm eigentlich erst recht zutraulich attachiert. Wenn man einmal zu etwas Ruhe und Fassung käme, ließe sich sicher auch das und ihre ganze unaufgeklärte Erscheinung einsehen, beschreiben, möglicherweise bewundern; aber in meiner Lage schlägt mir auch dies, wie oft, zur Beunruhigung aus, auf diesem natürlichen Platz eine so vague Gestalt zu sehen, zu der sich selbst jetzt, im erfahreneren Herzen, keinerlei wirkliches Gefühl ausbilden läßt.⁹¹

Brief 8

Mittwoch, 21. Juli 1915

Um den 20. Juli 1915 herum stattete Editha Klipstein Rilke einen Besuch in der Wohnung Hertha Koenigs in der Widenmayerstraße ab, wo Rilke nach seinem Auszug aus der Pension Pfanner sein vorübergehendes Domizil gefunden hatte. Postwendend berichtete sie ihrer Freundin darüber ausführlich nach Laubach. Der Brief wurde 1931, geringfügig gekürzt, in der *Neuen Schweizer Rundschau* und noch einmal mit leichten Veränderungen, in der *Frankfurter Zeitung* abgedruckt.⁹² Damit handelt sich um den einzigen Brief in der Serie der München-Briefe Editha Klipsteins, der noch zu ihren Lebzeiten, wenn auch in einer gekürzten Fassung, abgedruckt worden ist, - und zwar laut eigener Aussage insgesamt fünfmal⁹³, wovon aber bislang nur die zwei genannten ausfindig gemacht werden konnten. Ein neuerer Wiederabdruck in dem von Walter Simon 1987 veröffentlichten Briefwechsel zwischen Rainer Maria Rilke, Regina Ullmann und Ellen Delp wurde vom Herausgeber mit einem ausführlichen Stellenkommentar versehen, auf den

⁹¹ Rainer Maria Rilke - Lou Andres Salomé: Briefwechsel. S. 263.

⁹² Editha Klipstein: „Besuch bei Rilke“ In: Neue Schweizer Rundschau. November 1931, S. 828-832. - Wiederabdruck in: Frankfurter Zeitung vom 6. Dez. 1931, S. 12.

⁹³ Vgl. Editha Klipstein an Else von Blume. 15. und 21. Dezember 1931: „Jeden Morgen von 6-9 oder 10 Uhr bearbeite ich den Roman [Manuskript zu Anna Linde], für den bereits 2 Verlagsangebote da sind. Der eine in Bezugnahme auf m. bisher erschienenen kl. Arbeiten. Der Rilkebrief [„Besuch bei Rilke“] wurde von 4 Zeitungen nachgedruckt, auch der Frankfurter u. einer Stockholmer. - Nachlass Editha Klipstein. Deutsches Literatur-Archiv Marbach am Neckar. - Der Brief-Passus zeigt, dass der Besuch bei Rilke, sprich die Publikation des darüber berichtenden Briefes, Editha Klipstein für ihre eigene literarische Karriere auch unmittelbar praktisch hilfreich war. Vor allem der Abdruck in der Frankfurter Zeitung sorgte dafür, dass der Name Editha Klipstein in der Literaturwelt aufhorchen ließ. Als Editha Klipstein beispielsweise bei einer zufälligen Begebenheit Wolf von Niebelschütz kennenlernte, sagte dieser zu ihr, er kenne sie von ihrem „Besuch bei Rilke“ aus der Frankfurter Zeitung.

wir hier ausdrücklich verweisen.⁹⁴ Wir können uns daher an dieser Stelle auf einige wenige ergänzende Erläuterungen beschränken.



Fassade des 1910/1912 nach Entwurf von Ludwig Grothe gebauten Wohnhauses Widenmayerstr. 32 in München.

⁹⁴ Rainer Maria Rilke. Briefwechsel mit Regina Ullmann und Ellen Delp. Hg.v. Walter Simon. Frankfurt am Main: Insel Verlag 1987, S. 31-36; Anmerkungsapparat: S. 330-333.

Zunächst ist festzuhalten, dass Editha Klipstein in diesem Fall die bereits fertige und für den Druck vorgesehene Typoskriptfassung der München-Briefe an Ilse Erdmann mit einer redaktionellen Anmerkung versehen hat. Sie befindet sich auf der Marbacher Abschrift dieses Briefes, auf der die Autorin bei der Erwähnung von Mathilde Vollmoellers Schwägerin Norina gewissermaßen als Anmerkung handschriftlich ergänzt: „Vollmöller *(Maria Carmi, - in Salzburg - in Hofmannst[h]als ‚Jedermann‘.“

Die Schilderung der Begegnung mit dem Künstlerehepaar Hans Purrmann und Mathilde Vollmoeller-Purrmann unmittelbar vor dem Besuch bei Rilke fehlt in allen bislang publizierten Fassungen des Briefes. Editha Klipstein kannte die Purrmanns seit langem. Die 1876 als Tochter eines wohlhabenden schwäbischen Fabrikanten in Stuttgart geborene Mathilde Vollmoeller⁹⁵ hatte, wie auch Editha Klipstein, eine Malausbildung bei Sabine Lepsius in Berlin absolviert, wo die beiden Frauen sich erstmals begegneten. Nachdem Mathilde Vollmoeller dann 1906 nach Paris übersiedelt war, um ihre Malstudien fortzusetzen, trafen sie erneut aufeinander. In der französischen Hauptstadt besuchte Mathilde Vollmoeller die der ästhetischen Moderne verpflichtete Académie Matisse und lernte in diesem Ambiente den Maler Hans Purrmann kennen, mit dem sie sich 1912 verheiratete. Sie stellte im „Salon des Indépendants“ und, wie auch Editha Klipstein, im „Salon d’Automne“ aus, bevor sie und ihr Mann durch den Beginn des Ersten Weltkriegs aus Paris vertrieben wurden und nach Deutschland zurückkehrten. Seit 1935 leitete Hans Purrmann die Villa Romana in Florenz, wohin die Familie zu dieser Zeit übersiedelte.

⁹⁵ Zu Mathilde Vollmoeller-Purrmanns Verhältnis zu Rilke vgl.: „Paris tut not“. Rainer Maria Rilke. Mathilde Vollmoeller. Briefwechsel. Hg. v. Barbara Glauert-Hesse. Göttingen: Wallstein Verlag 2001.



Umschlagbild von „Paris tut not“ Rainer Maria Rilke. Mathilde Vollmoeller. Briefwechsel. Hg. v. Barbara Glaubert-Hesse. Wallstein Verlag 2001

Die Familien Klipstein und Purrmann waren miteinander befreundet. Trotz der räumlichen Distanz gab es verschiedene Kontakte, darunter ein längerer Besuch von Editha Klipsteins Sohn Christian bei den Purrmanns in Florenz. Auch ein kleiner Bestand von Briefen Mathilde Vollmoeller-Purrmanns an Editha Klipstein hat sich im Laubacher Nachlass erhalten.

Die Anekdote über die Abreise von Paris nach Madrid bezieht sich auf das Jahr 1908; sie wird in einem unveröffentlichten Typoskript Editha Klipsteins aus dem Todesjahr Mathilde Vollmoeller Purrmanns 1943 mit dem Titel „Spanische Erinnerungen II“ folgendermaßen geschildert:

Und so war am letzten Abend noch bis spät in die Nacht hinein geplaudert worden, sodass ich kaum am nächsten Morgen zur Abfahrt rechtzeitig erwachte. Schlaftrunken vergass ich sogar meine grosse Rolle präparierte Leinwand, und dies fiel mir erst ein, als ich bereits im Südexpress stand. Da lief Mathilde Vollmoeller, - in manchem Bezug unsere selbständigste Persönlichkeit, und keineswegs allzu gefällig, - da lief sie im Galopp einmal noch zu meiner Wohnung zurück und holte mir die Rolle, - was mich von ihr bis auf den heutigen Tag rührt, was ich ihr nie vergesse. Und als sie atemlos die Rolle ins Coupee geschoben hatte, da nahm sie ein Kunstgespräch wieder auf, genau an der Stelle, wo wir es vorhin unterbrochen hatten, und dieses streitende Gespräch (mit ihr stritt ich mich immer) setzten wir noch fort durch das herabgelassene Fenster, während sich der Zug schon langsam in Bewegung setzte. So war das damals, so war das immer mit Mathilde. (In diesem Monat starb sie, es ist mir mehr als nah gegangen, - sie lebte ein selten gültiges Leben.) Sie hatte Urteilskraft und zugleich Zivilcourage, - wie unheimlich selten ist dies geworden.⁹⁶

Das in seinem diskreten späten Jugendstil vornehm wirkende Wohnhaus Widenmayerstr. 32 in der Nähe der Isarauen, in dessen 3. Stock Hertha Koenig um das Jahr 1915 ihre Münchener Stadtwohnung hatte, wurde von 1910-1912 nach einem Entwurf von Ludwig Grothe im Zuge des Ausbaues der nördlichen Widenmayerstraße errichtet. Es gehörte zu den in dieser Zeit in München entstandenen Häusern, die in ihrer Einteilung und Einrichtung über das Normale eines bürgerlichen Wohnhauses hinausgingen. Es war als „herrschaftliches“ Wohnhaus konzipiert, das einer an Luxus gewohnten Klientele genüge leisten sollte. Entsprechend aufwendig war die Fassade mit Bildhauerarbeiten von Joseph Köpf ausgestattet.⁹⁷

⁹⁶ Editha Klipstein: „Spanische Erinnerungen II“. Typoskript im Editha-Klipstein-Archiv in der Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt am Main. - Vgl. zu der geschilderten Anekdote auch den Brief von Editha Klipstein an Ilse Curtius im Anhang.

⁹⁷ Vgl. Heinrich Hebel, Klaus Merten, Michael Petzet, Siegfried von Quast: Münchener Fassaden. Bürgerhäuser des Historismus und des Jugendstils. München: Prestel Verlag 1974, Erläuterungstext zu Abb. Nr. 370 und 372.



Ornament an der Fassade des 1910/1912 nach Entwurf von Ludwig Grothe gebauten Wohnhauses Widenmayerstr. 32 in München.

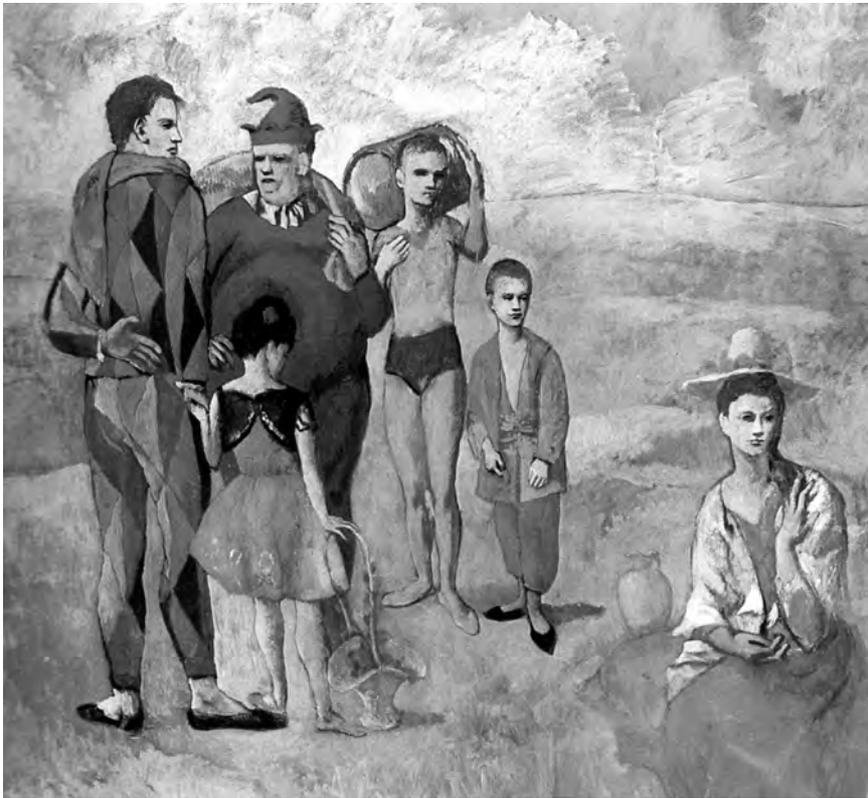
Die Schriftstellerin Hertha Koenig (1884-1976)⁹⁸ wurde als Tochter des Gutsbesitzers Carl Koenig und dessen Ehefrau Julie Koenig, geb. Helfferich, auf Gut Böckel bei Bielefeld geboren. Nach dem Besuch der höheren Töchterschule in Bonn ließ sie sich ab 1901 in Freiburg im Breisgau zur Krankenschwester ausbilden. Den Reichtum der Familie begründete der 1903 gestorbene, als „Zuckerkönig von Russland“ bekannte Großvater Leopold Koenig, dem u.a. die Villa Hammerschmidt bei Bonn gehörte. Zwischen 1905 und 1921 lebte Hertha Koenig zeitweilig, d.h. in der Regel einen Teil des Jahres, in München, wo sie einen literarischen Salon gründete und Kontakt zu zahlreichen Künstlern und Schriftstellern (außer Rilke u.a. Oskar Maria Graf, Alfred Schuler, Stefan George, Heinrich Wölfflin, Karl Wolfskehl und Regina Ullmann) gewann.

Nicht zuletzt durch ihre Bekanntschaft mit Rilke, zu dem sich unter den erschwerten Bedingungen der Kriegsjahre ein vertrauensvolles Freundschaftsverhältnis entwickelte, betätigte sie sich in ihrer Münchener Zeit auch als Mäzenin und Kunstsammlerin.

Neben anderen Künstlern verbrachte so auch der heimatlos gewordene Dichter Rilke einen mehrmonatigen Erholungs-Aufenthalt auf Gut Böckel im Sommer 1917. Über diese Zeit verfasste sie ausführliche Erinnerungen, die posthum erschienen.⁹⁹

⁹⁸ Vgl. die Hertha-Koenig-Seite des Pendragon-Verlages auf dem Internet: www.pendragon.de/hertha-koenig/index.htm sowie die Internetseite der Hertha Koenig-Gesellschaft www.hertha-koenig.de.

⁹⁹ Hertha Koenig: Erinnerungen an Rilke. Hg. v. Joachim W. Storck. Frankfurt am Main und Leipzig: Insel Verlag 2000.



Pablo Picasso: *Les Saltimbanques (Gaukler)*, 1905.

Im September 1914 hatte Rilke in München in der Galerie Thannhauser Picassos Gemälde „La famille des Saltimbanques“ von 1905 entdeckt. Am 4. November 1914 schrieb er Hertha Koenig, dass er das Gemälde als „eines der entscheidenden Bilder unserer Malerei“ erachtete, und bat die Mäzenatin, es zu erwerben, damit es in die rechten Hände und an die rechte Wand komme. Rilkes Brief blieb nicht ohne Wirkung, denn Hertha Koenig kaufte in der Tat die „Saltimbanques“. Die von Rilke gewünschte „richtige Wand“ fand sich bald in der Münchener-Wohnung Hertha Koenigs in der Widenmayerstraße, wo Rilke zwischen dem 14. Juni und dem 11. Oktober 1915 seine Zelte aufgeschlagen hatte und wo der hier zu besprechende Besuch Editha Klipsteins bei Rilke stattfand.

1923 veröffentlichte Rilke seine *Duineser Elegien*; in der fünften Elegie, die er Hertha Koenig widmete, verarbeitete er seine Erinnerungen an Picassos „Saltimbanques“. In einem Brief an Lou Andreas-Salomé vom 19. Februar 1922 schreibt Rilke über diese späte Wirkung des Picasso-Gemäldes auf seine Lyrik-Produktion:

Aber nun ist, denk Dir, in einem strahlenden Nachsturm, noch eine *Elegie* dazugekommen, die der „*Saltimbanques*“. Das ist aufs Wunderbarste ergänzend, nun erst scheint mir der *Elegien*-Kreis wirklich geschlossen. [...] Und so sind also auch die „*Saltimbanques*“ da, die mich eigentlich schon seit der allerersten pariser Zeit so unbedingt angingen und mir immer seither aufgegeben waren.¹⁰⁰

Einen gewissen Schwerpunkt im Gespräch mit Rilke bei dem in dem hier zu verhandelnden Brief beschriebenen Treffen zwischen Rilke und Editha Klipstein stellte das Thema Spanien dar, das beide Gesprächspartner aus eigener Anschauung kannten und das bei beiden einen vergleichbar hohen Stellenwert einnahm. Die Entdeckung El Grecos für die ästhetische Moderne und insbesondere die Rolle, die der spanische Maler Ignacio Zuloaga dabei einnahm, gehörten zum gemeinsamen Erfahrungsbestand von Editha Klipstein¹⁰¹ und Rilke.

Rilke Verhältnis zu Spanien und zur spanischen Kunst kann hier nicht ausführlich behandelt werden; zahlreiche Forschungsarbeiten geben darüber hinreichend Aufschluss.¹⁰²

Rilkes Reise nach Spanien fand im Winter 1912/1913 statt, zu einem Zeitpunkt also, da Editha und Felix Klipstein, deren Spanienerfahrung vor 1910 lagen, „ihr Spanien längst in Laubach angebaut“ hatten. Einer der Hauptgründe, weswegen er seine Reise angetreten hatte, war es, sie Gemälde und vor allem in Toledo die Welt El Grecos kennen zu lernen, den die Kunstwelt des angehenden 20. Jahrhunderts als wichtigen Wegbereiter für die Moderne ausgemacht hatte und seinen Platz in der Kunstgeschichte neben anderen, etablierten Künstlern wie Velasquez und Goya aufzuwerten begonnen hatte. Federführend für diese Entwicklung in Deutschland war der Schriftsteller und Kunstkritiker Julius Meier-Graefe, dessen Beschreibung

¹⁰⁰ Auszug aus einem Brief von Rainer Maria Rilke an Lou Andreas-Salomé vom 19. Februar 1922. Zitiert nach Joachim W. Storck: „Hertha Koenig und Rainer Maria Rilke.“ Nachwort zu: Hertha Koenig: Erinnerungen an Rilke. Hg. v. Joachim W. Storck. Frankfurt am Main und Leipzig: Insel Verlag 2000, S. 133-142; hier S. 135.

¹⁰¹ Zur Rolle El Grecos für das Ehepaar Klipstein: Rolf Haaser: „Gast am eigenen Tische“. Felix Klipstein und Friedrich Barth als Graphiker. Schriftenreihe des Vereins zur Pflege des künstlerischen Nachlasses von Felix und Editha Klipstein e.V. hg.v. Rolf Haaser und Wilhelm R. Schmidt. Bd. 1. Fernwald: litblockin Verlag 2005, S. 14ff. - Abbildungen von in Spanien entstandenen Arbeiten Felix Klipsteins ebd. S. 42 u. S. 44, darunter eine Federskizze, die Zuloaga als Stierkämpfer zeigt.

¹⁰² Rilke in Spanien. Blätter der Rilke-Gesellschaft Bd. 22/1999. Stuttgart: Jan Thorbecke Verlag, 1999. - Der Band nähert sich Rilkes Verhältnis zu Spanien unter dem Aspekt des Kulturtransfers und widmet sich insbesondere der Rolle, die das Spanien El Grecos in Rilkes ästhetischer Topographie einnimmt. Zu Zuloaga als Entdecker Grecos: S. 27ff, S. 34ff, S. 44f. - Jean Gebser: Rilke und Spanien. Zweite, ergänzte und illustrierte Auflage. Zürich: Europa Verlag, 1946. - Die erste Auflage war bereits 1940 erschienen; allerdings gibt es keine Hinweise darauf, dass Editha Klipstein das Buch gekannt hätte. Auf ihr verstärktes Interesse wäre es mit Sicherheit gestoßen, in erster Linie wegen der darin abgedruckten Briefe Rilkes an Ignacio Zuloaga, S. 53-80. - Fatima Naqvi-Peters: A Turning Point in Rilke's Evolution: The Experience of El Greco. In: The Germanic Review 72 (1997), S. 344-362.

seiner 1908 zusammen mit dem Kunstmaler Leo von König durchgeführten Reise auf den Spuren El Grecos in Spanien der Schlüsseltext für den Paradigmenwechsel in der Rezeption El Grecos in Deutschland darstellt. Sowohl Meier-Graefe als auch Leo von König waren Rilke bekannt und seine Briefpartner in Sachen Spanien und El Greco. Was Meier-Graefe in seiner 1910 erschienenen *Spanischen Reise* allerdings nicht erwähnt, ist die Tatsache, dass Meier-Graefe und Leo von König während des in der Reisebeschreibung geschilderten Aufenthaltes in Madrid sich im unmittelbaren Umfeld von Editha und Felix Klipstein bewegten, letzterer begleitete den Kunstkritiker und den Kunstmaler sogar noch auf dem letzten Teil ihrer Reise, die sie zu den El Grecos im Escorial führte. Meier Graefes Entdeckung El Grecos für die ästhetische Moderne in Deutschland profitierte in hohem Maße von der Tatsache, dass der in Paris arbeitende spanische Maler Ignacio Zuloaga ein großer Verehrer und Entdecker El Grecos war und die Pariser Kunstwelt um 1900 mit dem bis dahin wenig beachteten El Greco bekannt gemacht hatte. Während seines Aufenthaltes in Paris hatte Rilke Zuloaga sehr verehrt und mit ihm in Briefkontakt getreten.

Pablo Villadangos hat in einem Aufsatz über die spanische Malerei bei Rilke¹⁰³ überzeugend nachgewiesen, dass Rilkes Gedicht „Corrida“ im Grunde die poetische Beschreibung von Stierkampfgemälden Zuloagas darstellt und daher als eine „Ekphrasis Rilkes“, zu betrachten sei. Die Informationen über das Ritual des Stierkampfes habe Rilke dabei von Zuloaga selbst erhalten. In die Welt des Stierkampfes waren Editha und vor allem Felix Klipstein während ihrer Zeit in Segovia gleich mehrfach eingetaucht, als Zuloaga sie zu verschiedenen Stierkämpfen in der Umgebung Segovias mitnahm. Felix Klipstein hat Ignacio Zuloaga in einer Skizze festgehalten, als dieser selbst als Torero in einem dieser Stierkämpfe auftrat. Im Pariser Atelier Zuloagas war Rilke auch erstmals Bildern El Grecos begegnet, die dieser erworben hatte und die dort zu besichtigen waren. Ignacio Zuloaga war es auch, der Rilkes Lust auf Spanien geweckt hatte. Editha und Felix Klipstein hatten Zuloaga 1909 in Segovia kennengelernt, wohin sie nach ihrer Eheschließung zunächst übersiedelt waren. In dieser Zeit war auch Felix Klipsteins Bruder August zu Gast in Segovia um an seiner Dissertation über El Greco zu arbeiten. Auch die spätere Orientreise August Klipsteins mit Le Corbusier diene, so paradox es klingt, nicht zuletzt auch der Entdeckung El Grecos, in Form der in Bukarest befindlichen Gemälde im Besitz Carmen Silvas, der in ihrer Zeit als Schriftstellerin bekannten Königin von Rumänien.

Diese skizzenhafte Hinweise mögen genügen, um die Gemeinsamkeiten in der Gesprächsbasis zwischen Rilke und Editha Klipstein anzudeuten. Rilke betrachtete seinen Aufenthalt in Spanien „als bedeutendstes Ereignis

¹⁰³ Pablo Villadangos: Die spanische Malerei bei Rilke. Eine ständige Präsenz. In: Rilke in Spanien. Blätter der Rilke-Gesellschaft Bd. 22/1999. S. 25-48; hier S. 31.

nach Rußland und dem unerschöpflichen Paris“. Jean Gebser spricht sogar davon, dass Rilke ein Dankbarkeitsgefühl gegenüber seinem Spanienerlebnis unterhalten habe und beruft sich dabei auf ein Gespräch, das er mit Lou Albert-Lazard in dieser Angelgenheit geführt habe. Da die betreffende Bemerkung in gewissem Grade auch in unseren Zusammenhang einschlägt, sei sie hier wiedergegeben: „Dieses Gefühl der Dankbarkeit gegenüber Spanien hat ihn nie verlassen, und der Wunsch, es wiederzusehen, war so mächtig in ihm, daß er, wie mir Madame Lou Albert-Lazard erzählte, die Absicht hatte, dieses Land mit ihr gemeinsam wieder zu besuchen; der Weltkrieg vereitelte diese zweite Spanienreise.“¹⁰⁴

Zu der von Editha Klipstein referierten Anekdote über die Schauspielerin Eleonora Duse bleibt nachzutragen, dass auch Helene von Nostitz in ihren Erinnerungen Aus dem alten Europa offensichtlich auf dieselbe Geschichte anspielt.¹⁰⁵ Bei Editha Klipsteins Gespräch mit Rilke über die Duse ging es aber nicht nur um die Szene mit dem fatalen Treppenaufstieg der Tragödin. Dies wissen wir aus einem längeren Essay Editha Klipsteins über die Laubacher Schlossbibliothek, der ca. 1950 entstanden ist.¹⁰⁶ Darin findet sich eine kurze Passage, die auf einen der Besuche bei Rilke anspielt:

Vor vielen Jahren erzählte mir R.M. Rilke, daß er einmal mit der Duse, ich glaube in Mailand, eine Bibliothek besucht habe, und sie hätte geäußert: am schönsten kämen ihr die Bücher vor, deren Sprache sie nicht verstünde. Dann sei ihr der Ausdruck des Buches, das heißt, sein Gesicht, zur Hauptsache geworden.

Rilke hatte Eleonora Duse während eines seiner Italienaufenthalte in Venedig kennengelernt. Im Jahr 1898 schrieb er das kleine lyrische Drama *Die weiße Fürstin* für sie und versuchte dreizehn Jahre später, das Stück mit ihr in der Hauptrolle auf die Bühne zu bringen. Er beabsichtigte, auf diese Weise der großen italienischen Tragödin, die seit mehreren Jahren nicht mehr aufgetreten war, eine triumphale Rückkehr auf die Bühne zu verschaffen.¹⁰⁷ Im Januar 1914 hatte sich Rilke an den Mäzen Philipp Schey von Koromla gewandt, um ihn zur Unterstützung einer Aktion zugunsten

¹⁰⁴ Jean Gebser: Rilke und Spanien. Zweite, ergänzte und illustrierte Auflage. Zürich: Europa Verlag, 1946, S. 24.

¹⁰⁵ Helene von Nostitz: Aus dem alten Europa. Menschen und Städte. Hg. V. Oswald von Nostitz. Frankfurt am Main und Leipzig: Insel-Verlag 1993, S. 170 f.

¹⁰⁶ Editha Klipstein: Das Schloß zu Laubach und seine Bibliothek. Bisher unveröffentlichter Text der Literatin über die Privatsammlung der Grafen zu Solms-Laubach. In: Editha Klipstein. Bildnis einer Schriftstellerin. Laubacher Hefte 12. Hg.v. Heimatkundlicher Arbeitskreis Laubach in Verbindung mit der Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt/M. 1997, S. 54-62.

¹⁰⁷ Barbara Surowska: „Das war Venedig ...“ In: Rilke in Venedig. Rilke in Schweden. Blätter der Rilke-Gesellschaft 16/17 (1989/90), S. 33-42; hier S. 33.

Eleonora Duses zu gewinnen, die dasselbe Ziel verfolgte.¹⁰⁸ Editha Klipstein hatte seit ihrer Jugend ein lebhaftes Interesse für das Theater, zum Zeitpunkt ihrer ersten Englandreise im Frühjahr 1899 kannte sie, wie ihre Schwester Magdalena überliefert hat, weite Teile des *Hamlet* im englischen Original auswendig. Auch hatte sie als junge Frau selbst in einer Laienspielgruppe als Schauspielerin agiert. Das Theatermilieu, in das sie auf diese Weise hineingeschnuppert hatte, erscheint wieder in ihren Romanen *Anna Linde* und *Die Bekanntschaft mit dem Tode* sowie in ihrer Novelle *Das Hotel in Kastilien*. Die Entdeckung der skandinavischen Dramatiker Ibsen und Strindberg für den deutschsprachigen Raum, die vor allem der Zeitschrift *Die Neue Rundschau* zu verdanken ist, deren Mitarbeiter Rilke war und deren Beiträgerkreis Editha Klipstein später selbst zugehören sollte, hatte sie nachhaltig beeindruckt und darf zu den Grundbestandteilen ihrer literarischen Sozialisation gerechnet werden.

Zahlreichen Theaterstücken hatte sie als Zuschauerin in verschiedenen Städten Europas beigewohnt, z.B. in Shakespeares Geburtsstadt Stratford on Avon, in Berlin, Paris, später, in den 30er Jahren in Frankfurt und in den 40er Jahren durch die Freundschaft mit dem Dramaturgen und Schauspieler Wolfgang Kühne am Stadttheater in Gießen. Während ihres ersten Aufenthaltes in Paris 1904 hatte sie die gefeierte Schauspielerin Norina Vollmoeller in ihrer Künstlerinnenbehème-Wohnung am Montparnasse zu Gast, und 1909 in Segovia hatte sie die Carmen-Darstellerin und Diva der damaligen Comedie Française, Lucienne Breval, persönlich kennen gelernt.

So kann man wohl davon ausgehen, dass Editha Klipstein die Sängerin und Schauspielerin Eleonora Duse ein Begriff war, auch wenn wir keine Hinweise auf eine Beschäftigung mit ihr vor der Begegnung mit Rilke haben. Man geht aber sicher nicht fehl, wenn man unterstellt, dass die spätere Auseinandersetzung Editha Klipsteins mit der venezianischen Opernkünstlerin durch die Rolle, die sie für Rilke spielte, ihre Richtung bekam, so dass der Essay über die Duse als späte Nachwirkung der Gespräche mit Rilke aufgefasst werden darf.¹⁰⁹

¹⁰⁸ Zu Rilkes Verhältnis zu Eleonora Duse: Joachim W. Storck: „Zeitgenosse dieser Weltshande“. Briefe Rilkes an Marianne Mitford geb. von Friedländer-Fuld aus dem Kriegsjahr 1915. In: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 26 (1982), S. 40-80; besonders S. 43f. - Ilse B. Jonas: Rilke und die Duse. Frankfurt am Main und Leipzig (insel tb 1532) 1993. - Elisabetta Potthoff: La Maschera e il volto. Immagini della Duse nell'opera di Rilke e d'Annunzio. In: Rilke in Venedig, Rilke in Schweden. Blätter der Rilke-Gesellschaft 16/17 (1989/90), S. 79-89. - Walther Rehm: Rilke und die Duse. In: Symposium 1 (1948), S. 337-406. - Helene Nostiz: Aus dem alten Europa. Frankfurt 1993, S. 170ff.

¹⁰⁹ Editha Klipstein. Die letzten Tage der Duse. In: Frankfurter Zeitung, Ostersonntag 1934. Wiederabdruck in Editha Klipsteins Essay-Band Gestern und Heute. Laupheim:Ulrich Steiner Verlag 1948, S. 227-233. - Zur Biographie Eleonora Duses vgl.: Emil Alfons Reinhardt: Das Leben der Eleonora Duse, Berlin 1928.

Brief 9

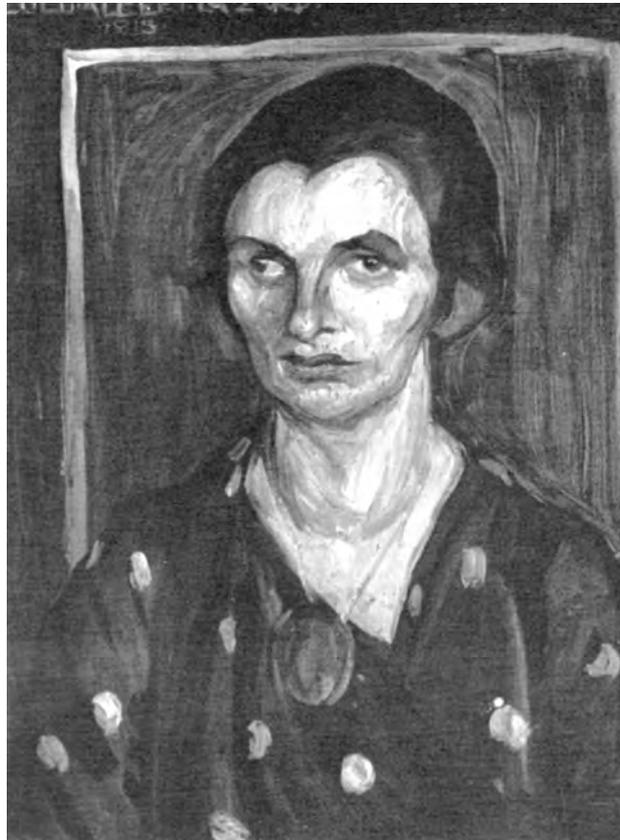
Freitag, 23. Juli 1915

In diesem Brief finden wir Editha Klipstein allein in der Finkenstraße, nachdem die Gastgeberin Lou Albert-Lasard zu einer aufgrund ihres schlechten Gesundheitszustandes notwendig gewordenen Erholungsreise in die Schweizer Alpen abgereist war. Eine Wiederbegegnung der beiden Frauen wird erst im Oktober des Jahres in Laubach stattfinden.

Dafür wartet der Brief mit einem erneuten Großereignis der Münchenreise Editha Klipsteins auf: die Rede ist von der Begegnung mit der Schweizer Schriftstellerin Regina Ullmann. Die in diesen Tagen beginnende Freundschaft zu ihr ist mit Sicherheit als die wichtigste und nachhaltigste der Begegnung dieses Münchener Sommers des Jahres 1915 zu werten. Um das Verhältnis der beiden Frauen hinreichend zu beschreiben, bedürfte es einer eigenen Monographie, wir können uns hier nur auf die wichtigsten Daten beschränken.

Die Erzählerin und Lyrikerin Regina Ullmann¹¹⁰ wurde am 14. Dezember 1884 als Tochter eines aus dem Vorarlbergischen zugewanderten jüdischen Fabrikanten und einer aus einer Ulmer jüdischen Familie stammenden Mutter in St. Gallen in der Schweiz geboren. Nach dem frühen Tod des Vaters, den sie im Alter von fünf Jahren wegen eines Jagdunfalls verlor, störten sprachliche Hemmungen und körperliche Einschränkungen ihre Kindheitsentwicklung. Ab 1902 lebte sie mit ihrer Mutter in München und zeitweise auch in Wien. Sie wurde Mutter zweier unehelicher Töchter, deren Väter der Wirtschaftswissenschaftler Hanns Dorn und der Psychoanalytiker Otto Groß waren. Während Dorn sich weder menschlich noch materiell um Mutter und Kind kümmerte, versuchte Groß Regina Ullmann zum Selbstmord zu überreden.

¹¹⁰ Zur Biographie Regina Ullmanns: Peter Hamm: Die Zurückgebliebene. Etwas über Regina Ullmann. In: Der Wille zur Ohnmacht. München/Wien, Carl Hanser Verlag 1992, S. 59-86. - Charles Linsmayer: „Ich bin den Umweg statt den Weg gegangen“. Ein Lesebuch/Regina Ullmann. Frauenfeld, Stuttgart, Wien: Huber 2000. - Walter Simon: „Nachwort“. In: Rainer Maria Rilke. Briefwechsel mit Regina Ullmann und Ellen Delp. Hg. v. Walter Simon. Frankfurt am Main: Insel Verlag, 1987, S. 433-447.



Lou Albert-Lasard: *Porträt von Regina Ullmann*. 1915.

Ihre frühen literarischen Versuche wurden von Rilke, mit dem sie in Briefkontakt getreten war, literarisch und materiell gefördert.¹¹¹ Seine stete Anteilnahme am Schaffen der eigenwilligen Erzählerin gründete auf ehrlicher Bewunderung ihrer Arbeiten. Er verfasste ein Geleitwort zu ihrem ersten Prosaband *Von der Erde des Lebens*, der 1910 in München erschien, und unterstützte sie auch bei der Auswahl ihrer 1919 in Leipzig erschienenen *Gedichte*. Im November 1911 konvertierte sie unter dem Einfluss des Ehepaars Anna und Ludwig Derleth zum Katholizismus. Ihrem großen intellektuellen und künstlerischen Freundeskreis gehörten Lou Albert-Lasard, Lou Andreas Salomé, Carl Jacob Burckhardt, Hans Carossa, Eva Cassirer, Wilhelm Hausenstein, Hermann Hesse, Rudolf Kassner, Thomas Mann, Arthur Schnitzler und Karl Wolfskehl an. Regina Ullmanns

¹¹¹ Zu Rilke und Regina Ullmann: Rainer Maria Rilke. Briefwechsel mit Regina Ullmann und Ellen Delp. Hg. v. Walter Simon. Frankfurt am Main: Insel Verlag, 1987.

Zeitgenossen bewunderten ihre visionäre, gleichsam somnambule Erzählweise. Sie arbeitete unter großen Anstrengungen, die sie phasenweise zum völligen Verstummen führten. In solchen krisenhaften Situationen suchte sie gerne die Nähe des Laubacher Kreises um Editha und Felix Klipstein, bei denen sie sich oft mehrere Wochen im Jahr aufhielt. Wie diese lebte sie einem hohen ethisch-ästhetischen Ideal nach.

Ab 1915 wohnte sie zusammen mit ihrer Mutter für einige Zeit in einem Turm in Burghausen an der Salzach, wo sie sich neben ihrer literarischen Arbeit zeitweise als Imkerin und Gärtnerin betätigte, später siedelte sie nach Mariabrunn bei München über. Nach Rilkes Tod lebte sie ein halbes Jahr in Muzot. Nachdem sie 1935 vom deutschen Schriftstellerverband ausgeschlossen worden war, siedelte sie zunächst nach Salzburg über, von wo aus sie nach einer Zwischenstationen in Meilen am Zürichsee in ihren Geburtsort St. Gallen zog. In dieser Stadt, die ihr 1950 das Stadtbürgerrecht gewährte, lebte sie bis 1959. Sie starb am 6. Januar 1961 in Ebersberg in Oberbayern in der Obhut einer ihrer Töchter.

In einem auf den 14. April 1950 datierten Essay-Manuskript mit dem Titel „Erinnerungen an Regina Ullmann“ beschwört Editha Klipstein u.a. auch die Zeit ihrer erstmaligen Begegnung mit Regina Ullmann im Sommer 1915 in München wieder herauf:

Es war die Zeit der glücklichsten Freundschaft zwischen Regina und Rilke. Rilke, der grosse Lebenshelfer von Regina Ullmann, schrieb ihr über die Novelle, die in der Fischerschen Rundschau veröffentlicht wurde, einen Brief, so spontan beglückt, wie er sich vielleicht nicht oft über ein Literatur-Erzeugnis äusserte. Regina zeigte mir den Brief. Er hatte den Grundklang: „Da hast du dein Meisterstück geleistet.“ Die Novelle geht auf eine grausig-schöne Legende zurück, die auf einem alten Wirtshausschild festgehalten wurde, das freilich nur Hirsch und zielenden Jäger zeigt. Aber in der Legende ist es nicht das Wild, das erlegt wird, sondern der Mensch. Das kleine Werk zeigt in besonderer Weise die starke Gabe der Autorin, unbewusste Vorgänge sinnfällig zu machen.

Sie war damals jung, von sonderbar starker Ausdruckskraft der Erscheinung. Durch Rilke hatte ich sie kennengelernt, der sie mir als etwas „Einmaliges“ bezeichnete. Eine Landheilige nannte er sie, ein Wesen, das einen ganzen Nachmittag über schweigen konnte, aber ebenso viele Stunden reden, d.h. erzählen – so unentwegt, fast monoton, als ob sie etwas, das ihr vor Augen stünde, nacherzählte. Kurzum, ein Mensch, der unter Eingebungen stand.

Daneben aber hatte sie etwas durchaus Wirklichkeitsnahes, unbefangenes wahrhaftig auch den eigensten Erlebnissen gegenüber.¹¹²

¹¹² Auszug aus einem Typoskript-Durchschlag im Editha-Klipstein-Archiv. Stadt- und Universitäts-Bibliothek Frankfurt am Main. Bei einem im Deutschen Literaturarchiv in Marbach am Neckar aufbewahrten Typoskript gleichen Titels und gleicher Datierung dürfte es sich um das originale Typoskript handeln, von dem die Frankfurter Durchschläge stammen. – Eine auf den 23. November 1949 datierte Fassung des Textes befindet sich im Regina-Ullmann-Nachlass in der Monacensia in München. Von dieser Urfassung wurde am

Editha Klipsteins Essay über Regina Ullmann, der am 25. April 1950 in der in Freiburg i. Br. erscheinenden *Badischen Zeitung*¹¹³ abgedruckt wurde, ist Gegenstand eines Briefes von Regina Ullmann an Editha Klipstein vom 4. Mai 1950:

St. Gallen, den 4. Mai 1950

Felsenstr. 6

Liebe, gute Editha,

es wurde mir berichtet, dass im Feuilleton der Badischen Zeitung vom 25.4.1950 ein Aufsatz Deiner Feder über meine Geschichten steht. Du kannst Dir denken, wie begierig ich bin, ihn kennen zu lernen. Würdest Du so gütig sein, die Zeitung (von der ich nicht weiss, in welcher Stadt sie erscheint) zu veranlassen, mir einige Exemplare zu senden, ich werde die Bezahlung in internationalen Postscheinen begleichen, wenn der Preis vermerkt ist. Wie geht es Dir, Liebe, Teure und den Deinigen? Was treibst Du? Felix fehlt immer noch. Wie geht es Christian und den Seinen?

Ich komme voraussichtlich im Juni nach Bayern. Können wir uns da wiedersehen?

Deine herzlich verbleibende

Regina.

Gratuliere doch Dr. W. Hausenstein: er ist Generalkonsul von Paris geworden.¹¹⁴

Die Münchenbriefe Editha Klipsteins enthalten keinen Hinweis darauf, dass Editha Klipstein mit Regina Ullmann in deren Münchener Wohnung in der Fendstraße 6 in Schwabing zusammengetroffen wären. Das Malatelier Lou Albert-Lasards in der Finkenstraße war ihr aber keineswegs unbekannt. Lou Albert-Lasard und Regina Ullmann hatten sich schon 1914 in München kennengelernt, wie sie in ihrem Erinnerungsbuch *Wege mit Rilke* schildert:

Regina Ullmann war der erste Mensch, der damals Rilke besuchte. Sie war eine noch merkwürdigere Erscheinung, als ich es mir vorgestellt hatte. Sie kam wie aus einer anderen Zeit, einer anderen Welt. Steif saß sie da, mit auf bäuerliche Art gefalteten Händen. Mit ihrem intensiven, visionären Blick der ungleichen Augen erinnerte sie an eine alte volkstümliche Holzskulptur. Sie schien eher zu prophetisieren, zu verdammen, wenn sie schwerfällig, fast stotternd von Dingen sprach, die weit entfernt waren von denjenigen, welche die gewöhnlichen Sterblichen beschäftigen. Ob sie nun die Geschichte einer Magd vom Lande erzählte oder die eines Blinden, immer war ihr Ton von epischer Breite und erhob sich zuweilen zu beinahe biblischer Größe. Es waren fast Monologe, hier und da unterbrochen von einem heiseren Lachen, das so unbewußt war, daß es

25. November 1949 eine Korrekturfassung angefertigt, die sich ebenfalls im Frankfurter Teilnachlass Editha Klipsteins befindet.

¹¹³ Ich danke Frau Unmüßig vom Archiv des Badischen Verlages, die den Artikel ausfindig und zugänglich gemacht hat.

¹¹⁴ Briefkarte von Regina Ullmann an Editha Klipstein. Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt am Main. Editha-Klipstein-Archiv.

überraschte. Sie sprach, sie lachte, wie nach innen. Ich war voller Verwunderung, hätte mir nicht vorgestellt, daß wir bald darauf aufrichtige Freundschaft schließen sollten, daß ich in ihrer schwerfälligen Art Juwelen von Zartheit und Verfeinerung entdecken würde. Sie faszinierte mich so sehr, daß ich später drei Porträts von ihr malte. Man weiß, wie sehr Rilke sie schätzte.¹¹⁵

Im Dezember 1914 portraitierte Lou Albert-Lasard Regina Ullmann in ihrem Atelier, als Weihnachtsgeschenk für Rilke, das sie ihm Weihnachten 1914 während ihres gemeinsamen Berlin-Aufenthaltes überreichte. In ihrem Erinnerungsbuch über Rilke kommt sie auch darauf zu sprechen, dass die mit Regina Ullmann geschlossene Freundschaft ihr über die räumliche Trennung von Rilke hinweggeholfen habe: „Ich machte mich wieder an die Arbeit. Meine Freundschaft mit Regina half mir, die Trennung zu ertragen. Ich malte sie, fasziniert von ihrer eigenartigen Physiognomie.“¹¹⁶ Am 17. Dezember 1914, - das Porträt war zu diesem Zeitpunkt sicher beendet und stand vielleicht noch zum Trocknen auf der Staffelei oder war gerade für die Reise nach Berlin verpackt - schreibt Regina Ullmann an Rilke aus der Wohnung Lou Albert-Lasards, noch ganz unter der soeben feierlich besiegelten Duzfreundschaft zwischen der Malerin und der Dichterin:

Glocken klingen und Gedichte von Dir, die wir eben lasen, schwingen mit: wie alles immer wieder wird und zurückkehrt in sich und wieder wird, als könnt es sich in Ewigkeit nicht behalten. Und Gott wird vielleicht an der Unzähligkeit und Vielgestaltigkeit des Einen, das Werk seiner ersten Schöpfungstage wieder erkennen. [...] Wenn ich Dir sagen wollte [...] wie lieb mir Lulu ist, so müßt ich auch zugleich sagen wie lieb Du mir bist: denn Ihr seid doch beide wie zwei Orchideen von verschiedner Färbung. Jetzt läuten die Glocken wieder. Auf Wiedersehen! Verzeihe, daß ich Dir Du sage - nun da ich Lulu kenne und ihr Du sage, kann ich auch Dir nicht mehr anders.¹¹⁷

Auch Lou Albert-Lasard hat die Bedeutung dieser stimmungsvollen Zeilen Regina Ullmanns, die einem ihrer eigenen Briefe an Rilke einlagen, hervorgehoben, indem sie sie in vollem Wortlaut in ihren Erinnerungsband aufgenommen hat.¹¹⁸

Brief 10

Sonntag, 25. Juli 1915

Der Brief setzt ein mit der Schilderung eines Besuches bei einer alten Bekannten aus gemeinsamen Madrider Zeiten, einem Frl. Metger. Der

¹¹⁵ Lou Albert-Lasard: Wege mit Rilke. Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag, 1952, S. 40f.

¹¹⁶ Lou Albert-Lasard: Wege mit Rilke. Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag, 1952, S. 84.

¹¹⁷ Rainer Maria Rilke. Briefwechsel mit Regina Ullmann und Ellen Delp. Hg.v. Walter Simon. Frankfurt am Main: Insel Verlag 1987, S. 21 f.

¹¹⁸ Lou Albert-Lasard: Wege mit Rilke. Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag 1952, S. 85.

Nachlass Editha Klipsteins gibt nur geringen Aufschluss über sie; immerhin wissen wir, dass ihr Vorname mit „I“ begann, dass sie aus Westfalen stammte und dass sie im Dezember 1915, als Editha Klipstein während ihres späteren München-Aufenthaltes bei ihr logierte, in der Konradstraße 11 wohnte; sie hatte Felix Klipstein und Editha Blass, wie sie mit Mädchennamen hieß, 1908 in Madrid zusammengebracht. Wir zitieren in diesem Zusammenhang einen längeren Abschnitt aus Editha Klipsteins unveröffentlichten „Spanischen Erinnerungen II“.¹¹⁹



Felix und Christian Klipstein, ca. 1915.

¹¹⁹ Typoskript im Editha-Klipstein-Archiv. Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt am Main.

Exkurs:**„Spanische Erinnerungen II“ von Editha Klipstein**

Eines Tages redete mich eine ältere Dame an, ob ich sie nicht erkenne – aus dem Malerviertel in Paris. Ich erkannte sie kaum, es hatte zu viele der Kollegen dort gegeben. Sie meinte, ich sähe herzlich schlecht aus, - wo ich denn zu Mittag ässe? Nirgends, bei dieser Hitze genüge mir abends eine Milchstube. Das gehe nicht so weiter, protestierte sie, ich solle einmal mitkommen in ihre Pension. Um sie nicht zu kränken, tat ich ihr schliesslich den Gefallen. Auf diese Weise lernte ich die Pension Gomez kennen und wurde wieder zum normalen Menschen.

Das Ehepaar Gomez, das die Pension hielt, gehörte zu den gleichzeitig verwahrlosten und rechtschaffenen Leuten, die es wahrscheinlich häufiger im Süden als im Norden gibt. Er war ein ausgemachter Trinker, und sie war ebenso fleissig wie unordentlich. Als ich ihr einmal Geld zum Aufbewahren gegeben hatte, suchte sie es bei der Rückgabe in einem unbeschreiblichen Wäscheschrank zusammen, aber es war vollzählig. Es wurden zwei Tafeln gehalten, die der „Kapitalisten“ und die Künstlertafel. Natürlich hielten wir uns an diese. Freilich war sie herzlich gemischt, eine Mischung von Künstlern und fahrendem Volk, wie sie anregender für eine Bürgerstochter nicht gedacht werden konnte. Ein Komiker, dessen Kopf riesenhaft vergrössert, man an allen Strassenecken Madrids begegnete und der bei Tisch durch eine besondere müde Traurigkeit auffiel, ein Schafzüchter, der offenbar den Verstand verloren hatte, aber sehr gute Manieren behalten; ein immer hungriger Maler Schminsky, dem die Schlüssel nicht zuerst gereicht werden durfte, sonst reichte sie nicht weiter, - diese Gestalten blieben lebhaft in der Erinnerung. Der solide Teil der Gesellschaft: ein Wiener Maler und seine Frau, eine baltische Adlige, - Fräulein Metger, die Kollegin aus Paris, und der Maler Klipstein, der sehr selten zum Essen erschien und den Fräulein Metger sehr schätzte. „Der ist aus sehr guter Familie,“ sagte sie, „und er ist reich. Er könnte zehnmal am Tisch der Kapitalisten sitzen, aber er sitzt noch nicht einmal bei uns. Viel lieber isst er mit den Steinbrechern in San Isidro.“ Das war das Erste, was ich über ihn hörte. Wir wurden einander vorgestellt, und sonderbarerweise dachte ich: „Das habe ich gewusst, dass er Felix heisst. -

Da ich auch fernerhin meiner eigenen Wohnung treu blieb und nur zum Mittagessen die Pension gelegentlich aufsuchte, erfuhr ich die Geschehnisse dort meist in Übertragung - Der Schafzüchter hatte der Frau des Wiener Malers grosse Versprechungen gemacht, sowohl was seine Häuser an der Puerta del Sol betraf wie auch seine weissen Pferde, die er jeden Tag erwartete. Er war ein nobler Mann, der aber keinen Heller bezahlen konnte, Die Gomez wurden von ihm gleichfalls auf den Erlös seiner drei Häuser hingewiesen: sie möchten sich gedulden bis zum Ende des Prozesses. Offenbar hatten sie ihn schon monatelang umsonst gepflegt, und als sie ihm nun endlich kündigen mussten, da sein Zimmer für einen natürlichen Zahler gebraucht wurde, tat Frau Gomez dies von Herzen weh. Zufällig war ich anwesend, als die unordentlichen Wirte von dem verrückten Gast Abschied nahmen, Frau Gomez vergoss Tränen dabei, händigte ihm Pakete mit Esswaren ein für die Reise, und er, stolz und ernst wie immer, versicherte nochmals: sie sollten sich auf ihn verlassen, er würde ihnen nichts schuldig bleiben.

Kein Wunder, dass mich dies an meines Vaters Erzählung im vorigen Jahr in Südfrankreich erinnerte: dass die alten Kelten sich früher Darlehen gaben, mit Rückzahlung im Jenseits. Wie schön!

Der Maler Schminsky, wenn auch weniger erfreulich, gewährte immerhin auch einen Spass. Auch sogar Fräulein Metger, in ihrer Erscheinung ein wenig die stattliche Frau Tante von Felix Klipstein, Wahrheit in einer herzlichen und ehrbaren Weise in ihn verliebt. Sie erzählte mir Vieles über die Pensionsgenossen, was das Interesse erwecken musste. Schminsky sei ein Schwindler und Prahler, nun habe er seine Wäsche schon seit lange unter die Klipsteins gelegt und diesen für beide zahlen lassen; als sie Felix darauf aufmerksam machte, wusste er Bescheid. Es mache ihm nichts aus. Er sah dem allen mit Interesse zu. Ich kam aus einer preussischen Welt, in der jeder Putzfrau streng nachgewiesen wurde, wenn sie einen Groschen veruntreut hatte, hier war alles recht anders. Obwohl sozial anspruchsloser, man stelle sich den Komiker und Schafzüchter bei einem Rektoratsessen in Halle vor, - so doch eigentlich viel grossartiger im Menschlichen. Man lernte jeden Tag dazu. Der Prado freilich blieb mir die Hauptsache, aber von jetzt an lief das andere lebendig nebenher.

Fräulein Metger berichtete, der Pensionstisch habe gleich nach meiner ersten Ankunft gewürfelt, wer mich zur Frau bekommen würde. Schminsky hatte die Kühnheit, schon nach einigen Tagen um mich anzuhalten, zwar sei er verlobt, doch liesse sich dies leicht lösen. Er sei auf vielen Gebieten äusserst fähig, zum Beispiel wolle er gern von jetzt an meine Schuhe putzen. Da er im Grunde ein viel besserer Maler sei als die alten Meister, und seine Kopien die Originale tatsächlich überträfen, könne er nur zu sich zuraten. Nun, - auch dieser war ein Verrückter. Immerhin hatte er eine Anzahl Menschen mit seinem Grössenwahn überrumpelt, seine Rechnungen in der Stadt pflegte er mit Kopien zu begleichen, auch die Gomez-Leute mussten daran glauben. Aber eines Mittags, - Schminsky wollte uns am Nachmittag verlassen, seine Koffer waren bereits fort, - stürzte sein Zahnarzt ins Esszimmer und verlangte Barzahlung; man habe ihm gesagt, die Kopien seien Schund. Schminsky stand würdevoll auf, um das Geld zu holen, und - kehrte nie zurück. Er war einfach abgereist. Der schäumende Zahnarzt, die lachenden Gäste, die verdutzten Gomez, die natürlich gleichfalls betrogen blieben, - ein spanisches Bild für das Gedächtnis. Immer war dem Wahnsinn eine Portion Unschuld beigemischt, ein Stückchen ewiger Cervantes. Das Schlimmste, was uns Schminsky angetan hatte, war sein Vermächtnis. Die unglücklichen Kopien, zahlreich hinterlassen, wurden von Herrn Gomez aufgehängt, es ergab sich für ihn daraus ein Schein der Wiedergutmachung.

Klipstein war selten zu sehen, es hiess, er ritte viel und versäume kein Stiergefecht. Ich fand, dass er reizvoll aussah und es war mir angenehm, dass immer wenn ich ihn zufällig traf, er sichtlich zusammenzuckte, sich dann aber davonmachte. Wie gut konnte ich es verstehen, dass er sich davonmachte, - auch ich wollte allein sein. Ein Szenenwechsel fand statt, in der Erinnerung so plötzlich und total, wie er kaum in Wirklichkeit gewesen sein kann. Auf einmal war der stille Prado überflutet, nicht nur von Betrachtern, sondern auch einer neuen Schar von Kopisten. Amerikaner, Amerikaner! Claudio Castellucho, mein Lehrer, war von Paris gekommen mit einer Schar von Eleven. Ich war glücklich ihn zu sehen, er sollte mir helfen bei meiner Malerei, - auch er schien sich über das Wiedersehen

zu freuen. Gleichfalls waren mitgekommen Stettler und Dannenberg, die zum alten Stamm seiner Schülerinnen gehörten und die Vorsteherinnen seiner Schule geworden waren. Frau Dr. Heinrich aus Berlin, gleichfalls eine alte Schülerin mit ihrer erstaunlich schönen Tochter Isolde – Welch ein Gefolge!

Die ganze grosse Gesellschaft hat sich in meinem Gedächtnis in einigen Einzeltreffen anschaulich bewahrt, in Einzelgesprächen, die sich auf besondere Weise mit dem Charakter jener Tage verwoben. Ich war zurückgeflohen in meine kleine Wohnung und sah die Menschen vornehmlich im Prado; aber mit dem was ich doch vollbringen wollte in kurzer Zeit, war soviel andrängende Menschheit kaum zu vereinen.

Ein Netz der Eifersucht überspann diese bunte Gesellschaft. Stettler und Dannenberg, beide nicht mehr jung, Stettler eine egoistische Schweizerin, waren sehr darauf bedacht, ihre Vorherrschaft zu wahren. Isolde Heinrich, - man fühlte es bald - war ihnen ein Dorn im Auge. Selten habe ich in meinem Leben etwas so erstaunlich Hübsches gesehen wie dieses Mädchen. Eine Fülle goldblonder Haare, edle Züge, eine stolze, eher üppige, aber durchaus jugendliche Gestalt, - eine so auffallende Erscheinung, dass es kein Wunder war, dass sich viel Capas in der Alcala vor ihr aufs Pflaster legten; diese reizende Höflichkeit der Spanier: ihre Holde soll darüber schreiten. Frau Heinrich vermerkte solche Erfolge mit begreiflicher mütterlicher Eitelkeit, sie selbst war sehr bescheiden und in altmodischer Weise genial zerfahren, ein paar Mal wurde ihr nicht wenig Geld gestohlen. Sehr künstlerisch war sie zudem, während die Tochter das nicht nötig hatte. Für alles dieses sollte nun der Castellucho aufkommen. Er war der Mann vom Ganzen. Mit seiner schwächlichen Figur, dem krausen Haar, dem knolligen Gesicht, den südlichen, sehr klugen Augen (immer Melancholie, immer ein Schalk darin) glitt er katzenartig durch seine Schar, korrigierte, half, schalt und lachte.

Immer in der gleichen kindlichen Sammtbluse, seitlich geschlossen, vorne gereiht. Es war gut vorstellbar, wie er selbst es erzählte, dass er ein höchst musikalisches und frühreifes Kind gewesen, das von einem Damenschoss auf den anderen geglitten war. Das merkwürdigste Gemisch von nachgiebiger Weichheit und unbarmherzig urteilender Klugheit, das mir jemals vorgekommen.

Und Isolde Heinrich verliebte sich in Felix Klipstein. Er hatte nach und nach begonnen, mich in meinem Atelier zu besuchen, wo ich mir ein grosses Bild gestellt hatte, eine rothaarige Spanierin in einem grünen Kleid, ein gutes Modell, das sein Baby von zwei Jahren, ein Rotköpfchen, mit sich führte, damit, wie Klipstein meinte: man ihr die Echtheit ihrer Haare glaubte -

Dieses bleiche Modell sagte ihrerseits von ihm: „Don Felis muy variable!“ Auch er hatte sie schon gemalt, wie so manche andere. Es wurde mir nach und nach deutlich: nicht nur San Isidro und die Stiergefächte, auch die Tanzstuben und die Frauen von Madrid waren ihm anziehender gewesen als die Pension Gomez. Nicht zu vergessen, dass er ein paar Jahre in den Höhen der Sierra Nevada geweilt hatte, also in einer vollkommen anderen Weise mit Spanien vertraut war als ich, - und wie Gelegenheitsbesucher meiner Art. Er sprach die Sprache wie ein Eingeborener und wurde mit seiner zierlichen Gestalt oft dafür gehalten. Kaum trat er nun in diesen Zeiten bei mir ein, so pflegte ihm wie auf dem Fuss Isolde Heinrich zu folgen. Es war als ob die Sonne aufging. Ich konnte mich dem Zauber

ihrer Schönheit nicht verschliessen. Wie weit Klipstein dafür empfänglich war, blieb mir verschlossen, dass er sie bewunderte, war das natürlichste von der Welt. Er sagte mir später, dass er ihren Werbungen nicht widerstanden haben würde, wenn er sich nicht schon mit mir verbunden gefühlt hätte. Dies ging aber in jener Zeit gleichsam über meinen Kopf hinweg, ich war noch dumm für die Liebe, so sehr hatte die Kunst mit Beschlag belegt. Meine Augen mussten Isolde den Vorzug geben, keine Eifersucht trat in mich ein. Ich lebte in jenen Tagen auf den Höhen der Menschheit. Drollige Welt!

Und gleichzeitig spielte sich im Prado (in dem ich morgens jetzt den kleinen Carlos von Velasques kopierte, die Meninas-Kopie war beendet) ein für die Zukunft epochemachender Vorgang ab. Meier-Graefe wandelte dort in Gesellschaft von Villegas, dem Direktor des Prado, und Cossio, dem grossen Sammler. Es war kein gewöhnliches Wandeln. In diesem Sommer wurde Velasques „abgeschlachtet“. Jene jetzt kunsthistorisch gewordene Wandlung trat ein: dass die Bilder des Greco hochaktuell und massgebend wurden. So wie Velasques zum Vater des Impressionismus gemacht worden war, wurde jetzt Greco zum Stammvater einer Bewegung erhoben. Cezanne, Matisse, Purrmann, Utrillo, - eine grosse Menge neuer Namen, neuer verschiedenartiger Bestrebungen konnten sich gleichermassen auf ihn berufen. Wie weit dies alles organisch stimmte, bleibe dahingestellt, aber die Wahrheit ist, dass wirkliches Leben in diesen Bewegungen pulste. Auch Klipstein hatte nicht mehr viel für Velasques übrig, und zwar schon lange vor der Invasion der offiziellen Kunstkenner. Die grosse Marees-Ausstellung in Deutschland hatte ihn stark beeinflusst, Schmidt-Reutte, der strenge Karlsruher Lehrer der Form, war sein entscheidender Lehrer gewesen, - er ging anderen Bildproblemen nach als denen des Impressionismus. Das Monumentale in der Kunst, eine Architektur auch in gemalten Bildern, die sie der Architektur der Dome, der grossen Gebäude eingliederte, - das war es, was ihm an der zeitgenössischen Kunst fehlte. Greco hatte für Kirchen gemalt, selbst Cezannes Bilder hätte man wieder in eine Kirche hängen können, - mit einem Manet, mit einem Velasques wäre dies unmöglich gewesen. Solche Gedankengänge also waren mir nicht mehr fremd, aber der Enthousiasmus für den geliebten Meister widerstrebte der grausamen Konsequenz der sehr herrscherlich auftretenden neuen Herren. Eiskalten Blickes ging einer der Brüder Cassirer an mir und meiner Kopie vorüber, aber ebenso eisige Blicke trafen die Originale an den Wänden. Es war, als ob man ihr Licht plötzlich ausgepustet hätte.

Bei ihrem späteren München-Aufenthalt im Dezember 1915 wohnte Editha Klipstein, wie bereits erwähnt, bei Frl. Metger in ihrer Schwabinger Wohnung. Als Malerin scheint sie keine Spuren hinterlassen zu haben. In den einschlägigen Künstlerlexika taucht sie nicht auf.

Coincidentia oppositorum, - merkwürdiges Nebeneinander der Kontraste: neben der Schilderung der Wiederbegegnung mit Frl. Metger handelt der Brief vor allem von einem Gespräch mit Rilke, das wenige Tage zuvor stattgefunden hatte und in dem es vor allem um die Frage des Todes ging. Noch einmal kam Rilke auf Ilse Erdmann und auf den bereits erwähnten Tod des kleinen Andreas Brie zu sprechen. Der erste Sohn von

Ilse Erdmanns Schwester Käthe Brie (1882-1952) lebte von 1908 bis 1912; der Eindruck seines Unfalltodes war also noch relativ frisch, als Ilse Erdmann ihren Briefwechsel mit Rilke begann. Die Lebensdaten des nächstgeborenen Sohnes Uwe sind nicht eindeutig zu ermitteln. Lothar Erdmanns Sohn Dietrich gibt in einem im Bonner Nachlass seines Vaters aufbewahrten Manuskript die mit Fragezeichen versehenen Lebensdaten 1910-1931 an; als drittes Kind wurde der Familie Brie die Tochter Renate 1913 geboren. Die später als Schriftstellerin aufgetretene Renate Brie-Kölmel war die Ehefrau von Professor Wilhelm Kölmel, dem Herausgeber des Briefwechsels zwischen Ilse Erdmann und Rilke. In ihrer Erinnerung, so schreibt sie in ihrem Geleitwort dazu, lebte Ilse Erdmann „als eine frohe, mit uns Kindern verbundene Frau, die uns viele Geschichten erzählte und dazu Bilder malte.“ Das nächste in der Reihe der Kinder Käthe Brie war die 1916 geborene Tochter Ursula, die sich 1942 im Titisee ertränkte. Die jüngste Tochter Jutta kam 1921 auf die Welt; sie starb in den 90er Jahren des 20. Jahrhunderts. Jutta und Renate waren auch mit Editha Klipsteins Sohn Christian gut bekannt. In einem Brief vom 15. Juli 1944 an Else von Blume berichtet Editha Klipstein über einen Besuch Käthe Bries in Laubach:

Am [...] 4. Juli kam Käthe Brie, Ilse Erdmanns Schwester, für zwei Tage, wir hatten uns beinahe zwanzig Jahre lang nicht gesehen. Sie hat ungeheuerlich viel durchgemacht, und sah so verändert aus, dass es mich ergriff. Von 5 Kindern sind ihr zwei geblieben, zwei Töchter, - die eine steht ihr nicht nah. Ihr ältester Junge, der jetzt schon über 30 Jahre alt sein würde, - wurde ihr, als Kind von 5 Jahren, - vor ihren Augen überfahren, war nach zwei Tagen des Leidens tot. Der zweite Junge kam (drei Wochen nach diesem Unglück) in eine Irrenanstalt, unheilbar, - u. ist erst kürzlich gestorben. Im vorigen Jahr nahm ihre Tochter sich das Leben, - ertränkte sich im Titisee. Sie war wohl etwa ähnlich veranlagt wie damals Ilse Erdmann, ihre Tante, - die sich ja hier in Laubach vergiftete. Lothar, - Kät[h]es Bruder, - und mir sehr befreundet, - starb in Oranienburg, kurz vor Felix' Tod, - auf schlimme Weise. Jetzt heisst es: es soll eine Verwechslung gewesen sein! Doch dies, wie der ganze Brief, vertrauliche Mitteilung. Besser ist es, Du zerreisst den Brief gleich.¹²⁰

¹²⁰ Editha Klipstein an Else von Blume. Laubach, 15. Juli 1944. Editha-Klipstein-Nachlass. Deutsches Literatur-Archiv Marbach am Neckar. - Aus den von Ilse Fischer veröffentlichten Tagebüchern Lothar Erdmanns geht hervor, dass Renate Brie, die Tochter, von der Editha Klipstein sagt, sie habe der Mutter nicht nahe gestanden, eine fanatische Nationalsozialistin war. Die Legende, dass Lothar Erdmanns Ermordung im Konzentrationslager Sachsenhausen bei Oranienburg auf einer Verwechslung beruht habe, könnte aus dieser ideologischen Ecke lanciert sein. Uwe Bries Tod in der Irrenanstalt, - vermutlich in Treysa bei Kassel, - dürfte, nach den Worten Editha Klipsteins zu schließen, nicht vor, sondern während des Nazi-Regimes vonstatten gegangen sein, was zu den schlimmsten Befürchtungen hinsichtlich seiner Ursache Anlass gibt.



Käthe Brie in Laubach, Pfingsten 1915.

Wirft man einen Blick auf den von Wilhelm Kölmel 1998 veröffentlichten Briefwechsel zwischen Ilse Erdmann und Rilke, so fällt einem sofort der schonungsvolle Umgangston zwischen den beiden Briefpartnern ins Auge. Der Dialog tastet sich vor, vollzieht eine behutsame Bewegung, vergleichbar einem Gang über brüchiges Eis. Rilke scheint von vorneherein geahnt zu haben, dass der von Ilse Erdmann mit ihm begonnene Briefwechsel für die ihm unbekanntere Briefschreiberin eine existentielle Bedeutung hatte. Zumindest in der Anfangsphase war das vorrangige Ziel der Antwortschreiben Rilkes, sie dazu zu bewegen, im Schreiben nicht nachzulassen, denn solange der Briefwechsel anhielt, bestand die Hoffnung auf ein Überleben.

Ilse Erdmann stellte sich ihm als eine körperlich stark eingeschränkte, innerlich einsame Frau dar, die sich mit der Frage der Begegnung mit dem Tode auf eine eindringliche Weise auseinandersetzte. Dass diese Beschäftigung auch das Thema der Selbsttötung einschloss, schwebte wie ein Damokles-Schwert über dem Zwiegespräch, und Rilke war bestrebt, Ilse Erdmann trotz ihrer Schmerzen, - ihrem „fast-legendären Leiden“, wie er schreibt, - die Zuversicht mitzuteilen, dass sie, wenn sie die Mühen und Drangsale der Gegenwart überstehe, schließlich zu einer Lebenshaltung durchsteigen werde, in der sie die Fruchtbarkeit des Leides und die volle Ernte des Schmerzes einfahren werde. Die Folie für den sich im Briefwechsel entwickelnden Überlebensdialog bilden Themen und - von Seiten Ilse Erdmanns - in zunehmendem Maße persönliche Erlebnisse der Todesbegegnung. Der gewissermaßen humanitär-christlichen Motivation auf Seiten Rilkes dürfte der Sachverhalt entgegengekommen sein, dass der Dichter ohnehin aus verschiedenen Anlässen, - zu denken ist etwa an seine Requiem-Gedichte, - in diesem Zeitraum mit dem Thema des Todes in besonderem Maße befasst war. Die Tiefe und Ausführlichkeit, in der die Antwortbriefe an Ilse Erdmann gehalten sind, lässt sich vor diesem Hintergrund bis zu einem gewissen Grade erklären. Nach dem Bekunden

Editha Klipsteins hat Rilke im Gespräch mit ihr den Schmerz Ilse Erdmanns über den Unfalltod ihres Neffen Andreas mit dem der Mutter des jungen Grafen von Kalckreuth¹²¹ über den Selbstmord ihres Sohnes verglichen, und man ist als Kommentator vielleicht berechtigt, diese Parallele ein Stückweit zu vertiefen. Zunächst wäre zu konstatieren, dass Rilke die Gräfin Mutter mit denselben Glacé-Handschuhen berührte, wie dies bei Ilse Erdmann der Fall war. Die auf Wunsch der Gräfin vernichteten Briefe zwischen ihr und Rilke waren, so viel darf man vermuten, von sicher vergleichbarer Offenheit und ähnlich ungeschützter seelisch-religiöser Tiefe. Die fast sakrale Überhöhung des verunglückten kleinen Andreas durch Ilse Erdmann dürfte in ähnlicher Weise aus dem Munde der Gräfin über ihren Sohn zu vernehmen gewesen sein.

Unter dem Aspekt der Lebensbedrohung und Todesahnung steht das Gespräch auch noch, als Rilke von seinem Freund Thankmar von Münchhausen berichtete. Wir haben schon gesehen, dass das Gespräch der Abendgesellschaft in Lou Albert-Lasards Atelier sich mit ziemlicher Sicherheit auch um von Münchhausen gedreht hatte, und noch im Brief Rilkes an Editha Klipstein vom 18. August 1915 lässt der Dichter auf diesen Namen noch einmal anklingen.¹²²

Rilke hatte Thankmar von Münchhausen (1893-1979) 1899 im Salon von dessen Mutter Anna Freifrau von Münchhausen, geb. von Keudell, die mit Lou Andreas-Salomé befreundet war, kennengelernt.¹²³ Die eigentliche Freundschaft Rilkes zu dem damaligen Studenten der Nationalökonomie und späteren Schriftsteller und Übersetzer nahm ihren Anfang aber erst ein Jahr vor dem ersten Weltkrieg in Paris, wo Münchhausen an der École de Droits eingeschrieben war. Der Kriegsbeginn traf die Freunde überraschend. Thankmar wurde als Kasseler Husar bei den Kämpfen an der Westfront eingesetzt. Anfangs tauschten sie in ihren Briefen noch ihr Grausen über die als Bruderkrieg empfundene Katastrophe aus, später schwiegen sie sich darüber aus. Ende März 1915 wurde Thankmar von Münchhausens Regiment an die Ostfront verlegt. Am 29. Mai wurde er schwer verwundet und in einem Lazarettzug nach Hamburg gebracht, von wo aus er kurz darauf nach Berlin-Schöneberg überstellt wurde. Im Juli 1915 erwartete Rilke in München seinen Freund mit einer gewissen Spannung; immer wieder

¹²¹ Vgl.: Ortrud Gutjahr u. David Graf von Kalckreuth: „Überstehen ist alles“. Wolf Graf von Kalckreuth im Bild seines Vaters Leopold und in Rilkes Requiem. Zwei Essays. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2005.

¹²² Vgl. den Wiederabdruck des Briefes im Anhang.

¹²³ Rainer Maria Rilke. Briefe zur Politik. Hg.v. Joachim W. Storck. Frankfurt am Main und Leipzig: Insel Verlag 1992, S. 531. – Zum Verhältnis zwischen Thankmar von Münchhausen zu Rilke grundlegend: Rainer Maria Rilke. Briefwechsel mit Thankmar von Münchhausen 1913 bis 1925. Hg.v. Joachim W. Storck. Frankfurt am Main und Leipzig: Insel Verlag 2004. – Dieser Publikation sind die obigen Daten zur Lebensskizze Thankmar von Münchhausens geschuldet.

verzögerte sich die die avisierte Ankunft. Erst nach Editha Klipsteins Abreise konnte Thankmar von Münchhausen seinen Erholungsurlaub in München antreten. Die kurzen Urlaubstage, die Thankmar von Münchhausen gegönnt waren, waren angefüllt mit häufigen Verabredungen mit Rilke, u.a. zu gemeinsamen Theaterbesuchen, aber auch zu mindestens einer privaten Lesung. Anfang Oktober kehrte Thankmar von Münchhausen zu seiner Ersatz-Schwadron in Kassel zurück und wurde Anfang Dezember erneut an die Ostfront kommandiert. Nach schweren Asthma-Anfällen wurde Thankmar von Münchhausen 1917 vom aktiven Fronteinsatz freigestellt und am 15. September 1918 wegen dauernder Dienstuntauglichkeit aus der Armee entlassen. Es folgt die Wiederaufnahme des Studiums in Berlin und Heidelberg. Zwischen 1937 und 1939 war Thankmar von Münchhausen Leiter des Goethe-Hauses in Paris, und von 1939 bis 1945 verwaltete er das Gut Smolitz, von wo aus ihm mit seiner Familie die Flucht nach Unterfranken gelang. 1949 besorgte er die erste Gesamtausgabe von Rilkes „Gedichten in französischer Sprache“ im Insel-Verlag. 1952 nahm er seinen Wohnsitz in Bonn, wo er am 28. Juli 1979 verstarb.

Brief 11

Mittwoch, 28 Juli 1915

Der Anfang des Briefes zeigt, dass es auch einen Kommunikationsfluss von Ilse Erdmann aus Laubach an Editha Klipstein in München in dieser Zeit gegeben hat. Über das von Editha Klipstein zurückgehaltene Heft des Brenner Jahrbuchs 1915,¹²⁴ das sie im Auftrag Rilkes an Ilse Erdmann weitergeben sollte, erfahren wir mehr in einem Brief Rilkes an Editha Klipstein, den er tags zuvor, am 27. Juli 1915, verschickt hatte und in dem er ausdrücklich auf die Wichtigkeit zweier Texte hinwies, die in dem genannten Jahrbuch abgedruckt waren.¹²⁵ Es handelt sich dabei um eine kleine Folge von Gedichten Trakls und, wichtiger noch, eine deutsche Übersetzung von Soeren Kierkegaards Rede „Vom Tode“. Diese Rede spielt in dem daraufhin wiederbegonnenen Briefwechsel zwischen Rilke und Ilse Erdmann eine nicht unbedeutende Rolle.

Zu den Strategien Rilkes, Ilse Erdmann im Briefwechsel mit ihm zu halten, gehörte die Überstellung des Kierkegaard-Textes und die von ihm unter Bezugnahme darauf eingeschlagene Gesprächsrichtung.¹²⁶ Ilse

¹²⁴ Zum 1915er Jahrgang des Jahrbuchs: Eberhard Sauer mann: Das „Brenner-Jahrbuch 1915“ und seine Rezeption. Trakl-Verehrung oder Kriegsgegnerschaft? In: Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv (Innsbruck) Nr. 20, 2001, S. 35-55.

¹²⁵ Vgl. den Wiederabdruck des Briefes im Anhang.

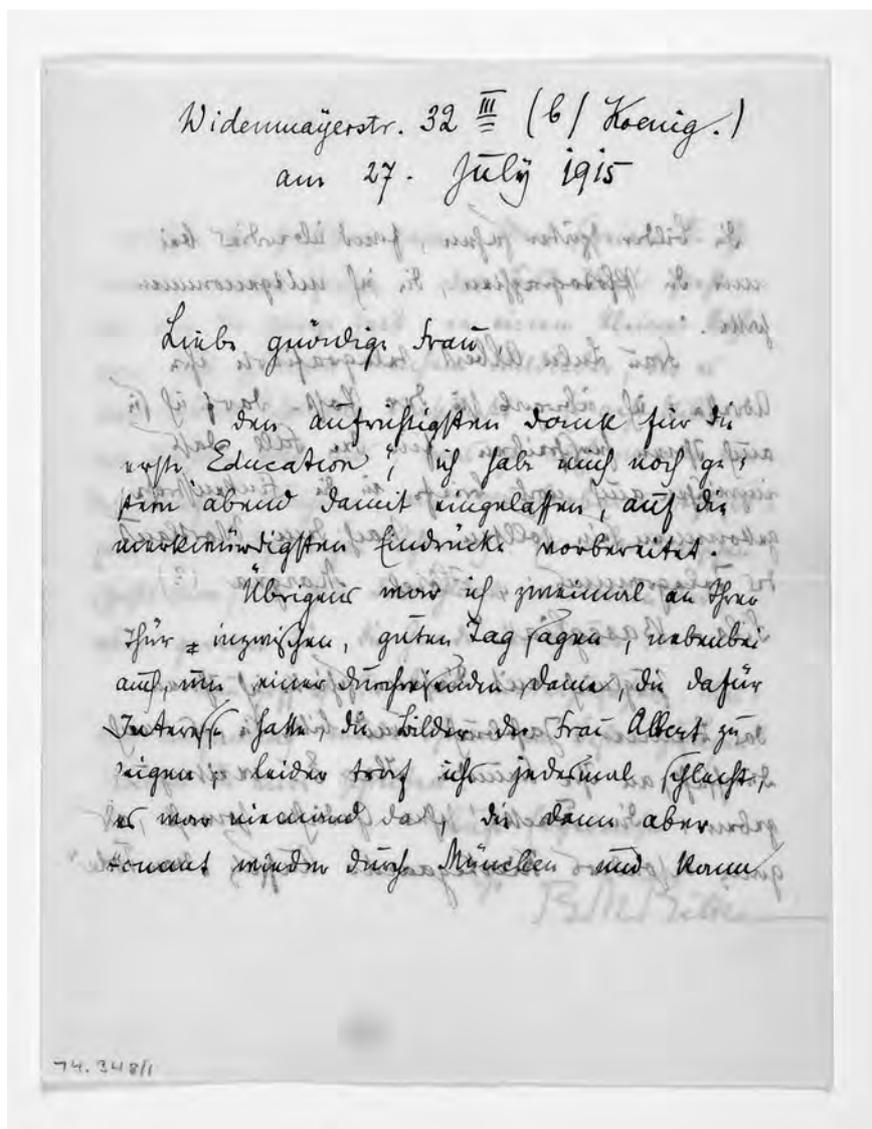
¹²⁶ Zu Rilke Auseinandersetzung mit Kierkegaard vgl.: Manfred Engel (Hg.): Rilke-Handbuch. Leben - Werk - Wirkung. Stuttgart und Weimar: Verlag J. B. Metzler 2004, S.121f. - Geoffrey A. Hale: Kierkegaard and the Ends of Language. University of Minnesota

Erdmann allerdings hatte Schwierigkeiten, das Gesprächsangebot aufzugreifen und sich auf die Rede vom Tode unter den Auspizien Kierkegaards einzulassen. Zunächst musste Editha Klipstein ihre Freundin mahnen, sich bei Rilke für die Überlassung des Heftes zu bedanken, und als sie dieses schließlich tut, vermeidet sie geflissentlich, auf den Kierkegaard-Text einzugehen. Erst als Rilke sich erneut damit auseinandergesetzt hatte und in einem Brief an Ilse Erdmann darauf zu sprechen gekommen war, artikuliert sie vorsichtige Distanz. Diese lässt sich inhaltlich dahingehend zusammenfassen, dass sie sich im Dialog mit Rilke lieber, wie bereits vorher, an dessen *Stundenbuch* halten und den Kierkegaard hintangestellt sehen wollte. Sie griff lediglich einen Einzelaspekt heraus und formulierte ihre auf ihren eigenen Erfahrungen beruhende Differenz zu dem Philosophen. Während sie das Trostangebot, das nach Meinung Rilkes in der Kierkegaard-Rede enthalten war, ausschlug, bot sie Rilke einen anderen Anknüpfungspunkt an, der näher an ihren eigensten geistigen Bedürfnissen lag, als die zwischengeschobene Folie des Kierkegaard-Textes.

Konsequenterweise erwähnte ihn Rilke im darauffolgenden Antwortbrief Kierkegaard nicht mehr und beschränkte sich auf die in der Sicht Ilse Erdmanns authentischeren Erfahrungsberichte der Briefpartnerin. Im folgenden versuchte er, diesen Aspekt des Dialogs zu fördern und zu vertiefen. Erst in einem späteren Brief, als Ilse Erdmann für einen Moment ihre Widerstände gegen Kierkegaard suspendierte, wurde der Text noch einmal Gegenstand des Dialogs.

Ein Vergleich der einschlägigen Passagen des Briefwechsels mit dem Wortlaut der Kierkegaard-Rede „Vom Tode“ erlaubt es, eine Stelle daraus herauszuziehen, auf die sich die Briefpartner im einzelnen bezogen:

Sich selbst tot zu denken ist der Ernst; Zeuge zu sein eines Andern Tod ist Stimmung. Es ist der leichte Anstrich von Wehmut, wenn der Vorübergehende ein Vater ist, der sein Kind zum letzten Male trägt, da er es zum Grabe trägt; oder wenn der ärmliche Leichenwagen vorüberfährt, und man nichts weiß vom Toten, nur daß er ein Mensch war; es ist Wehmut, wenn Jugend und Gesundheit des Todes Beute werden, wenn viele Jahre danach das Bild der Schönheit auf der verfallenen Erinnerungstafel steht über dem Grab, umwachsen von Unkraut; es ist Ernst in der Stimmung, wenn der Tod hineingriff in die eiteln Geschäfte und nach dem Toren griff, angetan mit dem eitelsten Prunk, nach dem Toren in seinem eitelsten Augenblick; es ist der Seufzer über des Lebens Spott, wenn der Tote das gewisse Versprechen gegeben hatte und ohne Schuld zum Betrüger ward, weil er bloß vergessen hatte, daß der Tod das einzige Gewisse ist; es ist Sehnsucht nach dem Ewigen, wenn der Tod nahm und wieder nahm und nun den letzten Ausgezeichneten nahm, den du kanntest; es ist einer Seelenkrankheit Fieberhitze oder ihr kalter Brand, wenn einer so vertraulich wird mit dem Tod und mit dem Verlust der Nächsten, daß das Leben ihm den Geist verzehrte;



Brief von Rainer Maria Rilke an Editha Klipstein vom 27. Juli 1915.

1. Januar (18) III. 1888. ...
 Zürich ...

Die Bilder gehen rasch, fast überdies bei
 mir die Photographien, die ich mitgenommen
 hatte.

Frau Lulu Albert photographierte ihre
 Adressen; ich übergebe sie der Post. Auf sie
 auch Ihre handschriftlichen, für den Fall, daß
 irgendjemand auf mich Briefe in die Finkenstraße
 gekommen sein sollte. Nach dem Abdruck
 der Photographien: 4 Briefe Margna (?)

Sils - Basaglia

Ich zugleich mit diesen Briefen in Ihnen
 das Buch über das Jahr und bitte Sie, es auf
 Wunsch, an Ihre Freunde Herr E. ...
 geben; die Traktat über die Geschichte, ist
 ganz besonders Kierkegaard's Aufsatz über den Tod

müssen ihr fühlbar sein. Drei Spritzen die ihr
 immer wieder grüßen. Das Bild Iles' steht
 vor mir die ganze Zeit in einem kleinen Ra-
 umen auf grünem marinen Mittelalter, das es
 mit lauter Bewegung durchfließt. Es geht nicht
 nur dieses Bild aus, auch ja auch immer noch
 die Briefe ausgiebig, ein wunderbares Gefühl
 sein im rückgängigen Bewegung. Hier der Mensch
 (nicht mehr), die für das Glück nach oben sind,
 aber gerade für die Grad der Freude ...

Nun soll ich die bald wiedergewinnen. Mal
 eine Kurzezeit würde Ihnen am besten zugehen?
 Wollen Sie nicht schreiben?

Auf Sie
 Auf Sie

Ihr
 B. M. Bilke

es ist das reine Leid, wenn der Tote dir gehörte; es sind der unsterblichen Hoffnung Geburtswehen, wenn es deine Geliebte war; es ist des Ernstes erschütternder Durchbruch, wenn es dein einziger Führer war und die Einsamkeit dich packte; aber, ob es dein Kind war, ob deine Geliebte, ob es dein einziger Führer war, es ist Stimmung; und ob du gerne selbst in den Tod gehen wolltest für sie, auch das ist Stimmung; und ob du meinst, daß das leichter sei, siehe, auch das ist Stimmung. Der Ernst ist, daß einer den Tod denkt, ihn als sein eigenes Los denkt, und daß er so fertig bringt, was ja der Tod nicht vermag: dass er ist und der Tod auch ist. Denn der Tod ist der Lehrmeister des Ernstes, und daran erkennt man seine ernste Unterweisung, daß er es dem Einzelnen überläßt, sich selber aufzusuchen, um eben dann den Ernst zu lernen, wie er nur gelernt wird im Menschen selbst.¹²⁷

Der Begegnung mit dem Ehepaar Purrmann in München verdankt Editha Klipstein, wie sie in dem Brief schreibt, die Bekanntschaft mit dem Ehepaar Braune, die anlässlich eines Besuches im Hause Braune zustande kam.

Professor Braune war Kunsthistoriker und enger Freund von Hans Purrmann, die sich beide um 1900 bei gemeinsamen Studien an der Malakademie München kennengelernt hatten. Wie Barbara Glauert-Hesse im Kommentar zu dem Briefwechsel zwischen Rilke und Mathilde Vollmoeller-Purrmann schreibt, war Braune Schüler von Professor Karl Voll, Konservator an der Alten Pinakothek München, dann Assistent von Tschudi, Volls Nachfolger, und danach, also zu dem Zeitpunkt da Hans Purrmann und Editha Klipstein ihre gleichzeitigen Kopierarbeiten in der Pinakothek absolvieren, deren Direktor.¹²⁸ Am 2. August 1915 wird Rilke Mathilde Vollmoeller-Purrmann darum bitten, ihn zu einer Ausstellung bei Braune zu begleiten, es liegt auf der Hand, dass er von Editha Klipstein nicht nur vorher davon erzählt bekommen hat, sondern auch, offensichtlich zu seiner Überraschung, davon erfahren hat, dass die Purrmanns noch in München sind: „Sie sind noch hier. Darüber kommt mir die Frage, der Wunsch, ob wir nicht die Bilder bei Professor Braune noch zusammen sehen könnten?; das wäre so viel schöner und ergiebiger für mich, als allein davor zu stehn.“¹²⁹

Barbara Glauert-Hesse beschreibt im Nachwort zu ihrer Edition¹³⁰, wie sich der Kreis der „Ecole de Paris“, dem Purrmann angehörte, durch den Beginn des Ersten Weltkriegs zerstreute. Mathilde und Hans Purrmann wohnten mit ihren Kindern während der beiden ersten Kriegsjahre in

¹²⁷ Soeren Kierkegaard: Vom Tode. Aus „Drei Reden bei gedachten Gelegenheiten“. In: Brenner Jahrbuch 1915, S. 19f.

¹²⁸ Vgl.: „Paris tut not“. Rainer Maria Rilke. Mathilde Vollmoeller. Briefwechsel. Hg. v. Barbara Glauert-Hesse. Göttingen: Wallstein Verlag 2001, S. 221; dort auch Hinweise zum weiteren Lebensweg Braunes und weiterführende Literaturangaben.

¹²⁹ „Paris tut not“. Rainer Maria Rilke. Mathilde Vollmoeller. Briefwechsel. Hg. v. Barbara Glauert-Hesse. Göttingen: Wallstein Verlag 2001, S. 118.

¹³⁰ „Paris tut not“. Rainer Maria Rilke. Mathilde Vollmoeller. Briefwechsel. Hg. v. Barbara Glauert-Hesse. Göttingen: Wallstein Verlag 2001, S. 254f.

Beilstein auf dem Familiengut der Vollmoellers. Trotz der Nähe ihres Wohnortes zu Rilkes Aufenthaltsort München habe sich das Ehepaar Vollmoeller-Purrmann, „wenn überhaupt, wohl nicht sehr häufig“ gesehen. Im August 1915 sei Mathilde Vollmoeller für kurze Zeit in München gewesen um an der Aufführung eines Stückes ihres Bruders Karl Gustav teilzunehmen, bei welcher Gelegenheit sie und Rilke sich kurz im Theater gesehen hätten. Darüberhinaus hätten sie gemeinsam eine Privatausstellung bei Hans Purrmanns Freund, Professor Heinz Braune, besucht. Dennoch hätten, so vermutet Frau Glauert-Hesse, „die gesellschaftlichen Gepflogenheiten der Zeit“ den Dichter und die Malerin davon abgehalten, gemeinsame Ausflüge, Theater- und Ausstellungsbesuche zu unternehmen. Die Briefe Editha Klipsteins geben den Vermutungen von Frau Glauert-Hesse aber in mehrfacher Hinsicht eine neue Richtung. Zum einen zeigen sie, dass das Ehepaar Purrmann durchaus gemeinsam in München war, und zwar nicht nur für eine kurze Zeit, sondern für mindestens ein bis anderthalb Monate, lange genug jedenfalls, dass Hans Purrmann in der Pinakothek seine Kopie von Rubens' „Kindermord“ anfertigen konnte. Mathilde Vollmoeller Purrmann hat Rilke nicht nur während der Aufführung des Theaterstückes ihres Bruders im August kurz gesehen, sondern auch bei der Uraufführung von Strindbergs „Totentanz“ im Juli kam es nur zu einer oberflächlichen Begegnung von Ferne zwischen dem Ehepaar und Rilke.¹³¹ Die gesellschaftlichen Gepflogenheiten der Zeit hatten weder Rilke noch Editha Klipstein davon abgehalten, sich mehrfach in Rilkes Wohnung wie auch in der Wohnung Lou Albert-Lasards zu treffen oder im vegetarischen Restaurant gemeinsam zu essen. Vieles deutet daher darauf hin, dass das Verhältnis der Purrmanns zu Rilke in der Zeit seines Zusammenseins mit Lou Albert-Lasard abgekühlt ist.

Durchaus nicht auszuschließen ist, dass Editha Klipstein an der Abkühlung des Verhältnisses zwischen ihrer alten Antagonistin aus gemeinsamen Pariser Zeiten Mathilde Vollmoeller und Rilke nicht ganz unschuldig war, wie am Beispiel des absichtsvoll auf dem Tisch in Lou Albert-Lasards Atelier drapierte Manuskript Rilkes über Cézanne mit den darin enthaltenen Erwähnungen Mathilde Vollmoellers leicht abzulesen ist.

Ihre Angriffe gegen Editha Klipstein, von denen der hier zu besprechende Brief handelt, scheinen nicht ganz unberechtigt. Hatte sie doch ihre eigene Karriere als Kunstmalerin den Kunstinteressen ihres Mannes aufgeopfert, sich von ihrer bis dahin wichtigsten Kunst- und Lebenspartnerin Elsa Weise getrennt und das Leben in der Künstlerbohème einer der größten europäischen Kunststädte mit der Zurückgezogenheit einer oberhessischen Kleinstadt am Fuße des Vogelsberges vertauscht.

¹³¹ In dem im Anhang abgedruckten Essay Editha Klipsteins „Erinnerungen um Rilke“ wird ferner eine Begegnung zwischen Rilke, Mathilde Vollmoeller-Purrmann und Editha Klipstein in den Straßen Münchens erwähnt.

Zu den Örtlichkeiten in München, an denen Editha Klipstein und Rilke sich zu treffen pflegten, gehörte auch das bereits erwähnte vegetarische Restaurant „Ceres“, auf das Editha Klipstein im Verlauf des hier zu erläuternden Briefes zu sprechen kommt. Es befand sich ganz in der Nähe der Finkenstraße, wie Rilke selbst in dem oben bereits erwähnten Brief an Lou Andreas-Salome ausgeführt hat: „Ein vegetarisches Restaurant ist in unserer allernächsten Nähe; wir gehen meistens hin aus, nur abends ist es oft unangenehm, Jogurt und sonst eine Kleinigkeit nachhause kommen zu lassen.“¹³²

Schließlich bedarf die Erwähnung von Rilkes Cézanne-Manuskript in dem hier zu kommentierenden Brief Editha Klipsteins an Ilse Erdmann noch einiger Erläuterungen. Rainer Maria Rilke hatte ab 1895 in Prag, München und Berlin Kunstgeschichte studiert und für sich wohl die Existenz eines Kunstliteraten als Fortführung seiner Karriere im Bereich des Möglichen erachtet. Von seiner angestrebten Promotion bei dem in Breslau lehrenden Richard Muther (1860-1909), einem der führenden Kunsthistoriker um 1900, nahm er aber im Laufe des Jahres 1902 Abstand. Zu diesem Zeitpunkt erschienen aber kurz nacheinander zwei wichtige kunstliterarische Arbeiten Rilkes, die Monographien *Worpswede* und *Rodin*. Weitere Abhandlungen in diesem Sinne waren geplant, die sich insbesondere auf Zuloaga und Cézanne beziehen sollten. Diese kamen aber nicht zu Stande, denn die Konzentration auf die „eigene künstlerische Tätigkeit verdrängte allmählich die kunstliterarischen Ambitionen“ Rilkes.¹³³

Eine wichtige Funktion der Beschäftigung mit der Kunst stellt für den Dichter das Sehen-Lernen dar. Nach einer Auskunft von Lou Andreas-Salomé aus dem Jahr 1903 war Rilke zu dieser Zeit auf der verzweifelten Suche nach einer handwerklichen Grundlage für die eigene künstlerische Arbeit, die es ihm erlaubte, die Fähigkeit des Sehens wie eine professionelle Fertigkeit zu erwerben.¹³⁴

Letztlich ging es darum, Wahrnehmungsoffenheit, nicht nur für die Kunst, sondern für alles Seiende, zu gewinnen und das Schauen von erlernten Wahrnehmungsschemata zu befreien. Rilke verwendet für dieses Ideal eines offenen Sehens den Begriff „einfaches Schauen“. Rilkes Jahre des Sehen-Lernens mündeten in eine „Krise des Anschauens“. Diese markierte auch eine Zäsur in der Werkgeschichte Rilkes nach Abschluss des Malte Laurids Brigge im Jahr 1910.

¹³² Rainer Maria Rilke. Lou Andreas-Salomé. Briefwechsel. Hg.v. Ernst Pfeiffer. Frankfurt am Main: Insel Verlag, 1989, S. 370.

¹³³ Antje Büssgen: „Bildende Kunst“. In: Manfred Engel (Hg.): Rilke-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Stuttgart und Weimar: Verlag J. B. Metzler 2004, S. 130-150; hier S. 130. – Über das Cézanne-Projekt Rilkes: S. 142-145.

¹³⁴ Antje Büssgen: „Bildende Kunst“. In: Manfred Engel (Hg.): Rilke-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Stuttgart und Weimar: Verlag J. B. Metzler 2004, S. 133-135.

Eine Wegmarke im Verlauf dieses Prozesses war die intensive Auseinandersetzung Rilkes mit Werken von van Gogh um 1906 und vor allem mit Cézanne im Herbst 1907. In einer Serie von privaten, an seine Frau gerichteten Briefen, fasste Rilke in Worte, welche Bedeutung Cézannes Malerei in dieser Zeit für ihn gewann. Der Pariser Herbstsalon dieses Jahres hatte eine große Cézanne-Retrospektive auf den im Vorjahr verstorbenen Maler geliefert, auf der über fünfzig seiner Gemälde zu sehen waren. Rilke besuchte die Ausstellung zwischen dem 6. und dem 22. Oktober 1907 fast täglich, und in entsprechendem Zeittakt berichtete er, wie erwähnt, in ausführlichen Briefen an seine Frau über die Eindrücke, die die Gemälde Cézannes auf ihn machten. Die sorgfältig gewählten Formulierungen Rilkes gehen weit über das hinaus, was man von privaten Briefen erwartet, vielmehr stellen sie nachgerade ein Musterbeispiel für die Textgattung der Ekphrasis, der kunstvollen Bildbeschreibung, dar. Immer wieder kreisen Rilkes Schilderungen seiner Wahrnehmung um Cézannes ungewöhnlichen Umgang mit der Farbe. Die Rilke-Forschung scheint sich darin einig zu sein, dass die Briefe als vorbereitende Studien für eine spätere Monographie Rilkes über Cézanne gedacht waren, die aber nicht zu Stande kam. Erst 1952 wurden sie von Clara Rilke im Insel-Verlag als eigenständige Buchausgabe veröffentlicht.¹³⁵

An Cézannes Werk sah Rilke das Ideal des „einfachen Schauens“ in „höchstrangiger Form malerisch verwirklicht“, und seine Auseinandersetzung mit dem Maler diente letztendlich der „eigenen Klärung und Festigung gewonnener Einsichten“.¹³⁶

Rilkes Briefe über Cézanne markieren die besondere Stellung, die die zunehmende, durch die wissenschaftliche Entwicklung vermittelte Einsicht in die Mechanismen der optischen Wahrnehmung in der ästhetischen Moderne einnahm. Durch diese Konzentration auf die physiologischen Grundlagen des Sehens wurde eine sich in rasantem Tempo beschleunigende Veränderung der Kunstproduktion um 1900 in Gang gesetzt. Ralph Köhnen spricht von einem regelrechten „Kunsttransitionismus“, der das Projekt des „neuen Sehens“ bei Autoren wie Künstlern der Jahrhundertwende in Bewegung brachte.¹³⁷

Der Autor, der sich vor allem mit den Auswirkungen des „neuen Sehens“ auf die Literaturproduktion Rilkes befasst, hat an gleicher Stelle darauf hingewiesen, dass es sich bei Rilkes Briefen an seine Frau, die wie erwähnt

¹³⁵ Rainer Maria Rilke: Briefe über Cézanne. Hg.v. Clara Rilke. Nachwort Heinrich Wiegand Petzet. Frankfurt am Main: Insel Verlag 1985 (insel tb 672). Erstauflage: 1952.

¹³⁶ Antje Büssgen: „Bildende Kunst“. In: Manfred Engel (Hg.): Rilke-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Stuttgart und Weimar: Verlag J. B. Metzler 2004, S. 142f.

¹³⁷ Ralph Köhnen: „Das physiologische Wissen Rilkes und seine Cézanne-Rezeption.“ In: Poetik der Evidenz. Die Herausforderung der Bilder in der Literatur um 1900. Hg.v. Helmut Pfotenhauer, Wolfgang Riedel und Sabine Schneider. Würzburg: Königshausen & Neumann 2005, S. 141-162; hier S. 141.

anlässlich der epochalen Cézanne-Ausstellung 1907 entstanden sind, im Grunde um die Wiederaufnahme der alten literarischen Gattung der Kunstbriefe handelt, in denen Positionen der Malerei artikuliert werden, die auch für die Literatur grundlegend werden und Strategien des neuen Sehens ausbilden.

Aus der Betrachtung der Malweise Cézannes gewann Rilke, wie Köhnen am Schluss seines Aufsatzes zusammenfassend formuliert, das Kunstideal, das „als eine Synthese der vielen Aufmerksamkeitspunkte bzw. als ihr Aufheben in einem kunstsystemischen Zusammenhang“ gefasst werden könnte. Jenseits von tradierten Wahrnehmungsmustern versucht Rilke Cézannes Bilder im Sinne einer Polyphonie zu betrachten, die aus einer Vielzahl von optischen Phänomenen zusammengefügt ist, die aber auf einer übergeordneten Ebene in einer kunstvollen Balance gehalten werden, - von Rilke auf die Formel gebracht: „alles stimmt, gilt, nimmt teil und tönt in der Einheit der hellen Zusammenhänge“ (Brief vom 12. Oktober 1907).

Gerade in diesem Aspekt lässt sich Rilkes an der Anschauung Cézannes gewonnene Vorstellung einer Kunst des neuen Sehens auf das bereits erwähnte, von Editha Klipstein und ihrem Laubacher Kreis vertretene Kunstideal einer Ausgewogenheit der Kontraste zurückbiegen, die ebenfalls eine Aufhebung der Kontraste in einem übergeordneten Zusammenhang voraussetzt, - eine Kunstauffassung, die gewissermaßen einer Theorie der *coincidentia oppositorum* geschuldet ist. Auch in diesem Punkt finden sich durchaus Schnittstellen im Denken der beiden Persönlichkeiten, die ihre Kommunikation miteinander erheblich erleichtert haben dürften. Da Rilke wie Editha Klipstein die Malerei Chardins als Zwischenstation auf dem Weg zu Cézanne auffassten, bewegte sich der Dialog immer dann, wenn er auf die Chardin-Kopien bezogen war, mittelbar und vielleicht auch unmittelbar auf das an Cézanne geschulte „neue Sehen“ zu. In diesem Zusammenhang dürfte also der Umstand eingeordnet werden, dass Rilke Editha Klipstein einen nachgerade exklusiven Einblick in seine Cézanne-Briefe gewährt.

Da kaum anzunehmen ist, dass Rilke außer den Briefen an seine Frau noch ein weiteres Manuskript über Cézanne verfasst hat, - ein solches konnte von der Rilke-Forschung bislang jedenfalls noch nicht aufgefunden werden, - muss man wohl davon ausgehen, dass es sich um die Original-Briefe handelte, die Editha Klipstein von Rilke zur Lektüre überlassen bekommen hat. Die Tatsache, dass sie von einem Manuskript, und nicht *expressis verbis* von einer Sammlung von Briefen spricht, mag in dem von Köhnen beschriebenen Charakter der Textsorte als Kunstbriefe begründet liegen.¹³⁸ In der 1952 erschienenen Druckfassung der Briefe erscheint

¹³⁸ Die von Editha Klipstein erwähnten Passagen, in denen Mathilde Vollmoeller „noch mit ihrem Mädchennamen“ erwähnt wird, deuten darauf hin, dass das ‚Manuskript‘, - einmal vorausgesetzt, es hätte ein solches doch gegeben, - wohl kaum nach ihrer Eheschließung

Mathilde Vollmoeller zudem durchaus auch in der Weise, wie von Editha Klipstein mit Blick auf das von ihr als Manuskript bezeichneten Schriftstück bezeichnet. Als Beleg sei eine dieser Stellen zitiert, die gleichzeitig Rilkes Bestreben bei der Betrachtung der Cézanne-Bilder bekundet, sich von vorgeformten Wahrnehmungsmustern frei zu halten, denn Mathilde Vollmoeller erscheint ihm, was die Gefahr der Abhängigkeit vom tradierten Kunstdiskurs anbetrifft, als in dieser Hinsicht unbelastet:

Ich bat Mathilde Vollmoeller neulich, einmal mit mir durch den Salon zu gehen, um meinen Eindruck neben einem zu sehen, den ich für ruhig und nicht literarisch abgelenkt halte. Gestern waren wir zusammen da. Cézanne ließ uns zu nichts anderem kommen. Ich merke immer mehr, was das für ein Ereignis ist. Denk Dir aber mein Erstaunen, als Fräulein V., ganz malerisch geschult und schauend, sagte: 'Wie ein Hund hat er davorgesessen und einfach geschaut, ohne alle Nervosität und Nebenabsicht.' Und sie sagte noch sehr Gutes in Bezug auf seine Arbeitsart (die man an einem unvollendeten Bilde absieht). 'Hier', sagte sie, auf eine Stelle zeigend, 'dieses hat er gewußt, und nun sagt er es (eine Stelle an einem Apfel); nebenan ist es noch frei, weil er das noch nicht gewußt hat. Er machte nur, was er wußte, nichts anderes.' 'Was muß er für ein gutes Gewissen gehabt haben', sagte ich. 'O ja: glücklich war er, ganz innen irgendwo ...' Und dann verglichen wir artistische Sachen, die er in Paris unter dem Umgang mit anderen gemacht haben mochte, mit seinen eigensten, in Bezug auf die Farbe. In den ersten war die Farbe etwas für sich; später nimmt er sie irgendwie, persönlich, wie kein Mensch noch Farbe genommen hat, nur um das Ding damit zu machen. Die Farbe geht völlig auf in dessen Verwirklichung; es bleibt kein Rest. Und Fräulein V. sagte sehr bezeichnend: 'Es ist wie auf eine Waage gelegt: das Ding hier, und dort die Farbe; nie mehr, nie weniger, als das Gleichgewicht erfordert. Das kann viel oder wenig sein: je nachdem, aber es ist genau, was dem Gegenstand entspricht.' Auf das Letztere wäre ich nicht gekommen; aber es ist eminent richtig und aufklärend den Bildern gegenüber.¹³⁹

Dass Mathilde Vollmoeller-Purrmann die Lektüre solcher Stellen nicht gleichgültig sein konnte, versteht sich von selbst. Dass sie ausgerechnet von ihrer alten Rivalin aus Berlin und Paris mit der Nase darauf gestoßen wurde, wird sie einigermaßen gewurmt haben. Dass sie sich dazu hinreissen ließ, wie Editha Klipstein in ihrem Essay „Erinnerungen um Rilke“ schreibt, den Dichter als „ein dünnes Wässerchen“ zu bezeichnen, dessen „Dichtung, aus keiner Fülle geboren“ sei und der lediglich „das Möglichste daraus gemacht“ habe, mag man ihr unter solchen Umständen verzeihen.

mit Hans Purrmann hätte verfasst worden sein können, da Rilke sonst sicher die aktuellere Namensform in irgend einer Weise verwendet hätte.

¹³⁹ Rainer Maria Rilke: Briefe über Cézanne. Hg.v. Clara Rilke. Nachwort Heinrich Wiegand Petzet. Frankfurt am Main: Insel Verlag 1985, S. 37 f. - (Brief vom 12. Oktober 1907).

Brief 12

Freitag, 30. Juli 1915

Der inhaltlich nicht so reichhaltige Brief wie etwa der vorhergehende oder nachfolgende ist getragen von dem fast lyrischen Stimmungsbild mit dem über den Dächern Münchens schweifenden Blick und dem dabei sich bahnbrechenden Wunsch nach Frieden. Der Hintergrund dieser Stimmung war sicher der, dass sie vermutlich gerade dabei war, ein Paket an ihren im Kriegseinsatz in Ostpreußen weilenden Ehemann zu schnüren. Der im Brief angespielte Zusammenhang zu den reich gefüllten Warenauslagen in den Schaufenstern der Geschäfte gibt einen eindeutigen Hinweis darauf. In ihren im Februar 1952 verfassten „Erinnerungen an Rilke“ begegnen wir dem Thema wieder. „Ich sandte ihm“, - gemeint ist Felix Klipstein, - sogleich von München aus die schönsten Päckchen, die Schaufenster quollen über von Delikatessen. Kein Grund also zu verzweifeln, da uns der Tod noch verschont hatte.“¹⁴⁰



Editha Klipstein: „Rainer M. Rilke. Finkenstr. München 1915. Juli 1915, München Finkenstrasse 2/IV (Call[ley] Verlag[s]haus)“.

¹⁴⁰ Vgl. den Abdruck der „Erinnerungen an Rilke“ im Anhang.

Im weiteren Verlauf des Briefes referiert Editha Klipstein ein mit Regina Ullmann geführtes Gespräch, wobei die nachhaltige Förderung der Dichterin durch Rilke zum Thema wird. Besonders wichtig scheint Regina Ullmann Rilkes Geleitwort zu ihrem Band *Die Erde des Lebens*¹⁴¹ gewesen zu sein. Rilkes Rolle bei der literarischen und menschlichen Unterstützung Regina Ullmanns ist in der Literaturwissenschaft gut erforscht, wobei an erster Stelle auf den von Walter Simon herausgegebenen Briefwechsel zwischen Rilke und Regina Ullmann hinzuweisen ist. Dort findet sich nicht nur ein Wiederabdruck des in Briefform gehaltenen Geleitworts (S. 8-10), sondern auch die Abschrift des von Rilke mit dem Verlag geführten Briefwechsels, der zeigt, wie der Dichter sich für Regina Ullmann stark machte hat.

Bei der Schilderung des Gesprächs mit Regina Ullmann kommt Editha Klipstein über den religiösen Einfluss ins Nachdenken, den Ludwig Derleth auf Regina Ullmann ausübte. Der mit dem George-Kreis in Berührung stehende und dem Kosmischen Kreis um Alfred Schuler und Ludwig Klages zuzurechnende Schriftsteller Ludwig Derleth (1870-1948) hatte in München Altphilologie, Literatur und Philosophie, später auch Psychiatrie studiert und arbeitete daraufhin zwölf Jahre als Gymnasiallehrer. In dieser Zeit entwickelte er den Plan zur Gründung eines hierarchisch gegliederten religiös-kämpferischen Laien-Ordens. Leidenschaftlich bemühte er sich um ein gereinigtes katholisches Christentum, das er in seinen 1904 veröffentlichten *Proklamationen* mit revolutionärem Pathos vertreten hatte. Auch seine religions-philosophisch motivierte Lyrik und Epik zeugt von einem militanten katholischen Selbstverständnis und von hohem prophetischem Sendungsbewusstsein, das einen imperatorischen Christus an der Spitze eines hierarchisch geordneten Katholizismus propagierte. Für Thomas Manns Novelle „Beim Propheten“ soll er das Vorbild für den dort auftretenden Propheten Daniel abgegeben haben. Auch die Figuren des Leo Naphta im *Zauberberg* und Daniel Zur Höhe im *Doktor Faustus* tragen seine Züge.¹⁴²

Zu der Zeit, als Editha Klipstein in München war, lebte Derleth in dieser Stadt als freier Schriftsteller, später in Rom, Basel, Perchtoldsdorf bei Wien und ab 1935 im Tessin. Unter seinem Einfluss trat Regina Ullmann am 10. November 1911 zum Katholizismus über. Am 1. Januar 1915 brach sie die Beziehung zu ihm ab, aber noch bald nach dem hier von Editha Klipstein erwähnten Gespräch über ihn, wird Regina Ullmann in einem Brief an Rilke Derleth als Hilfesteller in einer unangenehmen Lage empfohlen und eine Begegnung zwischen den beiden Dichtern herbeiführen.

¹⁴¹ Regina Ullmann: *Die Erde des Lebens*. Mit einem Geleitwort von Rainer Maria Rilke. München und Leipzig: Frauen-Verlag 1910. – Das Buch wurde u.a. von Wilhelm von Scholz im *Kunstwart* und von Max Brod in *Das literarische Echo* besprochen.

¹⁴² Vgl. die informative Internetseite von Richard Beiderbeck: www.koinae.de/Derleth.htm.

Brief 13

Montag, 2. August 1915

Editorisch betrachtet markiert der nun zu verhandelnde Brief den Beginn des Teils des Briefe-Korpus, der im Editha-Klipstein-Archiv in Frankfurt aufbewahrt wird. Er ist paginiert von S. 38 bis 49 und umfasst die kompletten August-Briefe. Das erste Blatt des Konvoluts trägt den handschriftlichen Vermerk Editha Klipsteins am linken oberen Rand des Blattes: „Die andere Hälfte dieser Abschrift bei Brie Freiburg“, womit die Familie der bereits mehrmals erwähnten Käthe Brie, der Schwester von Ilse Erdmann, gemeint sein dürfte.

Auch was den Kommunikationszusammenhang anbelangt steht dieser Brief an einem Wendepunkt, insofern nämlich von nun an, d.h. mit einem Brief an Rilke unter demselben Datum, Ilse Erdmann sich entschloss, ihren seit längerem unterbrochenen Briefkontakt mit Rilke wieder aufzunehmen und sich auf diese Weise unmittelbar in den Diskurs zwischen Rilke und Editha Klipstein wischenschalten. Das bemerkenswerte an diesem Schritt ist, dass er sich hinter dem Rücken Editha Klipsteins vollzog. Erst nach ihrer Rückkehr nach Laubach wird Editha Klipstein erfahren, dass Rilke und Ilse Erdmann miteinander kommunizierten, ohne sie davon in Kenntnis zu setzen. Dies bedeutete zweifellos einen Vertrauensbruch, und das seit Herbst 1915 in verschiedenen Schüben sich verstärkende Zerwürfnis zwischen Ilse Erdmann und Editha Klipstein dürfte in diesem Vorgehen seinen ersten Anlass genommen haben. Zur Veranschaulichung zitieren wir einen Passus aus diesem „Verschwörungsbrief“ Ilse Erdmanns an Rilke:

Mir ist, als müssten Sie begreifen können, daß ich die letzten Wochen traurig war. Mit dem ersten Brief, den meine Freundin aus München an mich schrieb, fiel eine sonderbare Traurigkeit auf mich, und sie hat mit jedem Brief zugenommen. Ich glaubte anfangs, es sei Neid. Es war auch gewiß solch ein Gefühl dabei, aber das Eigentliche war anders, und ich begriff es langsam, als ich erkannte, daß ich Ihnen nicht mehr schreiben konnte. [...]

Sollte es nicht ein Gewinn sein, daß meine Freundin sie sprach, daß ich von Ihren schönen Gesprächen hörte? Aber es war mir nur ein Verlust, und mit jedem Brief schien dieser Verlust unwiderruflicher zu werden. Je mehr Sie an Wirklichkeit gewannen, je weniger konnte ich in der Wahrheit zu Ihnen sprechen wie ich bisher getan hatte. Es wird Ihnen undankbar scheinen gegen Sie, gegen meine Freundin. Alles war so mit Freundlichkeit und Güte geschehen. Wer könnte zarter fragen als Sie und wer zarter übermitteln als meine Freundin? Aber für mich ist alles verwandelt worden, - ich kann nur traurig sein. Nun sind Sie nicht mehr „Niemand und alle“, nun sind Sie „Jemand“. Das Dunkel ist hell geworden, die Landschaft Person. - Früher fragten Sie nicht, wer da spricht, wenn meine paar armen Worte zu Ihnen kamen, denen Sie so halb und in Gedanken zuhörten. [...] Ich bin trauriger als ich sagen kann. [...] Wenn meine Freundin zurückkommt, und ihre Erzählungen alles noch wirklicher und lebendiger machen, dann ist diese

zarteste Beziehung, die ich in die Welt hinaus hatte, fortgeweht. Es ist ja nicht verloren, es ist verwandelt worden in die schönen Gespräche, die Sie mit meiner Freundin hatten. Aber ich bin nicht gut genug, mich daran zu freuen.

Bitte erfüllen Sie mir die Bitte, Niemand von diesem Brief zu sagen, auch meiner Freundin nicht.¹⁴³

Rilke hielt sich an das ihm von Ilse Erdmann auferlegte Schweigegebot und zeigte sich im darauffolgenden Antwortbrief vom 5. August 1915 sehr bemüht, die Rolle Editha Klipsteins für das Verhältnis zwischen ihm und Ilse Erdmann herunterzuspielen:

In den paar Gesprächen mit Editha Klipstein war ich bei Weitem der Empfangende, denn so unfähig ich bin, begriff ich doch mit immer größerer Aufmerksamkeit die zart und sicher aufnehmende Kraft dieser besonderen Frau; ich war Ihnen im Geiste dankbar für diese Beziehung, die, wenn ich sie gleich diesmal mußte unter ihren Möglichkeiten zurückbleiben lassen, doch nun entworfen ist -, rechnen Sie es ihrer außerordentlichen Bescheidenheit an, wenn sie Ihnen, heimkehrend, von mir zu sprechen scheint: Sie war hier, sooft wir beisammen waren, die eigentlich Wirkende, so kann ich auch nicht anders in ihren Berichten vorkommen, denn als einer ihrer Anlässe, von sich selbst zu erzählen.¹⁴⁴

Ein allzu enthusiastisches oder auch euphorisches Erzählen über die München-Erlebnisse war Editha Klipstein nach ihrer Rückkehr nach Laubach freilich nicht vergönnt, denn Ilse Erdmann hatte nichts Eiligeres zu tun, als Editha Klipstein diesen Brief Rilkes unter die Nase zu reiben. Da ihr aber der vorausgegangene Brief Ilse Erdmanns, der diese Bemerkungen Rilkes ausgelöst hatte, nicht bekannt war, konnte sie auch den schreibstrategischen Zusammenhang des Rilke-Briefes nicht durchschauen. Sie musste sich von Rilke wie von ihrer Freundin hintergangen vorkommen. Das Misslingen der nächsten Begegnung zwischen Rilke und Editha Klipstein im Winter 1916/1917, die im Zeichen einer kaum zu verhaltenden Aggressivität Editha Klipsteins gegen den Dichter stand, hat in diesem teilweisen Missverständnis einen seiner Auslösepunkte. Noch die späteren Erinnerungs-Essays Editha Klipsteins an Rilke lassen mittelbar erkennen, wie sehr es sie gewurmt hat, dass Rilke ihr in dem Brief an Ilse Erdmann eine zu große Redseligkeit bescheinigt zu haben schien.

Damit sind wir den Ereignissen bereits weit vorausgeeilt. Kehren wir noch einmal zurück zu dem Zeitpunkt, an dem alles noch im Lot zu sein schien, sprich zu Editha Klipsteins Brief an Ilse Erdmann vom 2. August 1915. Ein Kernstück des Briefes stellt die Schilderung der von Editha

¹⁴³ Ilse Erdmann an Rainer Maria Rilke, Laubach, d. 2. August 1915. In: Wilhelm Kölmel (Hg.): Ein Briefwechsel. Ilse Erdmann – Rainer Maria Rilke. Waldkirch: Waldkircher Verlag 1998, S. 32-34.

¹⁴⁴ Rainer Maria Rilke an Ilse Erdmann, München, d. 5. August 1915. In: Wilhelm Kölmel (Hg.): Ein Briefwechsel. Ilse Erdmann – Rainer Maria Rilke. Waldkirch: Waldkircher Verlag 1998, S. 35-37; hier S. 36.

Klipstein besuchten Theateraufführung des Strindberg-Stückes *Totentanz* in den Münchener Kammerspielen dar. Editha Klipstein war, wie übrigens Ilse Erdmann auch, eine fleißige Theatergängerin; Werkaufführungen von Strindberg und Ibsen gehören zu ihren prägenden Theatererlebnissen, die auch in den größeren Prosawerken Editha Klipsteins ihren Nachhall fanden. Die Münchener Strindberg-Aufführungen im Sommer 1915 geben uns Gelegenheit, noch einmal Lou Albert-Lasards Erinnerungsbuch über Rilke als Referenztext für die München-Briefe Editha Klipsteins heranzuziehen. Über ihre Rolle bei den Theatervorführungen äußert die Malerin sich folgendermaßen:

Zu dieser Zeit gab es in den Münchener Kammerspielen Strindberg-Aufführungen, die uns sehr fesselten, nicht allein wegen des bemerkenswerten Spiels besonders einer Schauspielerin, Emilie Unda, die großartig den düsteren Schauer der ‚Gespenstersonate‘ und des ‚Totentanzes‘ vermittelte (ich machte übrigens von ihr in dieser Rolle eine Reihe von Zeichnungen, die im Foyer des Theaters ausgestellt wurden), sondern auch wegen der Inszenierung, die in sehr strenger vereinfachter und suggestiver Weise, wie es damals noch selten geschah, behandelt war.

Strindberg hatte eine große Wirkung auf Rilke. Darüber schrieb er in einem Brief : „Erst nimmt sich’s so heillos eigensinnig aus, die Trostlosigkeit des Menschlichen, als sein eigentlich Absolutes darzustellen; aber, in dem da einer Macht hat, auch noch über das Trostloseste, schwebt unausgesprochen ein Begriff nicht abzugrenzender Menschengröße über dem Ganzen. Und eine verzweifelte Liebe.“

Rilke trug eine bis zum Kragen schließende schwarze Atlasweste im Theater und bediente sich eines kleinen Lorgnons. Es waren dies übrigens die einzigen Phantasien, die er sich erlaubte, denn er liebte es, unbemerkt zu bleiben.¹⁴⁵

Den Hauptdarsteller des Stückes, Albert Steinrück (1872-1929), kannten Ilse Erdmann und Editha Klipstein aus dessen Berliner Zeit. Steinrück hatte zu schauspielern begonnen, ohne eine Ausbildung durchlaufen zu haben, und stand nach mehreren Zwischenarrangements ab 1901 in Berlin auf der Bühne, u.a. als Mitglied von Max Reinhardts Ensemble am Deutschen Theater. Von 1908-20 wirkte er in München, wo er am Hof- und Nationaltheater auch Regie führte und später Intendant war. In der Spielzeit im Sommer 1915 brillierte er auch als Hauptdarsteller in einer Aufführung von Georg Büchners *Woyzeck*, die auch von Rilke, der den Schauspieler sehr verehrte, besucht worden war. Seit 1919 war Albert Steinrück auch als Schauspieler in verschiedenen Stummfilmen zu bewundern. 1920 kehrte er wieder nach Berlin zurück, wo er an verschiedenen Bühnen tätig war. Er starb 1929 in Berlin.

¹⁴⁵ Lou Albert-Lasard: Wege mit Rilke. Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag 1952, S. 71f.

Brief 14

Dienstag, 3. August 1915

Der Brief berichtet von Editha Klipsteins zweitem Teenachmittag bei Rilke in der Wohnung Hertha Koenigs in der Widenmayerstraße. Gleich der Anfang setzt mit der Erwähnung von Picassos Gemälde „Der Tod des Harlekin“ aus dem Jahr 1906 und der Wirkung, die das Gemälde auf Rilke gemacht hatte, einen deutlichen Akzent. In welchen Worten Rilke über seinen Eindruck gesprochen haben könnte, kann man einem wenige Tage zuvor entstandenen Brief Rilkes an Marianne von Goldschmidt-Rothschild ablesen, in dem es heißt:

Pierrot liegt grau, spinnwebgrau, auf stark milchglasblauer Unterlage, Heiligkeit ist eigentlich nur im Licht des Kissens, gegen das die Gesichts- und Handtöne, der Kragen und die Stulpen an den Ärmeln als zweierlei Bleichen sich auseinandersetzen. Der größere Zuschauer erscheint in welchem Rosa, von dem kleineren sind nur die bleichen Hautfarben zu sehen, damit wäre alles angegeben, wenn nicht auf dem rechten Ärmel des Sterbenden vier Farbflecken vorkämen: ein Rosa, ein Gelb, ein fast-Schwarz und ein Blau, mit mildester Hand angelegt, aber aus dem Vollen, vollkommen deckend, dicht und leicht zugleich, einig alle vier und doch keine ihre innere Entlegenheit aufgebend, sich behauptend und doch aneinander gestillt, ja als kämen sie unwillkürlich zu einem Glück zusammen, zu Pierrots Verklärung, zu seiner ewigen Seligkeit. Es ist, als wehte das ganze Bild gleichsam an andere Sinne und schlüge erst an dieser vierfachen Stelle ins rein Sichtbare um, etwa wie die Nachtluft lautlos durch einen Garten streicht, nur Fühlbarkeit, nur Atem, – bis irgendwo oben eine Aeolsharfe sie auffaßt und nun hinüberströmt in die Welt des Gehörs. Man möchte fast versucht sein, von diesem viertönigen Anschlag aus den späteren Picasso zu begreifen, als ob, nach Pierrots Tode, die zerschlagene Welt nur noch in solchen schönen Scherben zusammenkäme. Gehört nicht Pierrots ganzer Leichtsinns dazu, die Gestalten wörtlich zu nehmen, als ob sie greifbar wie Puppen wären und nahrhaft wie schöne Äpfel, die man mit den Augen ißt –, während sie doch hinstürzen, durcheinander und aneinander vorüber und auch der Schauendste noch als ein immer Gestürzter ins Stürzende sieht. So daß Ruhe nur ist im Gefäll, im Flußbett, wo die Stufen nebeneinanderliegen, die den Sturz verursachen, das Hohe und das Tiefe, die Übergänge und die Getrenntheiten. Die Stelle am Ärmel des sterbenden Pierrot gibt zu denken: das ist nicht mehr der Schmerz und die Freude, die Sehnsucht und die Absage, Pierrot stirbt, die sind vorüber, aber man könnte meinen, dies alles sei entstanden, weil das Leben genau über diese Töne ging und fiel, von einem zum andern, – und so bleibt nichts übrig, als nach Pierrots Hingang einfach das Flußbett des Lebens zu malen, das Auf und Ab, die Neigungen und die Widerstände...¹⁴⁶

¹⁴⁶ Auszug aus einem Brief Rilkes an Marianne von Goldschmidt-Rothschild vom 28. 7. 1915, zitiert nach: Rainer Maria Rilke und die bildende Kunst seiner Zeit. Hg.v. Gisela Götte und Jo-Anne Birnie Danzker. München, New York: Prestel 1996, S. 84.



Pablo Picasso: *La Mort d'Arlequin* (Der Tod des Harlekin), 1906.

Rilke scheint das Gespräch aber bald von Picassos Gemälde auf Ilse Erdmanns jüngeren Bruder gelenkt zu haben. Was Editha Klipstein auf die Frage Rilkes nach Lothar Erdmanns Einsatz in Ypern geantwortet haben könnte, versteckt sich möglicherweise hinter dem folgenden Tagebucheintrag Editha Klipsteins vom 8. Mai 15: „Wir haben von Lothar Nachricht vom 3. Schreibt, er würde die vorhergehenden beiden Tage nicht vergessen. Furchtbares Vorgehen der Deutschen, nördlich Ypern, die Engländer weichen. Lo hat das eiserne Kreuz.“

Lothar Erdmann (1888-1939), der in den 30er Jahren auch publizistisch über Rilke gearbeitet hat¹⁴⁷, ist vielleicht überhaupt für die Rilke-Forschung noch zu entdecken. Ilse Fischers umfassende politische Biographie Erdmanns¹⁴⁸ stellt auch in dieser Hinsicht sehr viel Material zur Verfügung,

¹⁴⁷ Lothar Erdmann: „Rainer Maria Rilke.“ In: Das Deutsche Wort. Berlin. Jg. 11 (1935), S. 553. – Ders.: „Verwandler der Erde.“ In: Die Hilfe. Berlin. Jg. 41 (1935), S. 427. – Ders.: „Im Zeichen Rilkes.“ In: Die Hilfe. Berlin. Jg. 41 (1935), S. 545. – Ders.: „Der Dichter und die Malerin.“ In: Die Hilfe. Berlin. Jg. 45 (1939), S. 373-77.

¹⁴⁸ Ilse Fischer: Versöhnung von Nation und Sozialismus? Lothar Erdmann (1888-1939): Ein „leidenschaftlicher Individualist“ in der Gewerkschaftsspitze. Biographie und Auszüge aus den Tagebüchern. Bonn 2004. In der Einleitung zu ihrer Monographie (S. 10f.) gibt Ilse Fischer eine zusammenfassende Schilderung von Lothar Erdmanns politischer Entwicklung, die grundlegend für das Verständnis von Lothar Erdmann ist:

Lothar Erdmann verkörperte in seiner Person jene auf politischer Einsicht beruhende Verbindung von Arbeiterschaft und Bürgertum, die für die deutsche Gesellschaft der Weimarer Zeit so selten war. Im Gegensatz zu der Mehrzahl der Angehörigen seiner Schicht blieben für ihn der Krieg und die damit verbundene Erfahrung der Sinnlosigkeit

das es uns ermöglicht, folgenden kleinen Exkurs über Lothar Erdmann zu unternehmen.

Ebenso wie Ilse Erdmann stellt ihr Bruder Lothar eine von der Rilke Forschung zu Unrecht vernachlässigte Persönlichkeit dar, die, auch wenn es keinen unmittelbaren Kontakt zwischen Lothar Erdmann und Rainer Maria Rilke gab, dennoch eine gewisse Aufmerksamkeit verdient. Von der Existenz Lothar Erdmanns hat Rilke erstmals in den frühen Briefen Ilse Erdmanns an ihn erfahren, und die Gespräche mit Editha Klipstein im Sommer 1915 dürften die Erinnerung an diese Briefpassagen aufgefrischt haben.¹⁴⁹

Außer in den hier vorgelegten München-Briefen Editha Klipsteins aus dem Jahr 1915 ist ein Interesse Rilkes an Ilse Erdmanns jüngerm Bruder noch aus dem Briefwechsel zwischen Rilke und Lou Andreas-Salomé aus dem Juli 1917 belegt. In einer sehr kritischen Phase ihres Lebens, als eine im Herbst 1916 während eines Fronturlaubs Felix Klipsteins begonnene Liebesbeziehung zu dem Ehemann ihrer Freundin Editha Klipstein in die Brüche gegangen war, hatte Ilse Erdmann die Nähe und die Unterstützung Lou Andreas-Salomés in Göttingen gesucht. Im Zuge einer Reihe von hässlichen Auseinandersetzungen zwischen den Konfliktparteien hatte Editha Klipstein, wie bereits erwähnt, alle Hebel in Bewegung gesetzt, Ilse

bestehender Klassenschranken an der Front das prägende Erlebnis schlechthin, das ihn veranlasste, sich dem Sozialismus und der Arbeiterbewegung zuzuwenden. Mit einem starken sozialen Gerechtigkeitsgefühl ausgestattet, begab sich Erdmann in dieses neue Milieu jedoch nicht ohne Vorbehalte. Stets fühlte er sich als selbstbewusster Bürger, der sich den geistigen Traditionen der deutschen Klassik und der europäischen Literatur und Philosophie des 19. und frühen 20. Jahrhunderts verpflichtet wusste. Beeinflusst von den Gedanken der Lebensphilosophie und einer ausgeprägten Neigung, in historisierenden und psychologisierenden Kategorien zu denken, verbot sich ihm die Übernahme eines geschlossenen Weltbilds, wie es der Marxismus für einen großen Teil der SPD-Mitglieder auch nach 1918 noch darstellte, von selbst. So selbstverständlich für ihn die Anerkennung der Arbeiter als gleichberechtigte Bürger, die Unterstützung ihrer sozialen Forderungen, ihres Mitwirkungs- und Mitbestimmungsrechts in Staat und Gesellschaft war, so bewusst hielt er andererseits an tradierten politischen Vorstellungen des deutschen Bürgertums fest. Einen „Vertreter des nationalen Machtgedankens“ nannte er sich selbst. Dies bedeutete auch, dass ihm bestimmte Werte der Arbeiterbewegung, die Rolle des Internationalismus, die universalistischen menschenrechtlichen Ansprüche oder gar pazifistische Einstellungen innerlich fremd blieben. Auch zum Arbeiterbewegungsmilieu selbst, entstanden aus der Ausgrenzung der als „vaterlandslose Gesellen“ stigmatisierten Mitglieder der Arbeiterorganisationen im Kaiserreich und deren Rückzug in eine differenzierte soziale Gegenwelt, die auch in der Demokratie noch fortwirkte, fand Erdmann kaum Zugang. Umso erstaunlicher erscheint die Tatsache, dass Erdmann gerade in diesem Milieu eine beachtliche Karriere gelang. Das Reibungs- und Konfliktpotential, das seine Tätigkeit in der Gewerkschaftsbewegung unweigerlich mit sich brachte, unter biographischen Aspekten wie auch im Hinblick auf die Erforschung verschiedener Strömungen in der Arbeiterbewegung selbst näher zu untersuchen, erwies sich daher als durchaus lohnendes Projekt.

¹⁴⁹ Bezugnahmen Ilse Erdmanns auf ihren Bruder in ihren von Wilhelm Kölmel edierten Briefen an Rilke: S. 4; 6; 26; 27; 29; 43; 61f.; 66ff.; 69.

Erdmann aus Laubach zu verdrängen. Auch ihre guten Kontakte zu Ilse Erdmanns Bruder Lothar hat sie zu nutzen gesucht, ohne ihn allerdings für ihre sich einnehmen zu können. Im Gegenteil, in mehreren Briefen aus dieser Zeit an seine Schwester zeigt er sich bestrebt, ihr den Rücken zu stärken, und muntert sie auf, ihre Interessen offensiv in Geltung zu bringen. So schreibt er ihr am 19. September 1918 aus Amsterdam: „Deinen Entschluss, die Wohnung nicht zu kündigen und dich nicht in dieser bizarren Weise aus Deinem Heim herausbrutalisieren zu lassen, finde ich völlig berechtigt. Bleibe dabei!“¹⁵⁰



Lothar Erdmann (1888-1939).

In dem Zusammenhang der Parteinahme für seine Schwester hat er auch Lou Andreas-Salomé persönlich kennengelernt und war mit ihr in Briefwechsel getreten. Alle Anzeichen sprechen dafür, dass Rilke, abgesehen von der Anfangszeit, über die Entwicklung der Dinge in Laubach informiert war. Am 28. Juni 1917 schreibt er an Lou Andreas-Salomé nach Göttingen: „Samstag bin ich wieder in München, und längstens Montag geht eine Photographie meines Bildes (zum Glück ist eines bereit) für Ilse an Dich ab. Ich freue mich, daß Du's gut hast mit Ilse. Daß ich von mir nichts sagen

¹⁵⁰ Lothar Erdmann an Ilse Erdmann. Amsterdam, 19. September 1918. Nachlass Lothar Erdmann. Archiv der sozialen Demokratie der Friedrich-Ebert-Stiftung Bonn.

kann, wirst Du verstehen; ich muß mich wirklich starr und fühllos halten, um nicht plötzlich zu wissen, wie entsetzlich Zeit und Zukunft uns aufgegeben ist.“¹⁵¹ In einem Antwortschreiben vom 9. Juli 1917 bedankt sich Lou Andreas-Salomé für die Übersendung des Bildes für Ilse Erdmann und legt im Gegenzug ein Stück eines Briefes von Lothar Erdmann zu Rilkes Kenntnisnahme ein. Dazu äußert sich Rilke in einem Brief vom 14. Juli 1917 gegenüber Lou Andreas-Salomé: „Danke, liebe Lou: was für ein guter Brief und was für ein guter Bruder! Ich wußte gar nicht, daß er immer noch so nah und vertraulich mittheilend zu I. [Ilse Erdmann] steht. Das muß doch viel für sie sein.“¹⁵² Die merkliche Abkühlung des Verhältnisses zwischen dem Ehepaar Klipstein und Ilse Erdmann hat bis kurz vor dem Selbstmord Ilse Erdmanns 1924 in Laubach Bestand. Eine Aussöhnung mit Lothar Erdmann, der die Ehefrau seines im Kriege gefallenen Freundes August Macke geheiratet hatte, fand erst aus Anlass der Beerdigung Ilse Erdmanns statt. Die eskalierende psychische Erkrankung seiner Schwester, für deren Schicksal er sich stets in besonderer Weise verantwortlich gefühlt hatte, und erst recht ihr Selbstmord im Oktober 1924 überschattete das ohnehin schwierige Familienleben Lothar Erdmanns sehr und lösten bei ihm eine schwere seelische Krise aus.¹⁵³



Lothar Erdmann in Laubach. Pfingsten 1915.

Noch zehn Jahre nach dem traurigen Ereignis ist in Lothar Erdmanns Tagebüchern ein Nachhall an dieser schwierigen Zeit seines Lebens zu spüren:

Montag, den 26. 11. 1934

¹⁵¹ Rainer Maria Rilke. Lou Andreas-Salomé. Briefwechsel. Hg.v. Ernst Pfeiffer. Frankfurt am Main: Insel Verlag, 1989, S. 377.

¹⁵² Rainer Maria Rilke. Lou Andreas-Salomé. Briefwechsel. Hg.v. Ernst Pfeiffer. Frankfurt am Main: Insel Verlag, 1989, S. 379.

¹⁵³ Ilse Fischer: Versöhnung von Nation und Sozialismus? Lothar Erdmann (1888-1939): Ein „leidenschaftlicher Individualist“ in der Gewerkschaftsspitze. Biographie und Auszüge aus den Tagebüchern. Bonn 2004, S. 99f.

Habe ich vor über zehn Jahren Ilse mit zum Selbstmord getrieben? Einen Tag nach dem Tag, an dem sie das Gift nahm, an dessen Wirkungen sie später starb (fünf Tage später), schrieb ich ihr einen Brief, der fast wie ein Absagebrief war. Ich wusste nichts von ihrem Versuch. Als ich es am folgenden Tag erfuhr, erbat ich telegraphisch die Nichtauslieferung des Briefes. Sie hat ihn nicht gelesen, konnte ihn gar nicht lesen, er kam uneröffnet in meine Hände. Aber die Tatsache meiner inneren Abwendung, meiner Flucht ins Weite mochte bei so nahverbundenen Menschen in die Ferne wirken. Wenn ich sie verliess, von wem sollte sie dann nicht verlassen werden? Gewiss, es war kein Verlassen, denn welchen Menschen habe ich so geliebt wie Ilse? Es sind nur wenige (und in jeder starken Beziehung lebt ein einmaliges, so nur diesem Menschen zugewandtes Gefühl).

Es war auch mehr ein Brief, der Klarheit schaffen wollte (eine Klarheit, die es als gemeinsame Wahrheit zwischen der Schwester und mir wahrscheinlich nicht gab und geben konnte) als eine Absage. Denn ich hätte sie nie verlassen. Ändert das etwas an ihrem Gefühl, ich hätte es getan und würde es tun? Nichts.¹⁵⁴

In den dreißiger Jahren wird Lothar Erdmann enthusiastisch das Erscheinen von Editha Klipsteins Erstlingsroman *Anna Linde* begrüßen und eine umfassende Felix-Klipstein-Ausstellung in Berlin organisieren.¹⁵⁵ Umgekehrt wird die Nachricht von Lothar Erdmanns Ermordung im Konzentrationslager Sachsenhausen im Jahr 1939 die Klipsteins in Laubach aufs tiefste erschüttern. Die umfangreichen, von Ilse Fischer 2004 aus dem in Bonn verwahrten Nachlass Lothar Erdmanns veröffentlichten Tagebuchauszüge¹⁵⁶ sind geeignet, Rilkes Einschätzung über das Verhältnis Lothar Erdmanns zu seiner Schwester Ilse zu bestätigen. Stellvertretend für zahlreiche ähnliche Stellen zitieren wir einen Tagebucheintrag vom 20. August 1926, in dem er sich zwei Jahre nach Ilse Erdmanns Tod Rechenschaft über sein Verhältnis zu seiner Schwester ablegt:

Freitag, 20. 8. 1926

Ich habe zu Joscha [Ilse Erdmann] eine unwandelbare, tiefe und ständige Beziehung im geistigen Sinn. Ich brauche es wochenlang nicht zu spüren, plötzlich denke ich ihrer, und wenn immer ich an sie denke, bin ich ihr von

¹⁵⁴ Ilse Fischer: Versöhnung von Nation und Sozialismus? Lothar Erdmann (1888-1939): Ein „leidenschaftlicher Individualist“ an der Gewerkschaftsspitze. Auszüge aus den Tagebüchern 1926-1938. Umfassende Edition. CD. Bonn: Verlag J.H.W. Dietz Nachf., 2004. S. 382 f

¹⁵⁵ Eine aus diesem Anlass verfasste Rezension Lothar Erdmanns über die Ausstellung von Felix Klipstein in Berlin abgedruckt in Rolf Haaser: „Gast am eigenen Tische“. Felix Klipstein und Friedrich Barth als Graphiker. Schriftenreihe des Vereins zur Pflege des künstlerischen Nachlasses von Felix und Editha Klipstein e.V. hg.v. Rolf Haaser und Wilhelm R. Schmidt. Bd. 1. Fernwald: litblockin Verlag 2005, S. 30-34.

¹⁵⁶ Ilse Fischer: Versöhnung von Nation und Sozialismus? Lothar Erdmann (1888-1939): Ein „leidenschaftlicher Individualist“ in der Gewerkschaftsspitze. Biographie und Auszüge aus den Tagebüchern. Bonn 2004.

Herzen nahe. Von ganz wenigen Menschen kann ich sagen, sie können meiner stets sicher sein. Zu diesem engsten Kreis gehört sie.¹⁵⁷

Die Monographie Ilse Fischers zeigt deutlich, dass nicht nur Rilke sich mit Lothar Erdmann beschäftigte, sondern dass dies auch umgekehrt, und zwar in noch stärkerem Maße der Fall war.

In erster Linie trifft dies auf seine Aufarbeitung des Verhältnisses zwischen Rilke und seiner Schwester zu, wie dies mehrfach in seinen von Ilse Fischer edierten Tagebüchern zum Ausdruck kommt. Zwei Beispiele aus dem Herbst und dem Winter 1932/1933¹⁵⁸ zeigen, wie schwer Lothar sich mit dieser Erinnerungsarbeit tat:

Sonntag, der 6. 11. 1932.

Zuweilen frage ich mich, ob ich mit all meiner Tätigkeit, vielfältig, in Zweckzusammenhänge eingeordnet, wie sie ist, mein eigenes, das in meinem Anfang begründete und ihm entwachsene Leben lebe. Und weiter: wer das überhaupt tut? Ich komme zu dieser Frage von Ilse's Briefen an Rilke her, die ich in den letzten Wochen nun zum zweiten Mal, die Feder in der Hand, lese. Ich glaube, in jedem Leben lässt sich – auf die Möglichkeiten des Anfangs hin gesehen – beides feststellen: Selbst-Verlust, Selbst-entfremdung ebenso wie Selbsterfüllung. Das Mischungsverhältnis ist verschieden. Aber doch nur gradweise. Es ist immer so, ja es ist geradezu eine definitorische Notwendigkeit des Begriffes: Leben, dass ein Mensch nur ein Teil dessen wird, was er hätte werden können. Anders ausgedrückt: jeder Mensch ist mehr als in seinem Tun beschlossen liegt. Jeder Mensch verwirklicht nur einen Teil seiner Seinsmöglichkeiten. Jeder Mensch ist ein Fragment seiner selbst. [...]

Dienstag, den 24. 1. 1933

Ich müsste einmal, wie ich es zuletzt vor langen Jahren, ich glaube zuletzt im Jahre 1924 tat, Assoziationen niederschreiben, zwanglos, in ihrer spontanen Folge. Dabei würde sich manche Hemmung enträtseln, die ich jetzt weder verstehen noch überwinden kann. Vielleicht würde ich dann auch die wenigen Seiten Einleitung zu den Briefen Rilkes an Ilse schreiben können, die mir jetzt, obwohl ich schon vor fast drei Monaten ihre Briefe zweimal durchgelesen und mir Notizen gemacht habe, unbeschreiblich schwer fallen, so dass ich nach den ersten Worten stocke. Ich kann mich nicht entscheiden, ob ich sie bei Namen nennen, wie

¹⁵⁷ Ilse Fischer: Versöhnung von Nation und Sozialismus? Lothar Erdmann (1888-1939): Ein „leidenschaftlicher Individualist“ an der Gewerkschaftsspitze. Auszüge aus den Tagebüchern 1926-1938. Umfassende Edition. CD. Bonn: Verlag J.H.W. Dietz Nachf., 2004. S. 6

¹⁵⁸ Ilse Fischer: Versöhnung von Nation und Sozialismus? Lothar Erdmann (1888-1939): Ein „leidenschaftlicher Individualist“ an der Gewerkschaftsspitze. Auszüge aus den Tagebüchern 1926-1938. Umfassende Edition. CD. Bonn: Verlag J.H.W. Dietz Nachf., 2004. S. 250 und Ilse Fischer: Versöhnung von Nation und Sozialismus? Lothar Erdmann (1888-1939): Ein „leidenschaftlicher Individualist“ in der Gewerkschaftsspitze. Biographie und Auszüge aus den Tagebüchern. (Archiv für Sozialgeschichte Beiheft 23; Heft 3 der Veröffentlichungen aus dem Archiv der sozialen Demokratie der Friedrich Ebert-Stiftung) Bonn: Verlag J.H.W. Dietz Nachf. 2004, S. 372.

von meiner Schwester oder von einer Fremden schreiben soll. Infolgedessen höre ich immer wieder auf. Andererseits möchte ich es schreiben, möchte es hinter mir haben, um anderes schreiben zu können.

Je mehr Lothar Erdmann sich im Zuge der für ihn nicht einfachen Aufarbeitung der Briefe seiner Schwester auch mit Rilke selbst befasst, desto stärker rückt für ihn die Frage seiner eigenen Schreibweise in den Blick. Am 24. Januar notiert in seinem Tagebuch:

Freitag, den 24. 1. 1930

Schwere Tage. Gott weiss es. Gedanken wie Gebete. – Mein Freund, Bruder und Meister ist Rilke. Er hilft mir ich selbst zu sein, meine Kräfte zu konzentrieren für viele Aufgaben, die meine sind; nun auch für die Aufgabe in diesen Tagen. – Ich lese Rodin von Rilke. (Vor über zwanzig Jahren las ich ihn zum ersten Mal). Die Tiere auf den Kathedralen. Vor allem der eine steinerne Vogel auf der Brüstung von Notre Dame, der, mit weit aufgerissenem, fast auseinandergerissenem Schnabel, stumm und gellend schreit über die endlose Stadt. Diesen Vogel liebe ich unsäglich. Vielleicht wegen dieses grenzenlosen Schreis.¹⁵⁹

¹⁵⁹ Ilse Fischer: Versöhnung von Nation und Sozialismus? Lothar Erdmann (1888-1939): Ein „leidenschaftlicher Individualist“ an der Gewerkschaftsspitze. Auszüge aus den Tagebüchern 1926-1938. Umfassende Edition. CD. Bonn: Verlag J.H.W. Dietz Nachf., 2004. S. 114



Lothar Erdmann.

Dass in diesen Reflexionskreis auch Rilkes bewährte Freundin Lou Andreas-Salomé einbezogen wurde, und zwar in exponierter Form, ist bei der Freundschaft seiner Schwester zu ihr keine Überraschung. Die im folgenden zitierte Stelle, hat auch deswegen Bedeutung, weil sie Ilse Erdmann noch einmal aufscheinen lässt, genau zu dem Zeitpunkt, als Rilke von Lou Andreas-Salomé erfährt, dass Ilse Erdmann in Bonn sei. Auf diese Zeit könnte sich der folgende Eintrag beziehen:

Sonnabend, 1. 2. 1930

Rodinka zu Ende gelesen. Dieses Buch hatte, seit wir es vor 11 Jahren in Bonn vorzulesen begannen – soviel ich weiss, musste es zurückgeschickt werden, bevor wir die Lektüre beendet hatten – eine Bedeutung für mich. Ich hätte gewünscht, dieses Buch wäre mir gewidmet gewesen statt des Teufelsbuches, zu dem ich nie ein Verhältnis gewann. In diesen Wochen, als ich erst die Briefe Rilkes las, Briefe an Lou, von einem geradezu unbegrenzten Vertrauen in ihre Verständniskraft, dann in seinen Werken – als über dieser Beschäftigung und der lebendigen Sorge, die, eben weil ich sie verhalten musste, meine Spannkraft überaus beanspruchte – wollte ich endlich beginnen, an Lou zu schreiben, einen Brief, der für mich das Signal zum Aufbruch in wesentliche, unbeirrte Arbeit bedeuten soll, gleichsam eine Beschwörung, ein Praeludium. Aber ich wollte nicht von Rilke den Ausgang nehmen, sondern von ihr selbst, von ihrem eigenen Leben, ihrem eigenen Werk. Was konnte ich anderes wählen als „Rodinka“. Ich sehnte mich nach diesem Buch.¹⁶⁰

Eine von ihm geplante und vorbereitete Edition der Briefe Ilse Erdmanns an Rilke kam nicht zustande, weil er sich mit der persönlichen Belastung der Abfassung des Vorworts zu schwertat. Außerdem verfasste er ein bis zur Druckreife gediehenes Buch mit Aufsätzen über Rilke, zu dem ihn die Freundschaft mit dem Rilke-Forscher Fritz Dehn zu Beginn der dreißiger Jahre angeregt hatte. Die Publikation scheiterte einzig daran, dass es weder von Claassen noch von Kippenberg in Verlag genommen wurde, woraufhin er einzelne Beiträge daraus in diversen Zeitschriften unterbrachte.

Sonnabend, den 14. 9. 1935

Gestern für „Die Hilfe“ Aufsatz über Rilke: „Verwandler der Erde“. Über Rilkes Stellung zum Christentum, das Bekenntnis der Elegien und den Sinn des „Engels“. In den letzten Tagen noch einmal das Buch von Dehn. In den Wochen vor der Reise die „Briefe aus Muzot“ und das Buch von Hans Rudolf Müller über Rilke. Die Briefe „Über Gott“, besonders der zweite sehr wichtig. Merkwürdig: wenn ich einen Aufsatz geschrieben habe, besitze ich ihn noch nicht (auch wenn er mir „gefällt“). Ich muss ihn wiederholt lesen, um ihn mir anzueignen. [...] Mein Schreiben ist ein „unpersönlicher“ Vorgang (was nicht hindert, sondern begünstigt, dass das, was dann da steht, Ausdruck meines Innern ist). [...]

Montag, den 16. 9. 1935

Gestern noch an dem Aufsatz gearbeitet. [...] Die ganze Woche hindurch: der „Parteitag der Freiheit“. Das dritte Reich und Deutschland. Merkwürdig, in der Frühe die Reden von Hitler, Rosenberg, Goebbels zu lesen und am Tage über

¹⁶⁰ Ilse Fischer: Versöhnung von Nation und Sozialismus? Lothar Erdmann (1888-1939): Ein „leidenschaftlicher Individualist“ an der Gewerkschaftsspitze. Auszüge aus den Tagebüchern 1926-1938. Umfassende Edition. CD. Bonn: Verlag J.H.W. Dietz Nachf., 2004, S. 116.

Rilke zu arbeiten. Das Eine wie das Andere deutsch. Aber welch' ein Abstand, welche trennende Ferne.¹⁶¹

Brief 15

Mittwoch, 4. August 1915

Der Brief steht im Zeichen der Vorbereitungen Editha Klipsteins zur Abreise, Trennungsstimmung herrscht vor, der Alltag hat sie wieder; die Gedanken bewegen sich vom Reparieren des Reisekoffers bis zum Erhalten von Kriegsbriefen Felix Klipsteins aus seinem militärischen Einsatzort in Ostpreußen.

Erwähnt wird, dass Rilke noch die erste Fassung von Flauberts *Éducation sentimentale* zurückbrachte, die Editha Klipstein ihm am 26. Juli ausgeliehen hatte. Der Text stellte insofern eine Besonderheit dar, als es sich um ein Jugendwerk Flauberts handelte, das erst 1910, lange nach Flauberts Tod, bekannt wurde und sich sehr von der 1869 erschienenen Fassung des Romans unterschied. Rilke hatte diese erste Fassung bis dahin nicht gekannt. In ihren 1952 entstandenen „Erinnerungen um Rilke“ kommt Editha Klipstein noch einmal nach fast vierzig Jahren Abstand darauf zu sprechen, dass sie - trotz der Ermahnung ihres Mannes Felix, das Buch nicht jedem sogleich aufnötigen zu wollen, - bald nach den ersten Begegnungen mit Rilke einen Dienstmann beauftragt habe, den Flaubert bei Rilke abzugeben. Es habe sich um die „schöne Conardsche Ausgabe“ gehandelt, die Rilke sehr erfreut habe. Der Dichter habe, so führt sie weiter aus, Flaubert geliebt und als sein bedeutendstes Werk das letzte, Bouvard und Pecuchet, bezeichnet, weil es „den rücksichtslosen Umriss der Rembrandtschen Alterswerke“ habe.¹⁶²

Zwei Tage vor dem letzten München-Brief Editha Klipsteins an Ilse Erdmann, nämlich am 2. August 1915, hatte Rilke über die Lektüre des Buches an die Fürstin Marie von Thurn und Taxis geschrieben: „Sie lesen Balzac, ich habe mich immer mehr an Flaubert gehalten, las eine wunderbar frische frühe Fassung der *Education Sentimentale*, die mit dem späteren Roman kaum etwas gemein hat ...“¹⁶³

¹⁶¹ Ilse Fischer: Versöhnung von Nation und Sozialismus? Lothar Erdmann (1888-1939): Ein „leidenschaftlicher Individualist“ an der Gewerkschaftsspitze. Auszüge aus den Tagebüchern 1926-1938. Umfassende Edition. CD. Bonn: Verlag J.H.W. Dietz Nachf., 2004, S. 430. - Zu dem im Zitat genannten Aufsatz über Rilke vgl. Lothar Erdmann: Verwandler der Erde, 13. 9. 1935, AdsD, Nachlass Lothar Erdmann, 1/LEAA000043.

¹⁶² Vgl. den Abdruck des Essays im Anhang.

¹⁶³ Rainer Maria Rilke. Briefwechsel mit Regina Ullmann und Ellen Delp. Hg.v. Walter Simon. Frankfurt am Main: Insel Verlag 1987, S. 332.

Bereits im März des Jahres hatte Rilke sich mit Lektüre Flauberts abgegeben, in diesem Falle mit dessen Korrespondenz mit seiner Nichte¹⁶⁴, wie in einem Brief des Dichters an Marianne Mitford nachzulesen ist: „Schlagen Sie doch einmal Flauberts Briefe an seine Nichte auf, die Analogie seiner Noth während des siebziger Krieges mit dem, was wir durchmachen, geht sehr weit [...]“¹⁶⁵ Kaum anderthalb Monate später zog Editha Klipstein, die sich in dieser Zeit ebenfalls mit der Lektüre Flauberts befasste, eine ähnliche Parallele zwischen den Kriegsereignissen von 1870/71 und dem Beginn des Ersten Weltkriegs in ihrem Tagebuch:

14. April 1915

Ilse meint, man müsse sich aufraffen, um stärker in die Empfindung hineinzukommen, was jetzt alles vor sich geht und was für Leiden es gibt.

Mir geht es vielmehr so, dass ich das Gefühl habe, vorher nicht im Bilde menschlichen Leidens gewesen zu sein. 1870 war für Frankreich eine Tragödie, die Flaubert voll empfand. Aber die Intensität seiner Briefe steigert sich um nichts in diesen Jahren, sie war stets die gleiche.¹⁶⁶

Wie nachhaltig das Modell der Parallele zwischen 1870/71 und 1914 im Denken Editha Klipsteins verankert war, zeigen auch zwei spätere Tagebucheinträge aus der Zeit unmittelbar nach dem Ende des Ersten Weltkrieges¹⁶⁷:

12. Oktober 1918

Im neusten Rundschauheft ist ein Aufsatz: Vortrag über den Roman des 19. Jahrhunderts - Flauberts *Education sentimentale* wird darin das grösste wenigstens das charakterischste Kunstwerk des Jahrhunderts genannt!

Warum hat man nicht mehr von der Sprache dieses Buches gelernt! Schon 1871 sagte Flaubert vor den Trümmern der Tuileries zu Maxime Ducamps: Dies wäre nicht geschehen, wenn man die *Education sentimentale* verstanden hätte!

Es mussten noch mehr Tuileries zerstört werden, ehe man begreift.

3. Januar 1919

Ursprung des Weltkrieges. Dazu die Bemerkung Flauberts gehalten vor den Tuileries: Wenn man die *Education sentimentale* verstanden hätte, wäre dies nicht geschehen.

Welche Perspektive öffnet das. - Alles Folge einer merkwürdigen Verbildung.

¹⁶⁴ Gustave Flaubert: *Lettres à sa nièce Caroline*. Paris 1906.

¹⁶⁵ Rainer Maria Rilke an Marianne Mitford, 5. März 1915. In: Rainer Maria Rilke. *Briefe zur Politik*. Hg. v. Joachim W. Storck. Frankfurt am Main und Leipzig: Insel Verlag 1992, S. 105-108; hier S. 106.

¹⁶⁶ Archiv des Vereins zur Pflege des künstlerischen Nachlasses von Felix und Editha Klipstein e.V. Laubach.

¹⁶⁷ Editha Klipstein: *Tagebuch 1918 und 1919 (Abschrift)*. Archiv des Vereins zur Pflege des künstlerischen Nachlasses von Felix und Editha Klipstein e.V. Laubach.

Die in dem hier zu kommentierenden Brief Editha Klipsteins an Ilse Erdmann eingestreute Bemerkung, dass Purrmanns noch in München bleiben, ist wohl so zu verstehen, dass Sie ursprünglich vorhatten, nach Beilstein bei Marbach zurückzukehren und nun ihre Pläne geändert haben. Rilke scheint von dieser Änderung nichts gewusst zu haben, denn er adressiert noch am 9. August einen Brief an Mathilde Vollmoeller-Purrmann nach Beilstein.¹⁶⁸ Diesem Brief verdanken wir eine Selbstaussage Rilkes, die belegt, dass die Beschäftigung mit Flaubert, die durch die Lektüre der Correspondence im Februar des Jahres begonnen hatte, dann durch die Gespräche mit Editha Klipstein neu angeregt war und durch die Lektüre der ersten Fassung der *Éducation sentimentale* vertieft worden war, auch nach Editha Klipsteins Abreise noch andauerte. Er schreibt an Mathilde Vollmoeller-Purrmann, dass er „sozusagen unter dem Tisch“ Flaubert lese, während ein mathematisches Buch, mit dem ich mich eigentlich einlassen wollte, auf der Tischplatte aufgeschlagen bleibt. Die Bovary – ist sie nicht irgendwie noch mehr als die Education?, diese ist offener, steht als ganzes mehr im Freien, aber die Intérieurs in der Madame Bovary sind so vollkommen, so bis ins Innerste eingerichtet und die Gefühle darin haben genau die Form des Zwischenraums zwischen den entschiedenen Dingen. Welch eine Konsequenz von da bis zu Bouvard et Pécuchet! (über das mir Fr. de Waard einmal sehr schön geschrieben hat). Und die Bände der Correspondence!¹⁶⁹

Noch den letzten von seinen drei Briefen an Editha Klipstein, den Rilke am 18. August 1915 nach Laubach abschickte, schloss Rilke mit der Bemerkung, dass er unentwegt Flauberts Briefe an Mme X. lese.¹⁷⁰ In einem Brief vom selben Tag, - dem 18. August 1915, - erwähnt Rilke am Rande, er „lese Flaubert und Strindberg“.¹⁷¹ Der französische Rilke-Forscher und Literaturwissenschaftler J.F. Angelloz hat in seiner großangelegten Studie über Leben und Werk Rainer Maria Rilkes am Rande auch auf Rilkes Flaubert-Rezeption und dabei vor allem auf Flauberts Legende von Saint Julien l’Hospitalier hingewiesen und referiert in diesem Zusammenhang einen Brief Rilkes an seine Frau vom 19. Oktober 1907:

Der Schaffende hat weder das Recht auszuwählen noch sich abzuwenden; er muß sich, wie Flaubert in seiner Legende von Saint Julien l’Hospitalier geteigt hat, zu

¹⁶⁸ „Paris tut not“. Rainer Maria Rilke. Mathilde Vollmoeller. Briefwechsel. Hg. v. Barbara Glauert-Hesse. Göttingen: Wallstein Verlag 2001, S. 119f.

¹⁶⁹ „Paris tut not“. Rainer Maria Rilke. Mathilde Vollmoeller. Briefwechsel. Hg. v. Barbara Glauert-Hesse. Göttingen: Wallstein Verlag 2001, S. 120 und Anmerkungen S. 223f.

¹⁷⁰ Vgl. den Wiederabdruck des Briefes im Anhang.

¹⁷¹ Rainer Maria Rilke an Yvette Hauptmann-von Scheel, 18. August 1915. In: Rainer Maria Rilke. Briefe zur Politik. Hg. v. Joachim W. Störck. Frankfurt am Main und Leipzig: Insel Verlag 1992, S. 133-135; hier S. 135.

dem Aussätzigen legen und mit ihm alle eigene Wärme teilen, als Überwindung zu einer neuen Seligkeit.¹⁷²

Eine dezidierte Erforschung des Verhältnisses zwischen Flaubert und Rilke scheint aber nicht in Gang gekommen zu sein. Das 2004 erschienene Rilke-Handbuch vermerkt jedenfalls lediglich, dass Flaubert zu den französischen Autoren gehörte, die Rilke gut gekannt habe.¹⁷³ Die Unterschiedlichkeit der beiden Dichterpersönlichkeiten war wohl allzu groß. Angelloz kommt an einer anderen Stelle seiner Rilke-Monographie in diesem Zusammenhang beispielsweise auf die differierende Selbstdisziplinierung bei der künstlerischen Arbeit zu sprechen,¹⁷⁴ aber mehr scheint auch er dem Verhältnis Rilkes zu Flaubert nicht abgewinnen zu können.

Es gehört zu den charakteristischen Eigenschaften Editha Klipsteins, dass sie im Rahmen ihres bereits erwähnten Denkmodells der Harmonie der Kontraste Flaubert wie Rilke eine vergleichbare herausragende Rolle in Bezug auf ihr eigenes Schreiben spielen lassen kann. Niemand geringerer als der berühmte Theaterkritiker Alfred Kerr war es, der im November 1904 bei einem Besuch im gemeinsamen Pariser Atelier von Elsa Weise und Editha Klipstein (damals noch Editha Blass) erstmals auf die Bedeutung der Lektüre Flauberts für ein modernes Literaturverständnis aufmerksam gemacht hat. In einem im Oktober 1952 entstandenen Essay-Entwurf mit dem Titel „Erinnerungen an Alfred Kerr“ führt Editha Klipstein u.a. dazu aus:

Er war es, der mich zuerst auf die *Education sentimentale* von Flaubert hinwies und alles, was er darüber sagte, war mir entscheidend neu, weil man in meinen akademischen Kreisen so elementar frei nicht zu sprechen gelernt hatte, und die großen Ausnahmen unter den akademischen Lehrern kannte ich noch nicht.¹⁷⁵

Eine intensive Auseinandersetzung Editha Klipsteins ist für das Jahr 1910 belegt; sie resultiert schließlich in einer von Mai bis Anfang Juni 1913 währenden Reise auf den Spuren Flauberts nach Rouen und Croisset, von der sie in einem 1947 in den *Frankfurter Heften* veröffentlichten Aufsatz berichtete:

Im Mai 1913 suchte ich Croisset auf. Es war eine merkwürdige kleine Fahrt. Ich hatte nie zuvor Rouen gesehen, und die wunderbare Gotik dort wurde mir zur beschämenden Überraschung. Mein Ziel war einzig Flauberts Arbeitsplatz gewesen, mit der Herrlichkeit der alten Stadt hatte ich nicht gerechnet. - Ich eilte hinab zur Seine, blutrote Segel, - der Fluß weit wie ein See. Ein kleiner Dampfer

¹⁷² J.F. Angelloz: Rainer Maria Rilke. Leben und Werk. München: Nymphenburger Verlagsbuchhandlung 1955, S. 226.

¹⁷³ Manfred Engel (Hg.): Rilke-Handbuch. Leben - Werk - Wirkung. Stuttgart und Weimar: Verlag J. B. Metzler 2004, S. 76.

¹⁷⁴ J.F. Angelloz: Rainer Maria Rilke. Leben und Werk. München: Nymphenburger Verlagsbuchhandlung 1955, S. 260.

¹⁷⁵ Editha Klipstein: Erinnerungen an Alfred Kerr. Typoskript im Editha-Klipstein-Nachlass, Deutsches Literaturarchiv Marbach am Neckar.

brachte mich nach Croisset, dort fragte ich nach dem alten Haus der Flauberts. Der Gefragte, ein flotter Angler, antwortete stramm: „Pardon, madame, je ne suis pas du quartier.“ Ich fragte weiter. Das Haus stand nicht mehr, aber das Gartengrundstück war noch vorhanden. Und der Pavillon, wie auf einer Landspitze stehend, wurde als Museum bewahrt. Man ging einen breiten Gartenweg entlang, von alten Bäumen beschattet, rechts und links Steinbänke von antiker Form. In dem Pavillon verbrachte ich einige Stunden, die mich der Führer seltsamerweise mit den kostbarsten Manuskripten allein ließ. Es war ein sechseckiges Zimmer, in das hell durch die Fenster das Wasser und der Himmel schienen, - in der Mitte der große Arbeitstisch. Auf den wenigen Möbeln an den Wänden Andenken voll wenig ästhetischem Wert, Familienstücke. Die Büste Pradons von Flauberts früh verstorbener Schwester. Die optimistisch steigende Schrift in den Blättern. Aber unendlich korrigiert bis zur Unlesbarkeit waren diese Schriftstücke. Hier also war Tag und Nacht „geschanzt“ worden! Das Licht in dem Pavillon diente nachts den Schiffen als Leuchtturm.¹⁷⁶

In welcher Weise die *Education sentimentale* von Editha Klipsteins beschäftigte, wie sehr das Buch nachgerade eine Art von Meta-Ethik für die eigene Lebenspraxis darstellte, dokumentieren zwei sehr eingehende Tagebuchreflexionen, die im Frühjahr 1918 in Worms entstanden sind und von denen eine hier eingerückt sei:

28. Januar 1918

Dies ist ja auch jedesmal mein Anfang und Ende, wenn ich an Flaubert denke. Man muss sich selbst ganz wagen. Die *éducation sentimentale*. Darin einzigartig, dass der unbeschnittene unverkürzte alte Mensch im neuen Menschen steckt. Flauberts ganze Sinnlichkeit steckt in dem Buch, deshalb nichts von unfruchtbarer Moralisererei, aber der Zwang zur Veredelung, zum Reifen. Der Mensch behält immer den Drang seine Natur zu bekennen. Er behält ihn durch alle Dämpfungen und Schwächungen hindurch. Dieser Drang, seiner Natur zur Wahrheit zu helfen, kann sich indessen in Formen zeigen, in denen nur der Lebenskenner den Ursprung sieht. Dieser Drang nach der Offenbarung der Wahrheit eigenster Veranlagung kann sich in Verlogenheit, in Rachsucht jeder Art, in Unduldsamkeit, falscher Tugend, wachsender Schläfrigkeit, Freßsucht, in Hysterie, - kurz in allen Formen verzweifelter Notwehr zeigen. Immer wird der Mensch Rache dafür nehmen wollen, wenn er seine Natur nicht unverkürzt durchsetzen durfte.

Hat er in unmündigem Alter aus Bequemlichkeit oder scheinbaren Vorteilen zu Liebe auf seine eigenste Natur und die Wahrheit ihres Ausdrucks verzichtet, so rast er später vor Verzweiflung, wenn er inne wird, dass er sich die Rechte, zu sein wie er ist, verschüttet hat, - wenn das Leben fortan mit ihm so verfährt, als ob er das sei, was zu sein er vorgab. Wen Gott nicht lieb hat, den züchtigt er nicht zur rechten Zeit.

Aber trotz solcher Verzweiflung lernt er weiter leben. Vieles kommt ihm zu Hilfe und scheint ihn zu trösten, und viele leben in gleicher Verdammnis um ihn her. Er liest Bücher, verwechselt sich für die Zeit des Lesens mit den Autoren und versucht sich zu vergessen. Ebenso im Umgang mit Menschen. Viele Menschen

¹⁷⁶ Editha Klipstein: Gustave Flaubert. In: Frankfurter Hefte 1947, S. 180-187; hier S. 185f.

können so schlecht allein sein, weil sie nicht erinnert werden wollen an sich selbst und an die Verschüttung ihrer Natur -

Im Umgang mit festeren Menschen fühlen sie, als ob sie die anderen seien, dürfen sich wiederum für eine Zeitlang vergessen und verwechseln -

Aber die Natur lebt, und die Einsicht reift, und die Einsicht begnügt sich nicht, lässt sich trotz allem nicht einlullen, sondern weiss es immer besser. „Besser wissen ist Sünde“ sieht die Einsicht ein, aber was nützt es ihr, dass sie viele bon mots prägt, dass sie geistreich und unendlich weit verstehend bis zur Güte ist. Auch das ist wie die Freßsucht, wie die Schläfrigkeit ein Act der Verzweiflung.

Ein Buch ist vorhanden. Ein Buch wie andre. Ein Roman unter tausend Romanen. Wie unwahrscheinlich, dass er etwas anders ist als tausend andre Romane. Er ist nicht weltbewegend wie Rousseaus Emile gewesen, er ist kaum klassisch gesprochen worden, in dem Sinne wie Goethes Wilhelm Meister. Das heisst keiner braucht sich zu genieren, wenn er ihn nicht gelesen hat. Viele haben nie von ihm gehört.

Auf der einen Seite kaum bekannt, auf der anderen Seite commentiert wie nur anerkannte Meisterwerke allerersten Ranges herausgegeben und commentiert werden.

Auf der einen Seite darf Jeder sagen: Ein trostloses entmutigendes langweiliges Buch, in dem keine Handlung ist und das voll mittelmässiger Menschen steckt, - ausserdem ein Buch voll von Pariser Unerfreulichkeiten -

Auf der anderen Seite das ungläubige Erstaunen: Ein solches Selbstbekenntnis des Maschen von heute gibt es wirklich? Einen solchen Optimismus einer tiefst erkannten und zerlegten Welt gegenüber gibt es wirklich noch? Eine solche Aufrichtigkeit sich selbst gegenüber ohne die Furcht die Haltung zu verlieren gibt es heute? Hier ist einer, der gewagt hat, zu bekennen wie er ist und fertig gebracht hat mit dem Beweis einer Kunstschöpfung, dass seine erkannte Natur mit all ihrer Sünde sich nicht zu flüchten braucht in falschen frommen Schein oder in ehrliches Bösewichtstum (Schieber, Börsenmann, Grossindustrieller), sondern dass sie bleiben darf wie sie ist und doch durch ein Ordnen ihrer Sünden diese Sünden erzieht und eine zerstörte Welt wieder herstellt. Sünde ist Maasslosigkeit, jede Sünde ist ein gefallener Engel. Vieles, dessen wir uns als Sünde schämen, wäre etwas Gutes, ein Lebens- und Füllezuwachs, wenn wir die Kraft hätten, es auf sein ganz richtiges Maass zu bringen. Wir geniessen die Schönheit mittelalterlicher Derbheit, unser ursprünglichstes Wesen würde sich in manchem blutigen Witz, ja in grotesker Unanständigkeit am reflectionslosesten also am unschuldigsten ausdrücken. Aber wir können es nicht wagen, denn dieses Stück Geist könnte sich verkehrt benehmen, da es nicht erzogen und gezügelt wurde, weder bei uns noch bei unseren Mitmenschen.

So sind wir daran gewöhnt worden, einen Teil unserer Lebendigkeit zur Ausdruckslosigkeit zu verdammen und sie entweder auf Umwegen geheim zu ihrem Recht kommen zu lassen, oder uns zähneknirschend unserer Unanständigkeit vor Gott und den Menschen zu freuen. Denn als Verarmung unserer Sprache und unseres Verkehrs empfinden wir die in Acht und Bann getanen Sünden immer -

Und hier ist ein Buch, das voll von sogenannter Sünde ist, die zu ihrem Recht kommt, ein Buch, das nichts anschuldigt, in sich selbst nicht und deshalb auch nicht in anderen, - das aber auch nichts entschuldigt. Hier durfte voll gelebt werden, weil voll beherrscht wurde. Das Maass der Arbeit und der persönlichen Opfer hat alles bezahlt.

Nur eine Sünde ist in diesem tugendlosen Buch unmöglich - die Heuchelei -

Die Heuchelei. Die Heuchelei.¹⁷⁷

Einige der brilliantesten Essays von Editha Klipstein handeln von Flaubert und seinen Werken, einer davon mit dem Titel „Aus Flauberts Werkstatt“ wurde sogar von Ernst Robert Curtius gerühmt. Ein bereits mit ihrem Verleger Eugen Claassen verabredetes Flaubert-Buch kam, wohl wegen der Ereignisse des Zweiten Weltkrieges und eines schließlichen Zerwürfnis mit dem Verleger, nicht mehr zustande.



Lothar Erdmann, Käthe Brie (geb. Erdmann), Ilse Erdmann, Editha Klipstein, Felix Klipstein mit Christian Klipstein in Laubach. Pfingsten 1915.

¹⁷⁷ Editha Klipstein. Tagebuch 1914-1918. Abschrift. Archiv des Vereins zur Pflege des künstlerischen Nachlasses von Felix und Editha Klipstein e.V. Laubach.

Schluss

Damit haben wir das Ende der hier zu besprechenden Briefserie erreicht. Rilkes Abschiedsbesuch am Mittwoch, den 4. August 1915, fand am vorletzten Tag von Editha Klipsteins München-Aufenthalt statt. Im Laufe des folgenden Tages entschloss sich Rilke schweren Herzens, sich von ihm sehr liebgewordenen Fotografien zu trennen, die Nikolai Tolstoj während einer von Rilkes Russlandreisen aufgenommen hatte und die er in die Obhut Editha Klipsteins gab. Am Donnerstagabend (5. August 1915) schickte Rilke die Bilder „gewissermaßen Illustrationen [...] jenes Märchens, das das ganze Russland für mich war und einer der wenigen äußern Beweise, daß ich in dem Märchen vorkam“ zusammen mit einem erläuternden Begleitbrief an Editha Klipstein.¹⁷⁸

Wahrscheinlich hatte Rilke unmittelbar vorher noch versucht, die Fotos persönlich abzugeben und Editha Klipstein in der Wohnung nicht angetroffen. Wie Rilke erst eine Woche später von Regina Ullmann erfahren sollte, hatten sie und Editha Klipstein zu diesem Zeitpunkt in der Münchener Odeonsbar einen gemeinsamen Abschiedsabend verbracht und dabei die Dauerhaftigkeit ihrer Freundschaft besiegelt. Die Kenntnis, die wir darüber haben, entnehmen wir einem Brief Rilkes an Editha Klipstein vom 18. August 1915.¹⁷⁹ Demnach traf Rilke sich am Sonnabend, d. 14. August 1915 mit Regina Ullmann, bei welcher Gelegenheit sie ihm von ihrem letzten Zusammentreffen mit Editha Klipstein vor ihrer Rückkehr nach Laubach berichtete. Das Beisammensein, das bis tief in die Nacht dauerte, bezeichnete Regina Ullmann, ohne sich an alle und jede Einzelheit des Gesprächs erinnern zu können, in seiner Gesamtheit als gut und ergiebig. Dieses habe sie, so der Eindruck Rilkes, ihm nicht genug versichern können. Worum es in der ausgedehnten Unterhaltung konkret ging, konnte Regina Ullmann allerdings nicht nennen. Schon der bloße Versuch, sich zu erinnern, habe bei ihr eine Art mentaler Sperre ausgelöst. Ausschließlich der Gesamteindruck, dass alles schön und wichtig war, habe den ganzen Raum ihres Bewusstseins eingenommen. Es scheint, als habe Regina Ullmann gefürchtet, die Fülle und den Reichtum des Erinnerungsbildes an diesen Abend zu verlieren, wenn sie anfangs, es in seinen Einzelheiten festhalten und ausmalen zu wollen. Rilke, der selbstverständlich genau wusste, dass die Erfülltheit eines intensiv erlebten Augenblicks sich nicht so ohne weiteres in Sprache gießen ließ, wird Regina Ullmann in ihrer psychischen Weigerung, sich auf eine differenzierende Erinnerungsarbeit einzulassen, gewiss verstanden haben. Dennoch war Rilke auch ein Mensch, dessen Detailversessenheit unerschöpflich zu sein schien. In seinem letzten Brief an Editha Klipstein sprach er daher die Hoffnung aus, die er mit Regina Ullmann teilte, dass es wenigstens der Laubacher Freundin gelingen möge, die Erinnerung an die

¹⁷⁸ Vgl. den Erstabdruck dieses Briefes im Anhang.

¹⁷⁹ Vgl. den Wiederabdruck dieses Briefes im Anhang.

München, Widemannsstr. 32 III
am 18. August 1915.

Liebe würdige Frau

Vormittag ist es Regina; sie
kann mir gar nicht genug danken, wie
gut und ergiebig Ihr letztes Briefchen
war, weil in die Nacht hinein, gerufen sei.
Nur daß sie im Fingerring nicht mehr zu se-
hen müßte, mer aber da vor, und an den
Tag gekommen ist - ja sie besaß ja sogar,
selbst im Hinblick zur Fülle der irgendetwas
aufzufallen zu sein, nur daß es schon und
müßig war, das würde den ganzen Rest

74.348/2

Brief von Rainer Maria Rilke an Editha Klipstein vom 18. August 1915.

Es ist bemerkt worden, Regina sollte nicht,
 daß sie nicht befolgt haben und immer,
 die Mail zu schreiben, aber ich habe Ihnen das
 nicht, damit Sie sehen, wie sie sich durch
 nicht herausgehen wird, sondern oft kurzlich ge-
 genwärtig; viel bei mir.

Wir haben es nicht glücklich durchgeführt,
 daß Regina's „Bildgedicht“ nicht länger
 zurückzuführen wird, das kleine Brief ist
 ein Stück und kommt mit der nächsten
 Reihe der Insel, Briefe unter die Leute.
 Regina ist froh darüber und in seiner Mar-
 schierung, die nicht mit von Arbeit ist, nur
 leider etwas gepostet durch die noch immer

aufsteigende Ungewissheit wegen der Länge & fröhlicher Stimmung; ob sie ihn wirklich be-
kann. Es wäre so sehr zu wünschen.

Wie ausgefallen die drei Jhre, Jhre
fröhlicher Stimmung, wie so viel Münchner
Mischfällen? Das Mitter ist zwar ganz gut,
finden in größt ungeschlagener Zeit sein,
das ist von solchen Mischfällen jenseits
sehr betroffen wurde, ist die Nordt damit
zu einem fort andern geworden. Alles,
dieses viel diese wird zu unvollkommen, wenn
wir nicht können.

Jetzt ist endlich mein jüngerer Freund
München für, der seit Aufbruch der Zeit

mit einem Gefangenen durch den man
 nicht vorbei, so müsst man freier, ihn ein
 alles geistig Wirklich, minder lustig und be-
 trübend zu werden, - aber da der Mensch
 aufhört, und er weißt nicht minder für sich,
 so mag man nicht, ihn die alten Aufhänge
 zu verlassen. Ob es ist ein Wunder, und mir
 nicht Wunderlich würde noch sein, für wie lange!?

Im übrigen las ich immerhin Flaubert, die
 Briefe an Madame K., das Roman und die
 Bibel, schließlich gleichwohl, mir nicht in die
 Mitte kriecht und alles sehr gegeben und sehr
 gewonnen ist in der Zeit der Genesung, bei so
 langer angehaltenem Aßten.

Mit allen guten Grüßen

Ihr
 herzlich ergebener
 B. M. Rilke

Einzelheiten des Abends festzuhalten und aufzubewahren. Bezeichnend ist, wie sich dieser Wunsch in Rilkes eigenen Worten ausnimmt: „Regina hofft nun, daß *Sie* vieles behalten haben und innerlich weiterführen, aber ich schreibe Ihnen das nur, damit Sie sehen, wie Sie hier durchaus nicht vergessen sind, sondern oft herzlich gegenwärtig; auch bei mir.“ Es sind Formulierungen wie diese, die zeigen, mit welcher Feinfühligkeit Rilke seine Briefpartner zu behandeln wusste. Er regte Editha Klipstein an, ihre Erinnerung festzuhalten und mitzuteilen, ohne sie dabei unter Handlungszwang zu versetzen. Rilkes Brief ließ sich durchaus als schonende Aufforderung an Editha Klipstein auffassen, sich zumindest in Briefform gewissermaßen schriftstellerisch zu betätigen; seine eigenen Erfahrungen mit der Laubacher Besucherin scheinen ebenso wie die Regina Ullmanns zumindest die Hoffnung erweckt zu haben, dass Editha Klipstein in dieser Hinsicht über ein gewisses Potential verfügen könnte. Wie dem auch sei, - was Editha Klipstein selbst betrifft, so hat dieser Rilke-Brief vom August 1915 mit Sicherheit dazu beigetragen, ihren jenseits aller Öffentlichkeit bereits eingeschlagenen Weg als belletristische Schriftstellerin konsequent weiterzuverfolgen. Aus einem Jahrzehnte später verfassten Brief Lothar Erdmanns sind wir nämlich genaustens darüber unterrichtet, dass Editha Klipstein bereits in diesem Sommer 1915 an jenem größeren Romanwerk arbeitete, das, vielfach verändert und mehrfach völlig umgearbeitet, 1935/1936 als ihr Debütroman *Anna Linde* das Licht der Öffentlichkeit erblicken sollte. Was Editha Klipsteins vorheriges, nämlich Anfang der dreißiger Jahre begonnenes essayistisches und feuilletonistisches Schreiben betrifft, so sei an dieser Stelle noch einmal darauf hingewiesen, dass es nur noch eines freundschaftlich-kollegialen Anstoßes von Regina Ullmann bedurfte, um Editha Klipstein in dieser Richtung produktiv werden zu lassen.

In seinem letzten Brief an Editha Klipstein informierte Rilke seine Laubacher Bekannte darüber, dass die gemeinsame Freundin Regina Ullmann noch immer keine Klarheit darüber besitze, ob sie in den von ihr gewünschten Wohnturm in Burghausen einziehen könne; bei dieser Gelegenheit kam er auch auf den Klipsteinturm in Laubach zu sprechen, den er freilich nur aus den Erzählungen Editha Klipsteins kannte: „Wie empfinden Sie den Ihren, Ihren heimischen Thurm, nach so viel Münchner Wechselfällen?“ Rilke hatte die Hoffnung gehegt, eines Tages bei einem auf den Herbst 1916 geplanten Besuch in Laubach sich den Turm anzuschauen zu können; die Wechselfälle seines unsteten Lebens haben dies aber bedauerlicherweise verhindert.

Rilkes interessante Frage, wie es nach dem München-Aufenthalt Editha Klipsteins weiterging, im Laubacher Turm und in der kleinen Wohnung Ilse Erdmanns in der Friedrichstr. 9, soll uns zum Schluss ebenfalls beschäftigen. Wichtige Quellen dafür sind die Tagebücher Editha Klipsteins, der

Briefwechsel zwischen Regina Ullmann und Editha Klipstein und nicht zuletzt auch Ilse Erdmanns Briefe an Rilke. Die Ängste auslösende Konkretisation der Briefpartner erwies sich als weniger problematisch als von Ilse Erdmann im Vorhinein befürchtet, wenngleich der „ätherische“ Ton der ersten Briefwechselphase nicht mehr erreicht wurde. Dafür erfährt der Leser mehr über konkrete Tageserfahrungen und, - was für die Klipstein-Forschung besonders interessant ist, dichtere Hinweise auf Ilse Erdmanns Verhältnis zu Editha Klipstein und ihren Mann Felix.



Editha Klipstein (?), Christian Klipstein, Ilse Erdmann und Felix Klipstein in Laubach. ca. 1915.

Gleich der erste Brief Ilse Erdmanns an den Dichter in München (11. August 1915) nach der Rückkehr ihrer Freundin zeigt, dass Editha Klipstein ihr den hinter ihrem Rücken wiederbegonnenen Briefwechsel mit Rilke verübelte:

Meine Freundin sagt jeden Tag zu mir, ich müsse mich für das Buch bedanken und die Bilder. Aber ich kann keine Dankesbriefe schreiben, - da bin ich unfähiger als irgend ein anderer Mensch. Weil es mir scheint, daß man sich nicht in Abstufungen freuen kann: ein wenig oder sehr viel. Eine Freude, die gestört wird, nicht ganz zum Durchbruch kommt, ist eben keine Freude. Man hat sich so viel für Gestörtes und Halbes bedanken müssen, daß man es gar nicht mehr wagt, wenn eine ganze Freude da ist.

Es war nicht gleich, daß die Freude da war. Erst als meine Freundin kam, war die Angst wieder da, über die Ihr Brief mir hinweggeholfen hatte. Sie war halb belustigt, halb empört, als ich ihr von meinem Brief an Sie sagte. Sie fand es eine Hinterlist von mir, und gab mir nur ohne weitere Umstände die Bilder, weil sie meint, ich habe nun genug Aufhebens um meine Schwächen gemacht. Da mußte ich ihr ja auch sehr recht geben. Aber dann konnte ich es doch nicht hindern, daß ich mich erst ganz zuschloß, vor den Bildern und vor allem Erzählten. Ich musste aus allem etwas Fremdes machen, zu dein ich neu Beziehungen gewann, - selbst meine Freundin wurde fremd. - Aber als ich allein war, kam ein Augenblick, da fiel alles von mir ab, was so überflüssig und krank war, und ich wußte, daß ich die Bilder nie mehr würde hergeben können. Ich sage Ihnen auch Dank für Ihren Brief. Er war so gut. Sie begriffen alles viel weiter als ich selbst, und alles war aufgehoben bei Ihnen, das Törichte und die Angst, und das, was vielleicht ehrlich war und nicht anders sein konnte. [...] Das Bild, das meine Freundin mit ihren Worten aufgebaut hat, müssen Sie vergessen.¹⁸⁰

Der Keim für einen von an lange schwelenden und sich langsam steigernden Konflikt, der schließlich zum völligen Zerwürfnis zwischen Ilse Erdmann und Editha Klipstein führen sollte, ist damit gelegt. Von nun an wird Ilse Erdmann bestrebt sein, das Bild zu konterkarieren, das ihre Freundin ihrer Meinung nach in verfälschender Weise von ihr gezeichnet hat, bzw. von dem sie glaubt, dass sie es in den Gesprächen mit Rilke gezeichnet habe. Während Editha Klipstein Rilke gegenüber verstummt, versucht Ilse Erdmann um so eifriger festes Terrain zu gewinnen. Schon acht Tage später schreibt sie dem Dichter: „Ich will so gern Ihnen von allem erzählen, was Sie hören mögen; von Menschen, die ich früher kannte, von dem Leben dieses Dorfes, das so einsam wie eine Insel ist, von meiner kleinen Wohnung und dem Turm, von meiner Kindheit und meinen

¹⁸⁰ Ilse Erdmann an Rainer Maria Rilke. Laubach, 11. August 1915. In: Wilhelm Kölmel (Hg.): Ein Briefwechsel. Ilse Erdmann - Rainer Maria Rilke. Waldkirch: Waldkircher Verlag 1998, S. 38f.

Träumen.“¹⁸¹ Weiter zwei Tage später mischt sich bereits eine subtil angedeutete Klage über ihre vermeintlich ungerechte Behandlung durch die Turmbewohner in die Beschreibung:

Ich bin dann gestern noch ganz spät in den Turm gegangen, weil ich so gern Hilfe haben wollte. Aber es war nicht so, dass ich reden konnte. Sie sind im Turm alle so voll Liebe gegen mich, und wollen so gern glauben, dass mein Leben reich sei. Sie sagen: „ja, ja, natürlich bist Du krank, sehr krank sogar, aber es ist doch nicht die Hauptsache an Dir.“ Es ist aber doch die Hauptsache [...].¹⁸²

Bezeichnenderweise gelingt Ilse Erdmanns Selbststilisierung immer dann am besten, wenn sie sich als vollständig auf sich selbst und in ihre eigenen vier Wände zurückgeworfen darstellt. So endet dieser Brief, der von der missglückten Geselligkeit im Turm ausging mit einem scheinbar befriedigenderen Rückzug in die eigene Innerlichkeit:

Nun ist es spät am Abend, eine schwarze, regnerische Nacht. In meiner kleinen Wohnung bin ich wie ganz verloren, sie ist wie ein schützendes Kleid um mich getan. Und nirgends könnte ich so leicht atmen und so gut leben wie in Laubach. Ich wünschte, ich könnte Ihnen einmal schreiben, wie Laubach ist, und wie wir hier leben. Es ist mir oft wie ein Wunder, dass es solche Formen äusseren Lebens giebt.¹⁸³

Am 26. September 1915 teilt Ilse Erdmann Rilke mit, dass Felix Klipstein auf Heimaturlaub in Laubach ist, verschweigt ihm aber, dass sie bei dieser Gelegenheit ein Liebesverhältnis mit ihm begonnen hat. Auch ihr Bruder Lothar ist für kurze Zeit nach Laubach zurückgekehrt. Die Worte, hinter denen sich diese Ereignishaftigkeit versteckt, hören sich im Brief an Rilke wie folgt an:

Die Gegenwart ist sehr laut durch Besucher. Felix¹⁸⁴ ist da, Dithas Mann und ihre Schwester. Und wenn das Beisammensein von Menschen ein plötzliches ist, mitten im Fluß des Geschehens in dem jeder Einzelne lebte, wie eine Insel hineingetan, dann brandet Vieles aneinander und es giebt Verwirrungen. Ich denke sehr an Sie. Ich möchte Ihnen vom Turm erzählen können, aber nicht von lauter Übersetzungen, wie man meistens spricht, sondern so wie es wirklich in seiner letzten Traurigkeit und letzten Schönheit ist. Mein Bruder, der Lothar

¹⁸¹ Ilse Erdmann an Rainer Maria Rilke. Laubach, 19. August 1915. In: Wilhelm Kölmel (Hg.): Ein Briefwechsel. Ilse Erdmann – Rainer Maria Rilke. Waldkirch: Waldkircher Verlag 1998, S. 42.

¹⁸² Ilse Erdmann an Rainer Maria Rilke. Laubach, 21. August 1915. In: Wilhelm Kölmel (Hg.): Ein Briefwechsel. Ilse Erdmann – Rainer Maria Rilke. Waldkirch: Waldkircher Verlag 1998, S. 45.

¹⁸³ Ilse Erdmann an Rainer Maria Rilke. Laubach, 21. August 1915. In: Wilhelm Kölmel (Hg.): Ein Briefwechsel. Ilse Erdmann – Rainer Maria Rilke. Waldkirch: Waldkircher Verlag 1998, S. 48.

¹⁸⁴ In der Briefausgabe Wilhelm Kölmels steht an dieser Stelle „Felipa“, was sicher ein Transkriptionsfehler ist.

Erdmann gehört auch zum Turm, - viel mehr als sonst wohin in der Welt, seit der Krieg ihm seine beiden nächsten Freunde genommen hat.¹⁸⁵

Kaum hat Ilse Erdmann ihren Briefwechsel mit Rilke einigermaßen wieder eingependelt, tritt eine erneute Bedrohung von außen ein. Lou Albert-Lasard hat nämlich ihren Besuch in Laubach angekündigt, - erneut eine potentielle Berichterstatteerin für Rilke, die nachgerade zwangsläufig eine weitere Konkretisation ihrer mühsam wiederaufgebauten Selbststilisierung mit sich bringen wird. Behutsam versucht sie im letzten Moment noch vorzubeugen:

Aber nun ist alles so anders, und morgen kommt Frau Albert (wenn ihr nicht noch im letzten Augenblick die Fahrt nach Laubach zu umständlich ist, denn es liegt aus der Welt) - ich ängstige mich ein wenig. Vielleicht habe ich nur deswegen an Sie schreiben müssen, dass ich noch einmal mein Vertrauen fühlen kann. Vielleicht sagt sie, ich solle Ihnen nicht mehr schreiben, sie hätten genug von meiner Unklarheit und davon, dass ich immer nur Einzelnes sehe und nie etwas Ganzes.¹⁸⁶

Auch unmittelbar nach dem Besuch Lou Albert-Lasards in Laubach bemüht sich Ilse Erdmann Rilke gegenüber um Schadensbegrenzung:

Es macht mir Sorge, dass Sie vielleicht denken könnten, durch Loulou Alberts Besuch kann ich jetzt nicht schreiben. Der Besuch hat vielleicht nur ausgemacht, dass ich den angefangenen Brief nicht weiter schreiben konnte, weil doch irgendwie alles anders und neu war. Aber es schien mir, als würde ich noch viel leichter und natürlicher schreiben können, ganz andere Dinge noch, und von einer andern Wahrheit aus.¹⁸⁷

Die andere Wahrheit, die Rilkes Briefpartnerin hier beschwört, beinhaltet aber zunächst einmal nur, dass sie, wie der zitierte Briefausschnitt zeigt, sich bestrebt zeigt, die Relevanz von Lou Albert-Lasards Besuch herunterzuspielen, und für den Fall, dass das nicht ausreichen sollte, greift sie noch auf ein weiteres, scheinbar bewährtes Hilfsmittel zurück, - die Flucht in die Krankheit:

Aber schon als Loulou Albert da war, musste ich sehr leiden, und die schreckliche Verwirrtheit bereitete sich vor, die mich seit vielen Jahren immer und immer wieder überfällt. Ich weiß ja nicht, woher sie kommt. Vielleicht, weil ich einmal eine Melancholie hatte, die nicht ausgeheilt worden ist; wenn dann das

¹⁸⁵ Ilse Erdmann an Rainer Maria Rilke. Laubach, 26. September 1915. In: Wilhelm Kölmel (Hg.): Ein Briefwechsel. Ilse Erdmann - Rainer Maria Rilke. Waldkirch: Waldkircher Verlag 1998, S. 67.

¹⁸⁶ Ilse Erdmann an Rainer Maria Rilke. Laubach, 7. Oktober 1915. In: Wilhelm Kölmel (Hg.): Ein Briefwechsel. Ilse Erdmann - Rainer Maria Rilke. Waldkirch: Waldkircher Verlag 1998, S. 70f..

¹⁸⁷ Ilse Erdmann an Rainer Maria Rilke. Laubach, 24. Oktober 1915. In: Wilhelm Kölmel (Hg.): Ein Briefwechsel. Ilse Erdmann - Rainer Maria Rilke. Waldkirch: Waldkircher Verlag 1998, S. 77.

Missverhältnis zwischen Leben und meiner Kraft zu groß wird, ist sie wieder da. Dann sind mir alle Wege wie verstellt.¹⁸⁸

Anfang Dezember 1915 begibt sich Ilse Erdmann für vier Monate nach Freiburg, um sich einer ärztlichen Behandlung zu unterziehen. Editha Klipstein reist zur selben Zeit nach München, um erneut einen Chardin zu kopieren. Es kommt dabei noch einmal zu einer Begegnung mit Lou Albert-Lasard, - ein Tag vor ihrer Abreise nach Leipzig, wo sie die Familie Kippenberg porträtieren soll. Rilke dagegen findet sie nicht mehr in München vor, und es erscheint auch als äußerst zweifelhaft, dass sie ihn überhaupt zu treffen gewünscht hätte. Erst im folgenden Winter 1916/1917 wird sie, im Zusammenhang eines längeren Aufenthaltes bei Regina Ullmann in deren Wohnturm in Burghausen, einen einzelnen Besuch bei Rilke in der Keferstraße in München abstaten. In ihren Erinnerungs-Essays wird sie auf drastische Weise darstellen, wie unangenehm ihr dieser ausschließlich auf Wunsch Regina Ullmanns zustande gekommene Besuch gewesen ist, empfunden und welch üblen Nachgeschmack er bei ihr hinterlassen hat. Rilkes ganzes Auftreten erschien ihr wie ein einziger deplazierter Narzissmus. Von nun an werden sich ihre Rilke-Kontakte auf die Mittelsperson Regina Ullmann beschränken; selbst für die Mitteilung des Todes von Ilse Erdmann wird sie sich nicht direkt an Rilke wenden, sondern Regina Ullmann als Übermittlerin der Todesbotschaft zwischenschalten. Auch in den Verlauf des Briefwechsels zwischen Rilke und Ilse Erdmann dürfte Editha Klipstein seit Ende 1916 -wahrscheinlich sogar schon eher, - nicht mehr eingeweiht gewesen sein.

Wie bereits an früherer Stelle erwähnt, kam es erst in der letzten schweren Krankheitszeit vor Ilse Erdmanns Tod zu einer Art von versöhnlicher Verständigung zwischen den beiden ehemals unzertrennlichen Freundinnen. In einem Brief aus dem Mai 1923 an Regina Ullmann erfahren wir erstmals von dieser Abmilderung des Konflikts:

Mit Ilse Erdmann sehen wir uns wieder freundschaftlich. Sie ist in einem Krankenhaus, und hat es glaube ich, schwer mit ihrer Freundin¹⁸⁹ jetzt. Ich denke über vieles so anders als vor Jahren. Vor allem muss man über die *letzte* moralische Betrachtung heraus sein, was gar nicht so leicht ist. Alles Glück und Unglück ist eine Sache der wahren Verhältnisse, des Maasses untereinander, nur das Unmaass ist nicht gut -¹⁹⁰

¹⁸⁸ Ilse Erdmann an Rainer Maria Rilke. Laubach, 24.. Oktober 1915. In: Wilhelm Kölmel (Hg.): Ein Briefwechsel. Ilse Erdmann - Rainer Maria Rilke. Waldkirch: Waldkircher Verlag 1998, S. 77.

¹⁸⁹ Gemeint ist Luise Noack.

¹⁹⁰ Editha Klipstein an Regina Ullmann. Laubach, Mai 1923. In: Rainer Maria Rilke. Briefwechsel mit Regina Ullmann und Ellen Delp. Hg.v. Walter Simon. Frankfurt am Main: Insel Verlag 1987, S. 206.

Diese hier angedeutete Wende in der Betrachtung der Dinge und der Menschen scheint sich auch auf Editha Klipsteins innere Haltung Rilke gegenüber erstreckt zu haben. In demselben Brief findet sich nämlich auch folgender, in Anbetracht der Vorgeschichte bemerkenswerter Passus:

Neulich schaute ich in Giessen in der Buchhandlung in ein neues Buch von ihm, hätte es gern gekauft; doch darf ich jetzt vorläufig keine Bücher kaufen. Sonette an Orpheus. Für Gedichte geht mir jetzt ein neues Organ auf, als ob ich eine spätblühende Pflanze bin, und erst das Blattwerk brav abgemacht habe, und jetzt auf einmal auch eine Blüte begreifen kann. Töricht ausgedrückt. Rilke hat etwas sehr Modernes, eine Furchtlosigkeit geistig, die bis zum Todesmut geht und nie ehrfurchtlos ist, eine religiöse Natur, immer die grossen Zusammenhänge spürend, und immer mit allen Sinnen! – aber vor körperlichen Schmerzen hat er gewiss dieselbe Angst wie ich. Diese wachsende Angst vor körperlichen Leiden ängstigt mich oft bei mir.¹⁹¹

Fast anderthalb Jahre später wird dann Editha Klipstein die traurige Pflicht ankommen, in einem langen Doppelbrief vom 14. und 16. Oktober 1924 ihrer Freundin Regina Ullmann den Freitod Ilse Erdmanns mitzuteilen.¹⁹² Die Reaktion der Freundin auf die Todesnachricht¹⁹³ erfolgt im Antwortbrief 6. November 1924, der auch die Anfrage Regina Ullmanns enthält, ob sie den Brief an Rilke weiterreichen darf. In einem Brief vom 15. November 1924 erteilt dann Editha Klipstein die gewünschte Erlaubnis dazu. Die Weitergabe erfolgt dann im Dezember 1924. Erst ein Jahr später, im Dezember 1925, wird Regina Ullmann Editha Klipstein gegenüber verlauten lassen, sie habe von Schweizer Bekannten in Erfahrung bringen können, dass Rilke sich durch den Tod Ilse Erdmanns sehr nahe gegangen sei.

Kurz zuvor, im November 1925, finden Regina Ullmann als Gast bei den Klipsteins in Laubach. Eines der beherrschenden Themen ist der bevorstehende 50. Geburtstag Rilkes Anfang Dezember 1925, und insbesondere die Frage, ob Loulou Albert-Lasard womöglich so dreist sein könnte, aus diesem Anlass in die die Schweiz zu fahren, um Rilke einen Geburtstagsbesuch abzustatten, scheint einige Kopfschmerzen zu bereiten. Um diesem Unterfangen womöglich vorzubeugen und Rilke vor diesem Auftritt zu bewahren, wendet sich daher Regina Ullmann noch von Laubach aus brieflich an Rilkes Verlegerin Katharina Kippenberg in Leipzig:

¹⁹¹ Editha Klipstein an Regina Ullmann. Laubach, Mai 1923. In: Rainer Maria Rilke. Briefwechsel mit Regina Ullmann und Ellen Delp. Hg.v. Walter Simon. Frankfurt am Main: Insel Verlag 1987, S. 205f.

¹⁹² Vgl. den Wiederabdruck des Briefes im Anhang.

¹⁹³ Vgl. die in diesen Zusammenhang einschlagenden Briefe in: Rainer Maria Rilke. Briefwechsel mit Regina Ullmann und Ellen Delp. Hg.v. Walter Simon. Frankfurt am Main: Insel Verlag 1987, S. 216–226 u. S. 234.



Felix Klipstein: Porträt von Regina Ullmann.

Ich lebe in Gedanken so sehr auf R. M. Rilkes 50. Geburtstag zu. Und es wird dieser Tag, auch wenn man ihn ihm zuliebe ausschalten möchte, zu einem aus vielfachen Stimmen lautwerdenden [...]. Glauben Sie, liebe Frau Kippenberg, dass Lulu Albert Sie um Rat fragen wird, ob sie in die Schweiz fahren soll? Mann wird ihr *dann*, das glaube ich ziemlich sicher, davon abraten müssen, gerade aus einer Art von Freundschaft. Dieser[r] exotische Vogel: Lulu! der Blüten und Unrat auf andre herabstreut. Man sollte ihn, ohne ihm zu schaden, in eine Wildnis von Palmen oder Kakteen hineinzaubern können. Dabei ist sie von sich und andern schon geschmäht und man meint darum, sie werde keinerlei Zerstörung anrichten können.¹⁹⁴

Der nächste größere Anlass für Editha Klipstein, sich mit ihrer Freundin Regina Ullmann über Rilke ins Vernehmen zu setzen ist Rilkes Tod am Ende des Jahres 1926. Schon am 1. Januar 1917 äußert sie in einem Brief an Regina Ullmann ihre Betroffenheit über die „furchtbare Nachricht“ und versucht ihre Freundin ob des schweren Verlustes zu trösten, und noch einmal, am 14. Januar 1917, - Editha Klipstein hat inzwischen von ihrer Schwägerin Frieda

¹⁹⁴ Regina Ullmann an Katharina Kippenberg. Laubach, 6. November 1925. In: Rainer Maria Rilke. Briefwechsel mit Regina Ullmann und Ellen Delp. Hg.v. Walter Simon. Frankfurt am Main: Insel Verlag 1987, S. 230.

Klipstein in Bern Zeitungsberichte über die Beisetzung Rilkes zugesandt bekommen, zeigt sie sich in Sorge um das Befinden der Freundin, die bisher noch nichts von sich hat hören lassen.¹⁹⁵ Erst aus einem Brief vom 22. Januar 1925 wird erkennbar, dass Regina Ullmann sich inzwischen gemeldet hat. Editha Klipstein bedankt sich darin für die Übersendung eines „wunderbaren Bildes der Kirche von Raron“, das „sehr bewahrt werden“ wird, und schlägt ihrer Freundin vor, bei der Familie von Felix Klipsteins Bruder August in Bern, dessen Adresse sie ihr mitteilt, sich eine Weile auszuruhen.¹⁹⁶ Von diesem Angebot macht Regina Ullmann aber keinen Gebrauch. Stattdessen zieht sie für mehrere Monate in das Château de Muzot, um in den von Rilke in seinen letzten Lebensjahren bewohnten Räumen zu arbeiten. Dass sie dabei die Hinterlassenschaft Rilkes sichtet und wohl auch ordnet, haben wir schon am Beispiel des Gedichtes „Ach wehe meine Mutter reißt mich ein“ gestreift. Offensichtlich kam es in Muzot, als Rilkes Mutter dort auftauchte, zu einer Meinungsverschiedenheit zwischen Regina Ullmann und Phia Rilke, die gar nicht davon angetan war, dass erstere sich dort breitgemacht hatte. Reflexe dieses Konflikts finden sich im Briefwechsel Editha Klipsteins mit ihrer Freundin in der Schweiz. Dennoch gehört Regina Ullmann im Mai 1927 zu dem Kreis von Freunden und Verwandten Rilkes, die sich um die Regelung des Nachlasses und die Gründung eines Rilke-Archivs bemühen. Als man eine geeignete Person für die Leitung des zu gründenden Archivs suchte, brachte Regina Ullmann u.a. auch Editha Klipstein in Vorschlag,¹⁹⁷ wovon Editha Klipstein selbst aber wohl zeitlebens nicht erfuhr. Jedenfalls haben sich in ihren Tagebüchern und Briefen bislang keine Hinweise darauf gefunden. Im Sommer 1927 lässt die Arbeit in Muzot so viel Luft, dass sie Editha Klipstein über ihr Leben in dem Turmschloss berichten kann.¹⁹⁸

Im Herbst 1930 arbeitet Editha Klipstein an einem biographischen Essay über Regina Ullmann, der auch die Rolle Rilkes thematisiert und in dem Editha Klipstein ihre eigenen persönlichen Begegnungen mit Rilke, soweit sie mit Regina Ullmann zu tun haben, zur Sprache bringt. Im Dezember 1936 fragt Regina Ullmann bei Editha Klipstein an, ob sie nicht zu Rilkes 10. Todestag etwas schreiben wolle.

¹⁹⁵ Vgl. die Briefe Editha Klipsteins an Regina Ullmann in: Rainer Maria Rilke. Briefwechsel mit Regina Ullmann und Ellen Delp. Hg.v. Walter Simon. Frankfurt am Main: Insel Verlag 1987, S. 249 f.

¹⁹⁶ Editha Klipstein an Regina Ullmann. Laubach, 22. Januar 1927. In: Rainer Maria Rilke. Briefwechsel mit Regina Ullmann und Ellen Delp. Hg.v. Walter Simon. Frankfurt am Main: Insel Verlag 1987, S. 253.

¹⁹⁷ Rainer Maria Rilke. Briefwechsel mit Regina Ullmann und Ellen Delp. Hg.v. Walter Simon. Frankfurt am Main: Insel Verlag 1987, S. 425

¹⁹⁸ Rainer Maria Rilke. Briefwechsel mit Regina Ullmann und Ellen Delp. Hg.v. Walter Simon. Frankfurt am Main: Insel Verlag 1987, S. 267



Lou Albert-Lasard: Rilkes Begräbnis.

Nach allem was wir wissen, ist dies nicht geschehen, jedenfalls zum damaligen Zeitpunkt nicht. Stattdessen unternimmt sie Ende November/Anfang Dezember 1938, fast genau zwölf Jahre nach Rilkes Tod, zusammen mit ihrer Berner Schwägerin Frieda Klipstein einen Ausflug auf Rilkes Spuren ins Wallis, über den sie im Jahr 1952, gut ein Jahr vor ihrem eigenen Tod, einen längeren Erinnerungs-Essay schreiben wird.¹⁹⁹ Am Grab Rilkes pflückt sie Efeu und im Garten Rilke schneidet dessen langjährige Haushälterin Frieda Baumgartner²⁰⁰ von Rilkes eigenhändig gepflanztem Rosenstock die letzten noch brauchbaren Blüten ab, um einen Erinnerungsstrauß zusammenzustellen, den sie anschließend in Bern noch aquarelliert.

Als Editha Klipstein nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges daranging, eine Auswahl von Essays zu einem eigenen Essay-Band zusammenzustellen,

¹⁹⁹ Vgl. den Abdruck dieses Essays im Anhang.

²⁰⁰ Frieda Baumgartner (1895-1979), die in Rilkes Briefen von Muzot häufig erwähnt wird, wurde im Mai 1927 von den Nachlassverwaltern Rilkes als Hüterin von Château de Muzot eingesetzt, „allem vorzustehen, wie zu Lebzeiten des Lieben, seine geliebten Rosen zu pflegen, den Garten u.s.w.“ (Nanny Wunderly-Volkart an Gudi Nölke. 15. Mai 1927. In: Rainer Maria Rilke. Briefwechsel mit Regina Ullmann und Ellen Delp. Hg.v. Walter Simon. Frankfurt am Main: Insel Verlag 1987, S. 259.

fügte sie in das an den Verleger geschickte Material auch einen eigens für den Band verfassten Aufsatz über ihre Begegnungen mit Rilke bei, in dem sie sich einigermaßen unverblümt über ihre Erfahrungen im Sommer 1915 und im Winter 1916/1917 äußerte. Kurz vor Erscheinen des Bandes kamen ihr plötzlich Zweifel, ob sie den Rilke-Essay in der abgelieferten Form abdrucken lassen soll, und sie zog ihr Imprimatur zurück. Die eiligst in Angriff genommene Neufassung scheint aber nicht mehr rechtzeitig in der Redaktion eingegangen zu sein, - jedenfalls erschien der Band ohne eines seiner wichtigsten Kernstücke.



Editha Klipstein: „Der Efeu von Rilkes Grab. Die letzten Rosen, aus Rilkes Garten in Muzot '38, die mir Fräulein Frida Baumgartner, - Rilkes ehemalige Haushälterin, - pflückte und gab.“ 1938.

Schluss-Tableau: Laubacher Klipsteinturm

Bereits zu Beginn dieser Erläuterungen hatten wir Anlass genommen, uns der Geschichte des Gebäudes Finkenstraße 2 in München zu nähern, „Ich selbst hatte“, schreibt Lou Albert-Lasard mit Blick auf die sich in diesem Hause befindende Pension Pfanner in ihrem Erinnerungsbuch an Rilke, „oft den Eindruck gehabt, daß das Schicksal mancher Leben mit gewissen Orten verbunden ist, an die sie geheime Beziehungen knüpfen.“²⁰¹

So mag nun am Ende der hier vorgelegten Ausführungen ein kleiner Ausblick auf die kaum minder wirksame Magie des Laubacher Klipsteinturms das Schlusstableau bilden.

Rilke war, wie wir gesehen haben, durch die Gespräche mit Editha Klipstein über das Leben im Klipsteinturm in Laubach auf anschauliche Weise in Kenntnis gesetzt. Das Bild, das er von Editha Klipstein während ihres München-Aufenthaltes gewonnen hatte, scheint geradezu mit der Vorstellung verknüpft gewesen und in seinem Gedächtnis abgespeichert gewesen zu sein, dass die aus dem hessischen Laubach angereiste Kunstmalerin und angehende Schriftstellerin, die auf so unerwartete Weise in sein Gesichtsfeld getreten war, nicht zuletzt auch eine kunst- und literaturbeflissene Turmbewohnerin war. Das Thema des Lebens in einem Turm war für Rilke im Sommer 1915 und in der Zeit danach insofern von hoher Relevanz, als auch Regina Ullmann während ihrer Burghausener Zeit einen mittelalterlichen Turm bewohnte; die zeitweiligen Schwierigkeiten, die sie mit der Anmietung des Turmes hatte, beschäftigte nicht nur Rilke, sondern auch den in Laubach ansässigen Teil seines Bekanntenkreises. Sicher ist den Vorstellung der nach außen abgeschirmten Zurückgezogenheit, die sich mit einem Turmleben in Verbindung bringen lässt, ein wesentlicher Anstoß für die Besetzung einer solchen Lebensweise mit starken Gefühlswerten zu betrachten. Für Rilke verkörperte diese Zurichtungsmöglichkeit der eigenen Lebensform sicher die Hoffnung auf die Gewinnung und Wahrung einer poetischen Atmosphäre, die Herstellung von Übereinstimmung zwischen persönlichem Erlebnis und dichterischer Form, auf die seine lyrische Arbeitsweise so sehr angewiesen war. Aus dem Briefwechsel Rilkes wissen wir, dass er sich wünschte und wohl auch durchaus berechtigte Hoffnung darauf hatte, persönlich nach Laubach zu kommen und den Klipsteinturm mit eigenen Augen kennen zu lernen. Anstatt aber nach Laubach zu kommen, begab er sich nach Burghausen an der Salzach, wo inzwischen Regina Ullmanns lang gehegter Wunsch, einen dortigen mittelalterlichen Turm zu beziehen, in Erfüllung gegangen war. Aus verschiedenen Erinnerungen Regina Ullmanns an Rilke ist bekannt, dass Rilke sich in dieser Zeit mit ihr zusammen auf die Suche machte, auch einen passenden Wohnturm für den Dichter zu finden. Aber erst einige Jahre

²⁰¹ Lou Albert-Lasard: Wege mit Rilke. Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag 1952, S. 39.

später wird diese Suche von Erfolg gekrönt sein, als er nämlich den Turm in Muzot im Wallis beziehen kann. An Regina Ullmann schreibt er in diesem Zusammenhang: „Hier hab ich nun meinen alten Thurm, den wir in Burghausen suchen gingen. Ihn mir zu erhalten und anzueignen und nun, für den Winter warm zu füttern, das wars was mich all diese Monate beschäftigt und oft bekümmert hat.“²⁰²



Klipsteinturm von der Hofseite, 1990er Jahre.

²⁰² Regina Ullmann: *Stimmen der Freunde* (1931). In: Simon S. 288f.

Dass Rilke in seiner späten Schweizer Zeit selbst noch zum Turmbewohner in Muzot wurde, durften Editha Klipstein und Regina Ullmann so auffassen, dass er nun ebenfalls gewissermaßen im Klub der Turmbewohner angekommen war. Die starke Gefühlsbindung, die Editha Klipstein bei ihrem späten Besuch in Muzot 1938 mit Rilkes ehemaligem Wohnturm verband, sind vor diesem Hintergrund der gemeinsamen Turmerfahrung zu begreifen.

Editha und Felix Klipstein hatten anlässlich ihrer Vermählung in Halle den spätmittelalterlichen Laubacher Wachturm von der Tante Sophie Klipstein als Hochzeitsgeschenk erhalten. Der Turm, dessen ältere Bezeichnung Kriegerturm lautete, wird im Volksmund spätestens seit 1910, vielleicht aber bereits seit 1903, als der Turm von Kriegerschem in Klipsteinschen Familienbesitz übergang, Klipsteinturm genannt. Er war Bestandteil einer heute weitgehend verschwundenen Burg- und Befestigungsanlage, deren 1278 begonnene Erbauung durch eine Beschwerde des hessischen Landgrafen beim Kaiser unterbrochen und erst 1475 unter dem Grafen Kuno zu Solms-Lich fortgeführt werden konnte. Der Krieger- bzw. Klipsteinturm nahm als Wehrturm über der Stadtmauer eine exponierte Stellung innerhalb der Anlage ein.²⁰³

August Klipstein, Felix Klipsteins jüngerer Bruder, beschäftigte sich 1909, also im Jahr der Eheschließung von Editha Blass und Felix Klipstein, mit der Geschichte des Turms und schrieb darüber in einem im Nachlass Editha Klipsteins erhaltenen Abriss:

Anfänglich hatte dieser Bau zu Verteidigungszwecken gedient, als Wohnraum der Wachen und Aufbewahrungsort von Waffen. Da später die Wälle geschleift wurden und der alte Wächter gestorben war, zog ein biederer Handwerker in die Räume ein. In den kleinen Kellerräumen wurden einige Ziegen untergebracht und gleichfalls eine Kuh. Schaute der Turmbewohner von seiner Behausung nach Westen, so hatte er unter sich den Stadtgraben mit dem großen Stauweiher, der seinem Zwecke, die Gräben zu füllen, schon lange nicht mehr diente. Im Jahre 1890 ging der Turm in den anstoßenden Krieger'schen Besitz über. Kurz danach wurde er völlig restauriert. Es wurde ein Stockwerk aus Fachwerk aufgesetzt und Treppen, Böden und Fenster vollständig erneuert. Im Jahre 1894 richtete man einige Zimmer ein, ein Stübchen nahm oben die Werkstatt ein, eine zweite Stube war zum Jagdzimmer ausgeschmückt.

Die ehemaligen Schießscharten, die sich nach wie vor in den meterdicken Turmmauern befinden, dienten dem Künstlerehepaar als willkommene Fensternischen, in denen sich u. a. die Mitbringsel der verschiedenen

²⁰³ Vgl.: Trautel Wellenkötter und Richard Semmler: Laubach. Geschichte und Gegenwart. Gießen: Brühlscher Verlag, 1994, S. 20. - Werner A. Becher-Göbel: Der Laubacher Klipstein-Turm. Einziger verbliebener Wehrturm der Stadtbefestigung - Ab 1890 der „Kriegerturm“. In: Editha Klipstein. Bildnis einer Schriftstellerin. Laubacher Hefte. Hg. v. Heimatkundlichen Arbeitskreis Laubach, in Verbindung mit der Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt am Main, H. 12, S. 48f.

Spanienaufenthalte und zahlreicher anderer Reisen dekorativ arrangieren ließen. In der Anfangsphase diente das obere Turmzimmer Felix Klipstein als Atelier.



Klipsteinturm im Winter

Nach dem gemeinsamen Spaniaufenthalt des jungen Künstlerehepaares, - man hatte in der Altstadt von Segovia die canonja vieja, die alte Kanonie, bewohnt und ein lebhaftes, ungebundenes Künstlerdasein geführt, - sollte das freie „spanische“ Leben nach Laubach verpflanzt werden und der alte Turm schien wie geeignet, eine nahtlose Fortsetzung dieses Künstlerdaseins zu garantieren. Mit entsprechendem Elan hatte man die Ausgestaltung der Innenräume betrieben, das Mobiliar, das für Editha Klipstein immer eine große Rolle spielte, war zum Teil zusammen mit weiteren Erinnerungsstücken und zahlreichen Andenken aus Spanien mitgebracht, teilweise aus dem unweit von Segovia gelegenen, verlassenen Hieronymuskloster al Parral, darunter ein Sessel, der einstmals einem Papst als Sitzgelegenheit gedient haben soll.

Einen Blick auf die Atmosphäre des Turms zur Zeit, als das Ehepaar Klipstein sich darin dauerhaft einzurichten begann, verdanken wir einem Brief von Editha Klipsteins jüngerer Schwester Anne Blass vom 10. Mai 1910 an Else von Blume in Tübingen:



Elfriede Rohdies: Laubach in Hessen, um 1935. Fotopostkarte mit dem Autographen von Editha Klipstein.

Eben habe ich mich in die Bibliothek zurückgezogen, um an Sie zu schreiben, nachdem ich den aufregenden Moment beigewohnt hatte, wie ein Kleiderschrank die Turmtreppe hinauf ins Atelier geschafft werden sollte und mittendrin stecken blieb. Da es kein vorwärts sondern mit knapper Not nur noch ein zurück gab, einigte man sich, daß der besagte Kleiderschrank durchgeschnitten und oben im Atelier dann wieder zusammengeleimt werden sollte. Und als ich noch gesehen hatte wie der unbiegsame Schrank noch die Wendung rückwärts glücklich hinter sich hatte überließ ich ihn seinem Schicksal und flüchtete mich hierher, unwillkürlich die Narbe an den Bücherschränken hier

suchend, die doch schließlich auch mal auf irgendeine Weise hereingekommen sind. [...] Ich hatte mir den Turm sehr reizend gedacht aber so reizend nicht! Man kommt sich wirklich vor wie in einer mittelalterlichen Zeit wenn man aus den kleinen Turmfenstern hinaus über das Gewirr von schiefen Dächern und kleinen Häuschen blickt bis in die engen Gassen, wo die Gänse würdevoll über die Misthaufen spazieren.



Felix Klipstein: Dorfstraße, Holzschnitt, koloriert von Editha Klipstein.

Der Turm hat zwei Eingänge, der eine durch den Garten der Tante, der andere unten von der Straße aus; beide sind natürlich immer unverschlossen, sodaß Milchmann, Briefträger, Handwerker etc. plötzlich unvermutet im Zimmer stehen, denn etwas Klingelähnliches gibt es natürlich auch nicht.

Die Schönheit des unteren Eingangs liegt noch etwas in der Zukunft. Als Ditha ihn mir zeigte, sprach sie von dem Schatten des Nußbaums, unter dem eine grüne Bank stehen sollte, einer alteichenen Thür mit messingnem Klopfer, dichtbewachsenem Turmgemäuer und von jedem Fenster außen ein Blumenbrett, grünangestrichen, mit roten, hängenden Geranien. Ich habe ja Phantasie und wenn ich die Augen zumache, kann ich mir gut alles so vorstellen, mache ich sie aber auf, sehe ich vorläufig statt des schattigen Nußbaums nur einen kleinen, dünnen, gänzlich entlaubten Stamm, nicht viel größer als eine hochtürmige Rose, weiter eine kahle unbewachsene Wand, keine grüne Bank sondern statt ihrer einen imposanten Misthaufen mit allerdings sehr malerischen Gänsen u. Hühnern, derzeit eine ganz gewöhnliche Thür, außen an den Fenstern die Zacken für die künftigen Blumenbretter - - - Sie sehen, was den unteren Eingang

betrifft, wäre Ihr Besuch Pfingsten vielleicht noch etwas verfrüht. Dafür liegt aber die „innere“ Schönheit des Turms umsomehr an der Gegenwart! Er ist wirklich stilvoll, indem jeder Gegenstand etwas „ist“, dazu so praktisch und liebevoll und reizend eingerichtet, daß ich mir ein Leben hier wirklich ideal denken kann. Eine kleine Eigentümlichkeit der Wände ist, daß man jedem Bewohner des Turms sofort ansehen kann, wo er gewesen ist, die Bibliothek ist grün, die Diele weiß, das Atelier grau gestrichen – Felix war neulich weiß und grau. –

Ich weiß nicht, welches Zimmer ich am niedlichsten finde. Überall sind Blumen, überall ist etwas interessantes zu sehen. Geschmack u. Kunst im Einrichten haben die Beiden wirklich bewiesen; was ja aber schließlich ihr métier ist. Ich träume schon von lauter intérieurs, die ich machen will. Ihre Intarsie auf der Diele macht sich übrigens auch vorzüglich.

Die Küche ist sehr niedlich und wirklich auch zum drin kochen! Was am ersten dort auffällt ist ein langes Brett mit sehr schönen alten Leuchtern, mindestens ein Dutzend in allen verschiedenen Größen, wahrscheinlich weil Erleuchtung hier am nötigsten ist.²⁰⁴

Die gewählte Atmosphäre des Turms hat zahlreiche Freunde und Gäste beeindruckt. Der berühmteste unter ihnen, - von Editha Klipstein in ihren Erinnerung gerne und mit Stolz gerühmt, - war ohne Zweifel Charles-Edouard Jeanneret, der unter dem Künstlernamen Le Corbusier bekannte Architekt, der in den Turmräumen die letzten Einzelheiten für die mit Felix Klipsteins Bruder August absolvierte Orientreise besprach und sich bei dieser Gelegenheit auch für die architektonische Substanz der Turms interessierte, und, wie Editha Klipstein in ihrem Le Corbusier-Essay schreibt, den Besonderheiten der Räume des Turms mit Bandmaß und Notizblock auf den Grund ging. Gleichzeitig entstand die Idee des von Le Corbusier entworfenen Wohnhauses für Felix Klipstein in Laubach, dessen Entwürfe in der Schweiz bewahrt werden, dessen Ausführung aber zunächst wegen des Beginns des ersten Weltkriegs verzögert, später aber wohl vor allem wegen eines nicht unbeträchtlichen Kapitalverlusts des Künstlerehepaars im Zuge der Weltwirtschaftskrise gänzlich verhindert wurde. So war es das bescheidene Atelierhäuschen auf dem Ramsberg, das als Platzhalter für das großzügig geplante, mediterran anmutende Künstlerhaus, in das die architektonischen Eindrücke der Orientreise von August Klipstein und Le Corbusier einfließen sollte, dienen musste. Das zunächst nur als Atelierraum für Felix Klipstein gedachte winzige Waldhaus, das einst einmal als Aufenthaltsraum für die Arbeiter des Steinbruches auf dem Ramsberg gedient hatte, übernahm später sogar die Funktion des vollen Wohnsitzes des Künstlerehepaars, weil man auf die bescheidenen Einnahmen aus der Vermietung des Turmes angewiesen war. Während der letzten Lebensjahre Editha Klipsteins bewohnte dann ihr Sohn Christian mit seiner Familie den

²⁰⁴ Auszug aus: Änne Blass an Else von Blume. 10. Mai 1910. Nachlass Editha Klipstein. Deutsches Literaturarchiv Marbach am Neckar.

Turm. Die beinahe hundertjährige Tradition der Wohnnutzung des Turmes durch die Familie wird heute in Person der Enkelin Christiane Klipstein fortgesetzt.



Familiengesellschaft Klipstein vor dem Turm in Laubach (2. v.l. Editha Klipstein, 4. v.l. Christian Klipstein mit seiner Frau Lizzie), 1944.

Anhang

I. Essay-Entwürfe von Editha Klipstein

„Aus den Erinnerungen an Rainer Maria Rilke. 1915
und 1916.“ (1948)

„Erinnerungen um Rilke.“ (1952)

II. Briefe und Tagebuchauszüge

Ilse Erdmann an Rainer Maria Rilke (1914)
Rainer Maria Rilke an Editha Klipstein (1915)
Lothar Erdmann an Editha Klipstein (1915)
Editha Klipstein an Regina Ullmann (1924)
Editha Klipstein an Ilse Curtius (1943)
Editha Klipstein: Tagebuch (1915)
Editha Klipstein: Tagebuch (1916)

III. Editha-Klipstein-Bibliographie

Editha Klipstein

Aus den Erinnerungen an Rainer Maria Rilke. 1915 und 1916 (1948)²⁰⁵

Es hatte gewiß Vorteile für Frauen unserer Art, die wir geschützt wie in einer „Kemnate“ aufwuchsen, einmal das Licht der Öffentlichkeit zu suchen

²⁰⁵ Der Abdruck des Essays folgt einem Manuskript aus dem Editha-Klipstein-Archiv der Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt am Main. 7 Typoskriptseiten, paginiert, datiert: 10.9.48; mit einigen hs. Korrekturen. (hs. erstes Blatt oben rechts:) neue F. [= neue Fassung]. Ebenfalls im Frankfurter Editha-Klipstein-Archiv befindet sich eine ursprüngliche Fassung des Manuskriptes („Meine Erinnerung an Rainer Maria Rilke 1915 und 1916“), das an einigen Stellen von der neuen Fassung stark abweicht. Die wichtigsten der unterdrückten Passagen der ursprünglichen Fassung bringen wir im Fußnotenapparat. Der Essay war offensichtlich für Editha Klipsteins Essay-Band *Gestern und Heute* vorgesehen, wurde ab kurz vor dessen Erscheinen von der Verfasserin zurückgezogen. Die überarbeitete Neufassung kam augenscheinlich für den Druck zu spät. Vgl. folgenden undatierten handschriftlichen Briefentwurf auf der Rückseite eines der Manuskriptblätter:

L.[Lieber/Liebe?] G. [Name nicht erschließbar]

Wenn ich Ihnen sage, dass ich beim Durchsehen dieser Rilke-Erinnerungen geradezu entsetzt über mich bin, mit welcher Gedanken[losigkeit] ich sie Ryssel [Verlagsredakteur bei Steiner in Laupheim] damals übergab (also alles meine Schuld!) so bitte ich dringend, den Brief an Sie ernst zu nehmen u. in Ihrer Civilcourage, die ich so sehr an Ihnen liebe, mir noch einmal [wie gewohnt?] beizustehen. Falls die Erinnerungen in dieser Form veröffentlicht würden, würde ich das ganze Buch [am liebsten] einstampfen [lassen?]. Ich ziehe Ihnen hier einige Proben heraus, - Sie werden ebenso entsetzt [sein] wie ich, - denn Rilkes Frau und Tochter leben noch.

Andrerseits, da ich R. u. St. [Ryssel und Steiner?] wirklich echt verpflichtet bin, will ich mein Möglichstes tun, da Chr. [Christian Klipstein?] auch sagte, grade etwas aus d. conventionellen Rahmen Fallendes mache ein Buch schmackhaft.

Ich habe also diesen Aufsatz umgearbeitet, ohne ihm s.[seinen] Extract zu nehmen.

Und um dieser Überlegung willen, - die sich mir [Wort nicht entziffert] so oft zwischen den rastlosen Ablauf der Tage drängt, sei diese Erinnerung aufgehoben.

Wollen Sie, die Sie d. Urtext ja nicht kannten, (also darüber Ryssel nichts sagen könnten), ihm gegenüber vertreten,; dass er mir sofort versprechen müsste, diese erste Fassung auszuschalten, und falls es denn eben etwas kosten würde, die 2. einzuschalten, ich eben die Kosten tragen müsste, so wichtig für mich d. Geld ist, so ist natürl. m. Ehre für mich noch viel wichtiger.

Es ist ein Gottesglück, dass ich Sie als Vermittlung habe u. dass Sie ein Charakter sind, ich bitte Sie also, v. [verehrter] Herr, durchzudrücken, dass ich sofort von R. [Ryssel?] die „eidliche“ Bestätigung bekomme, dass die 1. Fassung ganz ausgeschaltet ist (sie ist auch stilistisch sehr schlecht und dass er statt dessen die 2. ihm jetzt Gesandte nimmt, oder den ihm bereits geschickten Ersatz, den damals in der F.Z. von [früherem?] Besuch bei Rilke. - Aber interessanter wird - rein psychologisch ja dieses „Tagebuch“ sein, - u. wie gesagt von dem eigentl. Interessanten ist nichts fortgelassen, im Gegenteil, es ist noch [einmal?] intensiviert.

Bitte beruhigen Sie mich doch gleich! Dankbar Ihre

als ein Licht unbeeinflusster, klarer Selbstbeleuchtung. Denn in der Öffentlichkeit hält - wenn auch in Übertragung - nur das stand, was privateste Echtheit besitzt.

Also war es gut, die Maßstäbe und die überpersönliche Gerechtigkeit der Öffentlichkeit [gestrichen: einmal aufzusuchen] zu prüfen, - als Richterin. Jetzt aber liegen die Dinge wiederum anders, das öffentliche Gewissen, die Presse, ist zumeist in eine Hörigkeit eingegangen, die weit über das politisch Notwendige hinaus auch das Ästhetische, auch das seelische Wissen in Bann schlägt, - es scheint als ob keine starke geistige Potenz, die an der Spitze steht, zum „fröhlichen Jagen“, zum fröhlichen Streit unter Freunden auffordert, - alles scheint gelähmt von einer seltsamen Existenzfurcht und einer Furcht vor seinesgleichen; denn wir fürchten ja im schlimmen Sinne nur unseresgleichen. Dem was *über* uns ist, überlassen wir uns zu allen Zeiten mit dem blinden und begründeten Vertrauen des Kindes zu seinem Vater.

So geht es mir auch mit meinen Erinnerungen an Rainer Maria Rilke. Das was öffentlich verwertbar daran wäre, ist stofflich nicht allzuviel. Unendlich viele Menschen haben ihn gekannt. Sehr viele standen ihm nahe, hatten Briefe und Freundschaftsbeweise von ihm, - ich war ein kleiner Spaziergänger, der einmal flüchtig an ihm vorbeigehen durfte und ihn anschauen.

So sind meine wirklichen Erinnerungen an ihn ein paar neue Erfahrungen an mir selbst. Es trat etwas in mir selbst in Kraft, was vorher noch nicht aufgerufen wurde, und ich war jung genug es zu begreifen. Es bestätigte in mir den schon oft zwangsweise beruhigten Glauben, daß fast alle Menschen weit unter ihrer Kraft, weit unter ihrem Spannungsumfang bleiben müssen, - nur weil zur rechten Zeit der rechte Aufruf zu ihren Möglichkeiten fehlte.

Aber vielleicht - was täte man auch mit einer Menschheit, voll intensiver Persönlichkeiten, wie sie, den reichen Anlagen entsprechend, existieren *könnte!* Dies habe ich oftmals im Leben denken müssen! Erfuhr ich es doch an mir selbst, daß ich dem Ausmaß meiner Begabungen ein *Halt* zurief, weil meine „Gestalt“ das ihr zukommende Maß in einer festgelegten Umgebung nicht sprengen durfte. Wir verlassen unserer Gesamtgestalt zuliebe unendlich viele eigene Gaben, weil unser Gleichgewicht, das sich dem Rhythmus einfügt, dem Ganzen notwendiger ist als manche phänomenale Einzelfähigkeit. Immerhin beweist dies, daß zu allen Zeiten die Menschen wohl gleich stark „begabt“ sind, es ist aber von der Größe ihres geistigen Herrschers und der Größe eines Gesamtziels abhängig, wieviele ihrer Fähigkeiten ihnen gestattet werden können.

Als ich Rainer Maria Rilke zuerst sah, in dem abendlichen Atelier der Loulou Albert-Lazard in München in der Finkenstraße, war es mit Ilses Augen und mit der Ehrfurcht, die das Schöpferische, der Schöpferische! -

uns mit Recht einflößen, denn wie selten tritt es als klare einmalige Offenbarung uns entgegen.

Nach diesem ersten Treffen, einem Juliabend im Sommer 1915, - sah ich ihn im gleichen Raum oftmals allein. Ich war stolz darauf, daß er mich gern zu besuchen schien, auch um meinetwillen, nicht nur der Freundin zuliebe, deren Grüße ich ihm gebracht und deren Briefe er besonders schätzte und bewunderte.

Jetzt kommt es mir wie eine große Verschwendung der Gelegenheit vor, daß ich selbst soviel sprach, ihm soviel zu erzählen mich gedrängt fühlte, - statt ihn allein sprechen und erzählen zu lassen. Aber ein Wunsch zu beichten wurde ihm gegenüber wach, den ich nie einem professionellen „Psychoanalytiker“ gegenüber gefühlt hatte.

Im Gegenteil war ein gewisses hochgemutes Gefühl des „Besserwissens“ nie in mir so stark gewesen, als im Gespräch mit Nervenärzten, die sich, - allgemein gesprochen, - viel zuviel anmaßten, und deren ich durch kranke Freunde gar nicht wenige kennen gelernt hatte. Während ich die Verdammnis zur Schweigsamkeit über das „Eigentliche“ schließlich hingenommen hatte mit einer fatalistischen Ergebnisheit.

Hier nun, einem berufenen Dichter gegenüber, wurde ich plötzlich geschwätzig über mich selbst, - es war als ob der liebe Gott es einem ein einziges Mal erlaubte, es so zu sagen, wie man es wußte.

Und ich wurde nicht zurückgestoßen. Rilke hatte die echte Demut, ja die Verletzbarkeit, die Schüchternheit des *wirklich* Produktiven. An ihm erfuhr ich auch, warum es möglich ist in der Welt, mit den Kollegen so frech umzugehen. Ich war den bürgerlichen Hochmut in der akademischen Welt gewöhnt. Kraft ihrer unbezweifelbaren Verdienste, die unbezweifelbar in ihren Stellungen, ihren Gehältern und gesellschaftlichen Rechten festgelegt waren, - durften die Professoren einen jugendlichen Frager in einem unbequemen Moment kalt stehen lassen, durften immer der „Sieger“ bleiben, da kein Gott in ihrer eigenen Brust sie zu Fall brachte. Große Ausnahmen gab es natürlich, aber nicht alle jungen Menschen treffen diese Ausnahmen an. Hier der Dichter, war schüchtern einem Kind gegenüber, war es gewiß auch jedem gewöhnlichen Menschen auf der Straße. Stets witterte dieses feinste Instrument Töne der Natur, die ohne Schaden nicht überhört werden durften.

Also ich schüttete ihm mein Herz aus. Und vernahm zu gleicher Zeit doch auch mancherlei von ihm, - über seine Kindheit, über Rußland, über Paris. Aber ich hätte das Zehnfache, das Hundertfache hören können.

Doch lernte ich im Laufe dieser Zusammentreffen einiges Wichtige zum ersten Mal, - erstaunlicherweise - (denn ich war doch in gebildeter Umwelt aufgewachsen) - trat mir ein Ordnungsgefühl entgegen, das verlockend und nicht ein lebensvolles Chaos beschneidend schien.

Rilke war ein höchst geordneter Mensch.²⁰⁶ Auch dies gehört zu der „Ewigkeit“ seiner irdischen Gestalt und half seine menschliche Unantastbarkeit begründen. Keineswegs schien er immer der Stärkste, nicht einmal der Geschmackvollste. Seine Nachgiebigkeit Frauen gegenüber schien mir oft sogar seiner nicht ganz würdig. Auch seine Verehrung für die Werke und Taten begabter Frauen konnte etwas zu Weiches haben. Man zeigte mir Briefe von ihm, die von den Adressaten diktiert zu sein schienen, so eingefärbt waren sie von einer Mondänität, die ihm gar nicht eigentümlich war. Aber die Form dieser Briefe war immer untadelig, umfang und Schrift von schönster Sicherheit. Aber mancherlei, etwa auch die Form der Siegelungen, (die Umwandlung des Namens Loulou Albert in Lal) wollte mir nicht recht behagen. Es war ein wenig zu „schön“, es fehlte irgendwie ein Salz. Das Grotteske, das geniale Lachen über sich selbst wie bei den großen Franzosen, es schien zu fehlen. Im Grunde kam es ihm immer nur auf sich selber an, und diese Willigkeit mit schneller Anerkennung des anderen, ihm bequem zu sein, entstammte wohl auch oft seiner überlegenen Gleichgültigkeit; er war eben stets mit sich selber und seinem Werk beschäftigt, die Notwendigkeit seines Werkes, die Erfüllung seiner selbst war

²⁰⁶ Ursprüngliche Fassung: Rilke war ein [gestrichen: ungeheuerlich] höchst geordneter Mensch. [gestrichen: Damit hat er auch die] Auch dies gehört zu der „Ewigkeit“ seiner irdischen Gestalt und [gestrichen: begründet] [Wort nicht entziffert] seine menschliche Unantastbarkeit begründen. Denn im übrigen ist er mir keineswegs immer als der Stärkste, sogar als der Geschmackvollste vorgekommen. Abgeändert in: Denn keineswegs schien er immer der Stärkste, nicht einmal der Geschmackvollste. Seine Abhängigkeitsverhältnisse zu Frauen wie Lou Andreas oder Loulou Albert-Lazard und der Ausdruck, den er dafür fand, schienen mir [gestrichen: eigentlich] oft sogar seiner nicht [eingefügt: ganz] würdig. [gestrichen: Aber es handelte sich natürlich um eine Erotik, die mir nicht ganz zugänglich war.] Seine Bewunderung für die Werke und Taten begabter Frauen [gestrichen: gegenüber] konnte etwas [gestrichen: fast] viel zu Weichliches haben. [gestrichen: , dessen Ausdruck nicht mehr interessant war.] Im Grunde kam es ihm immer nur auf sich selbst an, - und diese Willigkeit, mit schneller Anerkennung sich und anderen bequem sein, entstammte wohl oft genug einer überlegenen Gleichgültigkeit; er war eben immer mit sich selbst u. seinem Werk beschäftigt: die Notwendigkeit seines Werkes, die Erfüllung seiner selbst war ihm täglich ein unverrückbares Ziel, er lebte nur für sich selbst, - tat aber gerade damit schliessl. Das meiste auch für die Umwelt; denn er gab ein grosses und klares unvergessenes Bild. Wie selten ist das.

Dennoch befremdete mich damals nicht wenig an ihm. [gestrichen: Aber ich sah] Man zeigte mir Briefe von ihm, etwa an Lou Salomé, oder Annette Kolb, - die mir von den Adressaten diktiert zu sein schienen, - so eingefärbt waren sie von einer Mondänität, die mir zuweilen fast weibisch vorkam. [abgeändert in: die nicht echt u. zuweilen fast weibisch wirkte.] Auch die Form der Siegelungen [zwischenzeilig: die ihm nicht eigentümlich] (die Umwandlung des Namens Loulou Albert in Lal wollte nicht [gestrichen: einmal] meinem [gestrichen: Geschmack] [Wort nicht entziffert] behagen, - es fehlte mir das Flaubertsche Salz. Der Spott, das Lachen. Das Grotteske, - das genial Alberne über sich selbst, - wie bei den grossen Franzosen. Auch Malte Laurids Brigge ist mir [gestrichen: eigentlich] gelegentlich langweilig geworden, weil zu sehr ohne diese lustige Selbstverspottung. [gestrichen: Es ist zu feierlich.] [gestrichen: allzu ernst genommen.]

ihm täglich ein unverrückbares Ziel, er lebte letztthin nur für sich, tat aber gerade damit schließlich auch das meiste für die Umwelt, denn er gab von sich ein großes und unvergeßliches Bild. Wie selten ist das, und darum: warum hier etwas vermissen?

[gestrichen: Indessen ist mir gelegentlich auch der „Malte Laurids Brigge“ etwas langweilig geworden, weil zu sehr ohne eine lustige Selbstverspottung, in der so viel Kameradschaftlichkeit zum Leser hin gegründet werden kann, soviel der eigenen Schwere des Daseins aufgehoben wird.]

Auch seine Werke gaben ein grosses unvergessliches Bild. Seine Dichtung und die kalte Klarheit darin bleibe hier durchaus unberührt.

Aber das rein Menschliche an ihm zeigte seltsame Gebrechlichkeiten. Wenn in den vielen Büchern über ihn seine menschlichen Beziehungen zart und distanziert behandelt werden, so ist das, was man unmittelbar erfährt, doch oft unendlich vielfarbiger und aufschlußreicher. Rilke hat seine Familie gehaßt, die „Familie“ als solche überhaupt, mit einem Haß, den jeder aufrichtige Mensch heute tief begreift. Ein Haß, eine Haßliebe, aus tiefster Verbundenheit heraus. Man verzeiht einem Menschen aus der selben Wiege nicht die „Ähnlichkeit“, die einem selbst zur Karikatur werden könnte, über die man nicht die Macht der eigenen Selbstbeherrschung und Formung hat.

So haßte Rilke seine Mutter,²⁰⁷ die seine allzu schwächlichen Dichteranfänge in Prag nicht vergaß und sie kritiklos mit seiner späteren Arbeit vermengte. So war ihm ihre Frömmerei, wie er sie sah, widerwärtig,

²⁰⁷ Ursprüngliche Fassung: Rilke hat seine Familie gehasst mit einem Hass, den [gestrichen: allerdings grade ich sehr begreife] jeder aufrichtige Mensch heute tief begreift. Ein Hass, eine Hass-Liebe aus tiefster Verbundenheit heraus. Man verzeiht einem [gestrichen: Gleichgeborenen] Menschen aus derselben Wiege nicht die „Ähnlichkeit“, die einen selbst [gestrichen: verrät, die einem] zur Karikatur [gestrichen: wird] werden könnte, über die man nicht die Macht der eignen Selbstbeherrschung und Selbstformung hat! [gestrichen: Die - wie gesagt - nur meine Schwächen tückisch verraten darf!]

So hasste Rilke seine Mutter, die seine allzu schwächlichen Dichteranfänge in Prag [gestrichen: allzu gut kannte] nicht vergass, und sie kritiklos mit seiner späteren Arbeit vermengte. [zwischenzeilig: deren Trümmer (?) wie er sie sah, ihm widerwärtig waren] So dankte er Gott, dass er keine Geschwister hatte, - keine „falschen Rivalen“.

[gestrichen: So verfluchte er und schmähete er seine Frau, als sie ihn in den letzten Jahren noch einmal ungebeten in Muzot besuchte.] Er benannte sie hinter ihrem Rücken mit den grässlichsten, wütendsten Namen, - da sie ihm seine Einsamkeit [gestrichen: befleckte] veränderte, da sie das „Schloss“, die vornehme Herrlichkeit [zwischenzeilig: mittelalt. Abgeschl.], die seine Vorstellung um ihn erbaut hatte, - [gestrichen: beschmutzte mit kleinbürgerlichen Forderungen und Erinnerungen] verwandelte.

[auf dem oberen Rand des Blattes: Er verdachte es seiner Gattin, dass sie ihn ohne Aufforderung in Muzot einmal besuchte.]

Er wurde durch die Gattin zum Ehegatten, der zahlen musste, unbequeme Briefe an den Verleger schreiben musste, - er wurde zum Vater, ja, zum Grosspapa! - Er hat das Enkelkind, das zu seinen Lebzeiten geboren wurde, - nicht gesehen, [gestrichen: nicht sehen wollen!]

und so dankte er Gott, daß er keine Geschwister hatte, keine falschen Rivalen.

Er verdachte es seiner Gattin, daß sie ihn unaufgefordert in der Schweiz besuchte, daß sie ihm seine Einsamkeit veränderte, da sie das Schloß Muzot, die vornehme mittelalterliche Abgeschlossenheit, die seine Vorstellungen ihm erbaut hatte[n], verwandelte in nüchterne bürgerliche Forderungen. Er wurde durch sie zum Gatten, zum Ehegatten, er wurde zum Vater, ja zum Großpapa. Er hat das Enkelkind, das zu seinen Lebzeiten geboren wurde, nicht gesehen; dennoch zweifelt man nicht, daß auch den Seinen gegenüber alle Gerechtigkeit und Achtung in ihm wohnte.

Der Mensch hat eben viele Schichten in sich.

Und wenn ich jetzt in dem von Salisschen Buch über seine Schweizer Jahre nachlese, wie schmerzhaft er gestorben ist, an einer schrecklichen Blutkrankheit, so könnte einen der Schauer anrühren, als habe sich die beleidigte Natur, das einfache, unschuldige, gekränkte Leben an ihm rächen wollen.

Aber er wurde Herr darüber, und gehört dadurch zu den mit einem echten Schicksal Gezeichneten und Gesegneten.

Seine „Ordnung“, die mich so tief beeindruckte, und seine große schöpferische Aufrichtigkeit wurden Herr darüber. Wie tief berührt es, wenn er vor seinem Tode es aussprach, er habe soviel über den Tod gedichtet, aber in Wirklichkeit sei der Tod ganz anders, als er gedacht habe, - er sei viel schwerer.

Und doch hat er auch seinem Sterben, dem Ort seiner Beisetzung, ja der Form seines Nachrufes *Gestalt* zu prägen gewußt. Eine heilsame Gestalt, eine vorbildliche, gerade weil sie soviel Unheimliches an menschlich Zwiespältigem einbegreift und ihr den sieghaften Umriß gab.

Um auf meine eigenen Erfahrungen mit ihm zurückzukommen, so bewunderte ich natürlich auch das, was mir selbst nicht [gestrichen gemäß] ganz geheuer war. Wie beglückend aber war sein Zuhören-Können, ohne dass er die Führung der Unterhaltung verlor. Aber ich bewunderte auch seine sehr subtile Kleidung, die sogar riskierte, in diesen Kriegsjahren etwas affektiert auszusehen. [gestrichen: Aber ich begriff an ihm die „Unangreifbarkeit“ einer Gestalt an sich.] Man kann eine Blume, ein Tier ablehnen, weil es einem nicht liegt, aber man wird es gelten lassen als etwas in sich Geschaffenes und Geschlossenes.

Rilke hat das Seltenste fertig gebracht: daß er mit der Formung, die er sich hatte angedeihen lassen, mit höchstem Anspruch und mönchiger Schulung, - wie eine natürliche und unantastbare einzelne Schöpfung wirkte. Auch dies erfuhr ich an ihm, daß man die „gefundene Form“ nicht vergleicht.

Was seine Briefe anbetraf, so lagen mir freilich die Briefe anderer großer Menschen mehr. Etwa die rücksichtsvoll oder rücksichtslos gemischten

Briefe von Nietzsche oder Hans von Bülow oder auch die menschlich so natürlichen von Liliencron und Hartleben. Von Flauberts Briefen gar nicht zu sprechen – sie hatten den Stil und die volle menschliche Wärme, beides. Wie sehr hätte uns Rilke helfen können mit der Autorität seiner Briefe der kranken Freundin gegenüber, wenn er einmal hart die Wahrheit gesagt oder harte Ratschläge gegeben hätte! Denn ihre krankhafte Erregung als krankhaft war ihm sehr bewußt. Aber seine Briefe wurden wohl meistens mehr um des Briefes willen als um der einzelnen menschlichen Not des Schreibers geschrieben, der sich an ihn wandte. Wir hatten damals mit [gestrichen: der] unsrer Kranken alle Fatalitäten des Nahkampfes durchzumachen, vielen schlimmen Mißverständnissen standzuhalten, und meinten es wahrlich treu mit ihr. So sagte mein Mann gelegentlich, mit ärgerlichem Lachen, „Kaum habe ich sie soweit, daß sie einmal Vernunft annimmt, kommt wieder ein „Trost-Telegramm“ von diesem gottverdammten Rilke. Der macht es sich aus der Ferne leicht.“

Der Menschenformer, der Menschenbändiger hat eben eine [gestrichen: gründlich andere] Mission, die einer persönlichen Belastung nicht ausweicht. Rilkes Befehlskraft ging andere Wege. Denn es ließ sich auch wieder gerade an ihm begreifen die hohe Kultur des Mönches, der befähigt ist, zugleich Bettelmönch und Beichtvater zu sein, - nichts Menschliches war ihm fremd [ursprünglich: Demut und Befehlskraft waren in seinem Urteil durchaus eingeschlossen].

1915 war alles gut gegangen zwischen Rilke und mir. Es war der Anfang noch des Krieges, ich kam [gestrichen: noch] in Friedensstimmung zu ihm, in schöner Kleidung noch, - war Mädchen, Frau, Dame, was man wollte, - in jenen Tagen; - die spanischen Ringe standen meinen Händen gut. Die Erinnerungen an Spanien, in denen ich noch lebte, standen wohl meinem ganzen Wesen gut. Ich merkte, wie sehr dies alle Rilke gefiel, und freute mich selbst daran. Im nächsten Jahr schon, 1916, war alles verändert.

Der Krieg war vorgeschritten, sein Ende unabsehbar geworden. Mangel an Kleidung und Nahrung wurde schon fühlbar. Man wagte nicht mehr, sich zu schmücken, so sehr litten die Männer draußen. Lauter Dinge, die gerade wir verwöhnten Mädchen nicht gelernt hatten, wurden fühlbar, wurden langsam erkennbar als dunkle neue Forderung.

Am schlimmsten aber war doch der Nahkampf im eigenen Hause,²⁰⁸ in diesem Fall mit der doch so sehr geliebten Freundin [abgeändert in: mit einer

²⁰⁸ Ursprüngliche Fassung: Die Kämpfe mit Ilse Erdmann, ihrer Liebe zu Felix, ihrer Maasslosigkeit, ihrer öffentlichen Unmöglichkeit, - erschöpften unsere Kräfte bis zum äußersten. Felix sagte damals: der ganze Krieg hätte ihn nicht so angestrengt, wie dieser Kampf mit Ilse.

Denn man bedenke: Während die Laubacher kurzerhand ihren Tod oder wenigstens ihr Fortgehen wünschten, da sie überall Streit und Missverständnisse schuf, - hatten wir, die wir befreundet und echt befreundet mit ihr waren, - doch immer hochzuhalten,; dass sie, verrückt wie sie schien, - den trägen selbstzufriedenen Laubachern (als Ganzes einmal

sehr geliebten hochbegabten Frau. 1916, als ich mit [gestrichen: dem] meinem Kind zu Regina Ullmann nach Burghausen und auch nach München fuhr, war ich von manchem aussichtslosen Kampf tief ermattet.

Schwer erkältet kam ich nach München, der Arzt, der mich auf Reginas Verlangen untersuchte, fragte, ob ich jemals schon früher auf diesen Tiefstand geraten sei. „Das darf nicht sein, Sie sind ja bleich wie der Tod.“

Nun also, in diesem Zustand, mit grauenvollem Schnupfen, - ging ich dennoch zu Rilke. Auf Reginas herzliche Bitte. Ich sollte ihm etwas von ihr übermitteln. Rilke hatte auf ihre Anfrage hin telefoniert, „Aber besonders gern; ganz besonders freue ich mich auf diesen Besuch!“

Und ich, ich kam in einer hochmütigen Proteststimmung, in der Anmaßung eines mir aufgedrängten, aber mir wohl bewußten schlechten Zustandes, - ich weiß es noch ganz genau, wie ich von vornherein, erbittert bis in die Knochen, diesen Besuch unter einen schlechten Stern schob. Nein, Rilke war uns in unseren Kämpfen kein Helfer gewesen. Und nochmals: er hätte es vielleicht verstanden, ihr unsere anscheinende Härte als Liebe deutlich zu machen, nicht von der Psychoanalyse, sondern von der Religion aus.

Er bewohnte in diesem Jahr eine Villa im Englischen Garten. So freundlich arglos kam er mir schon unten an der Tür entgegen, agte, wie sehr er sich freue, mich wieder zu sprechen. Aber an mir war im Augenblick nichts zu verbessern.

Ich konnte gegen meine eigene Erscheinung im vorigen Jahr nur schlecht abschneiden, in jedem Belang. Also suchte die Selbstbehauptung andere Wege. Ich fühlte wohl, daß mit meinem erschöpften Aussehen und dem unpoetischen Schnupfen ich ihn enttäuschen mußte, so daß eine landläufige und meist unschuldige Gefallsucht, die uns auch innerlich zu helfen pflegt, ausschalten mußte.

Und es wurde danach! Ein weiter Salon, in dem wir Platz nahmen. Rilke beklagte sich, daß er vor Telefonanrufen den ganzen Tag keine Ruhe hätte. Die Münchner Damen! ging es mir höhnisch durch den Kopf, und ich meinte unfreundlich, warum er denn das Telefon nicht abstelle.

Er holte Übertragungen aus dem Italienischen herbei, traute mir unbesehen zu, daß ich alle fremden Sprachen beherrschte, - ich ging beinahe gnädig darauf ein. Dies Leben hier mit herrlichen alten Büchern, mit jeder

genommen) noch himmelhoch überlegen war. Wir durften, da wir in Ilse das Niveau zu schützen hatten, - nichts auf sie kommen lassen. Wir kamen in die seltsamste Lage. Ilses Geschwister entzogen uns das Du. Laubacher Familien, die mit Ilse befreundet waren, - hielten uns für grausame Peiniger eines "gehetzten Wildes", als das Ilse sich fühlte.

Arme liebe Seele! ich verlor in ihr eine meiner ganz wenigen [zwischenzeitlich: besten] Freundinnen. Als sie sich 1924 vergiftete, war dies einer der Abschnitte in meinem Leben. Sie war diejenige, war die einzige, die meiner Schwester Nena [zwischenzeitlich: einer gestorbenen Geliebten] in ihren letzten Lebenstagen wohl getan hat.

herbeigetragenen feinen nahrung noch, - schien mir ein verbotenes Luxusleben, da unsere Männer „im Graben lagen“.

So kindisch, so kurzichtig, so unweise sah ich, - konnte noch keineswegs durchschauen, daß hier eine zarte aber heroische Konstitution auf ihre Weise weiter für ihre Arbeit, für ihren Auftrag kämpfte.

Aber ich war nun einmal da, ein anderes Wesen als im vorigen Jahr, mir selbst ebenso fremd wie ihm. Ich erzählte, benutzte meine Taschentücher, es gab natürlich doch viele lebendige Berührungspunkte. Ich blieb recht lange, wie das so ist, wenn man hofft einen Zustand doch noch zu besiegen und wieder gut zu machen. Wir waren beide ermattet, als ich mich endlich erhob. Ich wagte noch, ihm ans Herz zu legen, doch ein großes Stück Prosa zu schreiben, da Prosa mir jetzt das Zeitgemäßeste scheine, und schließlich ging ich denn, aufs Höflichste hinausgeleitet. Aber es war ein Besuch „ohne Freude“ gewesen. Das Beste war noch gewesen, wie wir uns in der Schätzung Regina Ullmanns, auch in der Schätzung anderer gemeinsamer Freunde gefunden hatten.

Ich wurde meines dürftigen Triumphes: nicht mit zu den telefonierenden, hingerissenen Damen des Münchener Westens gehört zu haben, nicht froh. Das Herz tat mir weh. Aber auf die Dauer der Zeit lernte ich auch von diesem bitteren Besuch das meine. Nicht ein Wort, so scheint es, hat Rilke zu ändern über mein Versagen fallen lassen. Mit schweigender Überlegenheit, mit einer mir weit vorangesteeilten Reife, hat er mich ertragen, führte eine Unterhaltung ohne Tadel, ohne Reibung zu Ende.

Menschen untereinander! So gehen Menschen miteinander um, die so sehnsüchtig nacheinander bangen, in den schrecklichen Todesängsten, wie sie damals in überwältigend neuer Form sich ballten, immer näher kamen und uns immer ohnmächtiger machten.

Und wohl gerade daraus meine Prahlerei. Der Gipfel dieser Prahlerei war noch gewesen: als Rilke meinte, er hätte wohl Lust, mich einmal in Laubach zu besuchen, - ich plump erwiderte, dort würde alles viel zu einfach, viel zu unraffiniert für ihn sein - -

Und dennoch, - so sind die Künstler! Der kleinste Teil echter Wahrheit kann sie entschädigen. Nicht nur für mich war es letzten Endes ein „Trost“, daß ich mir nicht mehr genommen hatte, als mir zukam, daß ich meiner eigenen Beschränktheit alle Ehre gemacht hatte: auch er, der so freundlich, trotz seiner Lustlosigkeit, trotz der Taschentücher, von denen eins noch zerriß, - der so großmütig trotzdem gesagt hatte, er wolle mich besuchen, - selbst er hat die hilflose Wahrheitssuche in mir erkannt und hat gewürdigt, daß ich mich gerade ihm gegenüber nicht begnügen, nicht verstellen konnte, ja, dass ich endlich einmal einen Menschen für voll nahm. Denn, so sonderbar es klingt, war dies der Ursprung aller meiner Fehler.

Ja, ich glaubte mich (so ist der Mensch) zuweilen wiederzuerkennen in Briefstellen, hierhin und dorthin, die er nicht gegen mich richtete, - sondern

zu mir. So ist der Mensch. Er kann an Vereinigungen glauben, zu denen seine eigene irdische Gestalt dennoch keinen Zutritt mehr hat. Das Erdenverhältnis, das Rendezvous im Englischen Garten, - hatte ich verloren.

Aber wer kann mir sagen, daß ich mich irrte, wenn ich trotzdem so viele Male ihn später hilfreich nah empfand, als einen guten Geist, dessen große menschliche Bemühung ihn in das Reich der Engel hob, - so daß auch nach seinem Tod ich ihn noch um seine Hilfe bitten durfte. Wer kann mir da widersprechen? Ich selber kann es nicht.

Ich spürte seine stille Korrektur noch nach seinem Tode, auch sein sehr persönliches Lächeln, wenn ich ihn gelegentlich zu meiner Rühmung benutzte, wie man das so macht mit großen Freunden. Unschuldiger genug diese kleinen Rühmungen; dennoch spürte ich bei solcher Gelegenheit seine Enttäuschung, so exakt war doch bei aller Entfernung dies menschliche Treffen gewesen. Ich spürte die Enttäuschung in der Geistsphäre deutlich genug, als einen kühlen Hauch.

Muß ich ihm nicht dankbar sein für das Stück Erziehung, das mir seine Erscheinung gab? Und wie sich die an ihm wahrgenommenen Gebärden auswachsen, stärker wirksamer wurden, - in dieser schnelllebigen und so vieles rasch überlebenden Zeit?

War die Form meiner hilflosen [gestrichen: und eitlen] Unbescheidenheit, war nicht im Grunde auch sie ein Durchbruchversuch gewesen der trägen Resignation, die uns das Leben im allgemeinen den Menschen gegenüber aufzwingt, uns in Heuchelei und Verlogenheit zwingt, die nicht einmal mehr den Wert einer Gesellschaftsform hat, sondern immer mehr in einem Nutzverkehr versandet? Bei diesem überragenden Menschen lohnte es sich nicht nur, etwas zu erobern, sondern auch etwas zu verspielen.

Wohl dem, der von einem großen Geist in einer nur scheinbar mißglückten Stunde weit über diese Stunde hinaus sich gemäßregelt und zurechtgewiesen fühlt. Was in solcher Stunde gepflanzt wurde, jenseits aller Worte und Wörtlichkeiten, - steht gepflanzt in dem gleichen ewigen Garten der Allgegenwärtigkeit, in dem die Erlebnisse unserer Kindheit (wie Farben jenseits von Böse und Gut!) still besonnen blühen im Licht der *Wahrheit*, - zeitlos blühen.

Erinnerungen um Rilke (1952)²⁰⁹

Ich sehe mich in der hochgelegenen Wohnung der Malerin Loulou Albert hinabspähen auf die alte Finkenstraße in München. Eine privat wirkende Sackgasse, die andere Seite begrenzt von einem klösterlichen Garten. Es ist 2 Uhr nachmittags an einem schönen Sommertag, im Jahre 1915.

Unten auf dem einsamen Pflaster eilt eine zierliche Gestalt dahin, – Rilke. Er will zu mir. Es ist genau die Stunde der Verabredung, – ich trete zurück ins Zimmer, damit er mich nicht bemerkt, damit er nicht sieht, daß ich nach ihm ausschau. Ähnlich war es nun schon einige Male geschehen, nachdem ich ihn in diesem Hause kennen gelernt hatte. Aber ihn hier allein zu empfangen, beinahe als Gastgeberin, während Frau Albert eine kleine Reise angetreten hatte [und] am Bodensee weilte, schien mir eine neue Gelegenheit zu geben, endlich, endlich einmal einen lebenden Dichter um einen Rat fragen zu dürfen, eine Frage zu stellen nach den letzten Dingen, wie es der jugendliche Mensch zu nennen pflegt.

Ist nicht der Dichter heute ein Stellvertreter des Priesters? Aber es sollte mir so nicht glücken, wie ich es mir vorgestellt hatte, dieser Dichter schaute wohl ganz genau nur zu sich selbst hin, und viel später musste ich ihm, so wie er geschaffen war, darin Recht geben.

Auch seine vielen Briefe, – ein Brief-Werk, darf man sagen, sind im Grunde alle an ihn selbst gerichtet, ohne eine persönliche tiefere Frage an den anderen, und bewahren darin ihre nie zu störende Harmonie; und, wie es heisst, ist diese Harmonie der grosse Trost, der von ihm ausgeht, – für Viele.

Die Situation an jenem Juni 1915²¹⁰, wie ich sie in München erlebte, war diese: Der Krieg war in sein erstes Gewohnheitsstadium getreten, noch lebte man im Überfluß; noch hatte der eingebrochene Schrecken viel von einer erlösenden, erregenden Sensation. Wurde uns bewußt, welch ungeheure Langeweile vorausgegangen sein mußte? Mein eignes Verhalten fügte sich der Gesamtheit ein. Felix, mein Mann[,] war bereits ganz in den Krieg verhaftet; er hatte den Eilmarsch nach Belgien mitgemacht, und wie so Viele damals war er in Begeisterung hinausgezogen. Schon im August 14 war er verwundet worden, in Limburg und Laubach geheilt, und war dann ins

²⁰⁹ Die Edition des Textes folgt einem mit „Februar 1952“ datierten Typoskript, das im Deutschen Literaturarchiv in Marbach aufbewahrt wird. 46 S. mit hs. Korrekturen, einige davon dritter Hand. Nennenswerte Abweichungen in einer ursprünglicheren Fassung, die sich zur Hälfte in Marbach, zur anderen Hälfte im Editha-Klipstein-Archiv in der Stadt- und Universitätsbibliothek in Frankfurt am Main befindet, sind im Fußnotenapparat wiedergegeben. Der Text entstand wohl aus Anlass des 25. Todestages Rainer Maria Rilkes. Ein Nachweis für eine Veröffentlichung des Essays konnte nicht erbracht werden.

²¹⁰ Hier irrt Editha Klipstein; es muss sich vielmehr um den Juli 1915 handeln.

Getümmel wieder entschwunden. Ilse Erdmann, Rilkes Korrespondentin, meine Freundin aus der Jugendzeit, betreute in Laubach mein kleines Kind und machte es mir möglich, noch einmal in die alte Kunstwelt auszufliegen. So wählte ich für einige Wochen München, da Ilse wünschte, ich möchte Rilke, - auch ihr persönlich unbekannt, nur durch die gewechselten Briefe vertraut, - womöglich kennen lernen. Er hatte wie so viele Deutsche Paris eilig verlassen müssen; München schien damals überfüllt von Künstlern.

Zunächst war ich in einem Hotel abgestiegen, einem angenehmen Hotel. Alles schien noch einfach zu bewältigen, das Geld war noch nicht verloren; Felix war aus dem Krieg gerettet, er durfte nach seiner schweren Beinverwundung nicht mehr an die Front. Aber er wollte hinaus, hinaus, - nicht in eines der ihm vielfach angebotenen Erholungsheime. So ging er in die Etappe und betätigte sich dort, wie ich nachmals hörte, nicht wenig für seine Mitmenschen.

Ich sandte ihm sogleich von München aus die schönsten Päckchen, die Schaufenster quollen über von Delikatessen. Kein Grund also zu verzweifeln, da uns der Tod noch verschont hatte.

Es läßt sich sagen, und auch damals war es einem Teil von mir bereits seltsam deutlich: daß der erste Ernst des Krieges bereits vertan worden war.

In der Pinakothek belegte ich einen kleinen Chardin - „Die Köchin“ - zum Kopieren. Welche Lust, einmal wieder malen zu dürfen! Farben, Leinwand wurden wie ehemals gekauft, die Arbeit begonnen. Zunächst eine schwarzweiße Aquarellskizze entworfen, die schließlich noch das Beste wurde. Viele Soldaten durchwanderten die Säle. Zuweilen dachte ich, es stünde ein interessierter Zuschauer hinter mir. Wenn ich mich aber umschaute, betrachtete der Soldat an der Wand gegenüber den verlockenden Akt von Fragonard.

Auf der Straße begegnete ich mancherlei Pariser Bekannten. Man sprach sich, trennte sich, Freunde waren nicht darunter. Zuweilen ging man sogar aneinander vorüber, weil es zu unbequem schien, sich zu erkennen.

Ilse Erdmann drängte von Laubach aus, ich solle in der Pension Pfanner, in der Finkenstraße versuchen, Rilke zu treffen, vielleicht auch könne ich selbst in dieser Pension - wie zufällig - Wohnung nehmen?

So stand ich eines Tages vor dem Hause Finkenstraße 2, ehemals die Call[ley]wey'sche Verlagsbuchhandlung.²¹¹ Ein schönes altmodisches Gebäude. Der Portier wurde nach der Pension gefragt, sie existiere nicht mehr. Ich erstieg dennoch traumbefangen die Treppe, in jedem Stockwerk, ungewöhnlich genug, war ein dunkles Ölgemälde über den Etagentüren eingelassen. Ganz oben machte ich Halt, klingelte rechts aufs Geratewohl, - eine Dame in einem grünen seidenen Kimono öffnete. Dieselbe Frage, die gleiche Antwort wie unten. Ich hätte also gehen können. Aber nachdenklich sahen die Dame und ich einander an. Eine ganze Weile. Schließlich sagte sie:

²¹¹ Der Callwey-Verlag befand sich nach wie vor in dem Gebäude.

„Wenn Sie nur ein Zimmer wollen, ohne Beköstigung, - ich habe diese Wohnung übernommen, - dann könnten sie hierbleiben.“ Ich trat ein. Eine Tür öffnete sich, ein schönes Zimmer, mit Bett und Schreibtisch, - alles andere als ein Hotelraum. „Hier hat Rilke gewohnt, dies ist sein Schreibtisch. Das Zimmer nebenan können Sie mitbenutzen.“ Mir blieb gar keine Wahl, von Geld war vorläufig nicht die Rede. Also ging ich nur noch einmal fort, um mein Gepäck zu holen.

Am Abend wurde ich bereits hinübergeben in das große Wohnzimmer der einsamen Frau. Eine Erscheinung war sie, die überall auffallen mußte. Getürmtes rotes Haar, ein bleiches zartes Gesicht mit entschiedener schöner Nase, - die Gestalt von der gebrechlichen Festigkeit und Fülle einer Rokokodame, das starke Hinken, Folge einer Kinderlähmung, machte diesen Schaden fast rührend; denn ein sehr eigenwilliges Temperament wünschte ihn immer wieder zu besiegen, das fühlte man sogleich.

Sie war Künstlerin, und dies war sie echt, wenn auch in keinem klassischen Sinn. Aus ihren sofort ganz freimütigen Erzählungen erfuhr ich mehr als genug von ihrem Dasein. Sonderbar, diese furchtlose Aufrichtigkeit einer vollkommen Fremden gegenüber, das instinktive Vertrauen eines Tieres, das schnuppert und Bescheid weiß, - es gefiel mir und schmeichelte mir.

Es öffnete sich mir auch der Blick einmal wieder in das schimmernde Land der Halbwelt, für uns brave Familienkinder ehemals wie ein orientalisches Märchen, das uns leider nichts angehen durfte. Zu meinem Glück war ich früh von außen her belehrt worden, dass zwar meine Tradition auch ihr Gutes habe, aber man keineswegs von ihr aus über die Begriffe gut und böse entscheiden dürfe. Übrigens war mein Gefühl solcher Belehrung willig entgegeng gekommen. Unsre Tradition war vielleicht in ihren besten Exemplaren einmal ein Maßstab ihrer Art gewesen, aber in meiner Jugendzeit hatte sich das längst verloren. Unsre bei aller Anständigkeit grausam nüchterne Lebenspraxis mordete - so urteilte der junge Mensch - die Dichter und kaufte sie nach ihrem Tode mit Goldschnitt, - für den Tisch im Salon. Dies natürlich sehr allgemein gesprochen, so waren meine Eltern, fromme einfache Leute, gütig und charaktvoll lebend, auf ihrer akademischen Höhe. Aber ohne Ahnung von den Manieren der „großen Welt“. Nichts gegen meine Eltern, sie waren fester in ihrem Rahmen als ich in dem meinen.²¹² Aber es wäre wohl gut, in jeder gehobenen Lebenslage ein ökumenisches Urteil über die Grenzen des eignen Zustandes hinaus aufgezwungen würde. Dieser große Blick fehlt wohl auch heute manchen der Verantwortlichen.

Kurzum, ich nahm Loulou Alberts Berichte aus Paris, ihre Abenteuer in mich auf als eine echte Aufrichtigkeit aus einer ebenso echten unschuldigen

²¹² In der älteren Fassung folgt an dieser Stelle der Satz: „Mein Vater hatte ihn mehr, als ich damals erkennen konnte. Niemals hörte ich ihn moralisieren.“

Phantasie heraus, die zum Stil geworden war. Sie hatte Rilke in Paris²¹³ kennen gelernt in einem Moment, in dem sie sich das Leben nehmen wollte, ihre Ringe, so sagte sie, machten ihn zuerst aufmerksam. Eine intensive Befreundung folgte, viele Gedichte, viele kostbare Geschenke des Dichters, die ich sogleich zu bewundern hatte. Eine Bibel, in weiches schwarzes Leder gebunden, war darunter. - Seit kurzem aber war ein Schatten auf das Verhältnis gefallen, Lou Andreas-Salomé, die gleichfalls in dem Zimmer gewohnt hatte, das jetzt das meine geworden, hatte alles getan, um ihr Rilke zu entfremden. Nun, Frau Alberts stürmische Vitalität wurde dem Dichter wohl etwas zu viel, Feindschaft war nicht entstanden. Rilke lebte jetzt auf dem Lande oder bei Frau Hertha König, der Lenau-Biographin, und besuchte zuweilen die Finkenstraße. Sie wolle ihn für mich einladen, ja, sie wolle in den nächsten Tagen mir eine kleine ausgewählte Gesellschaft geben.

Woher stammte sie? Ich erfuhr es ohne zu fragen. Hier kam wirklich jeder Bericht jeder Neugierde zuvor. Tochter aus dem jüdischen Bankiershaus Lazard in Metz. Sie war sehr wohlhabend, hätte sich gern von dem Rechtsanwalt²¹⁴ Dr. Albert scheiden lassen, er aber wollte nicht, der Schwiegervater war zu reich. Sie hatte eine kleine Tochter, die nicht immer bei ihr war. Schließlich war sie selbständige Künstlerin geworden; letzten Grundes war sie fast auch zu einer Schwabingerin geworden, mit dem Freiheitsideal einer solchen.²¹⁵ Von Rilkes Gedichte standen ihr viele auswendig zu Gebote, und sie deklamierte sie mit schönem Pathos. Auch dies bereits am ersten Abend. Späterhin hat sie sogar einen Teil seiner Gedichte ins Französische übersetzt, - mit Valéry's Hilfe.²¹⁶

- Es gab in diesen Kriegswochen Feste über Feste in München, und man fragte sich, was denn eigentlich gefeiert wurde. Unsre Siege vielleicht? Ich weiß es nicht mehr. Jedenfalls wurde der tiefere Geschmack niemals ganz befriedigt. Doch gab ich mich einer Art von Rausch hin, wie ein verantwortungsloser Zuschauer, der an dem Stück auf der Bühne nicht mitgearbeitet hat. Aber auch allerhand Eitelkeiten kamen noch einmal zu ihrem Recht; ich war 35 Jahre alt, an der Grenze der Jugend, und die kleine Waldstadt Laubach hatte mich nach Paris und Spanien nicht verwöhnt. München war mir übrigens fast unbekannt, ich war in Deutschland auf Berlin beschränkt geblieben. Die Emigranten meinten, München sei die einzig mögliche Stadt, in die ein Pariser Künstler entfliehen könne - aber konnte es etwas Entgegengesetzteres geben als diese beiden Städte? Alles was ich im gegenwärtigen Leben sah, schien mit Kunstgewerbe verwandt,

²¹³ Sie lernte Rilke in der Pension „Schönblick“ in Irschenhausen an der Isar kennen.

²¹⁴ Dr. Eugen Albert war Physiker und Chemiker.

²¹⁵ In der älteren Fassung lautet der Satz: „Schließlich war sie selbständige Künstlerin geworden; und Künstlerfreundin, letzten Grundes, so schien es mir bald, war sie eine hochgetriebene Schwabinger Blüte geworden, gutartige Bohème und keine Intrigant.“

²¹⁶ In der älteren Fassung folgt an dieser Stelle der Satz: „Begabung konnte man ihr wahrlich nicht absprechen.“

diesem mir beinahe teuflisch gewordenen Begriff. Schwunghafter Schmuck, berechnet auf Alle und Keinen, durchaus noch die Nachwehen des Jugendstils.

So stand ich einmal vor einem großen Schaufenster mit kunstgewerblichen Gegenständen. Auch meine ehemalige erste Zeichen-Lehrerin Brauchitsch hatte Kurbelstickereien ausgestellt, mächtige Sofakissen. Ich schaute von Stück zu Stück, ob ich's wohl haben möchte, ich hätte keines gemocht. Es hätte sich auch in keinen Raum, den ich mir denken konnte, eingefügt, es war eine heimatlose Kunst, großspurig und unbedeutend, beides. Was für herrliche Webereien hatten wir in Kastilien in dem alten Analphabetendorf Robledondo erworben, Kissen und Decken, die heute noch in Schlössern Ehrenplätze haben.

In der Pinakothek fühlte ich mich wohl, obgleich der Chardin mir nicht glücken wollte. Das Bild ließ sich impressionistisch nicht fassen, Teile und Teilchen paßten im Original zusammen wie auf einer mathematisch gebauten Tafel, den Vorwurf, das Motiv, sah ich garnicht mehr. Ich erkannte zu meinem Schmerz eine Kunst, deren Architektur ich nie gewachsen sein würde. Umso lebhafter wandte ich mich nun den persönlichen Erlebnissen zu.

- Der Abend nahte, an dem ich Rilke kennen lernen sollte. Sorgfältig bereitete ich mich dafür vor. Die Schwerhörigkeit war ein arger Fehler, aber ein paar schöne seidene und leinene Kleider²¹⁷ besaß ich, und dazu den spanischen Schmuck.²¹⁸ An den Krieg, so scheint es mir jetzt, dachte ich verzweifelt wenig. Aber die Umgebung gleichfalls nicht. Der Krieg hatte sich ja herrlich siegreich angelassen, unsre Helden würden es schon schaffen.

Der Abend kam. Loulou prächtig und verführerisch angetan, in schwarzer und weißer Seide, zu ihrem roten Haar, jagte wild umher und schrie den dienstbaren Geist nicht wenig an. Ich beneidete sie um ihre herrscherlichen Gaben, auch um dieses Geschrei, das immer etwas Tatsächliches, Vernünftiges im Auge hatte; sie hatte in ihrer Art viel Ordnungssinn; nie habe ich sie lässig oder faul gesehen. In dem großen Atelier war ein schöner Tisch gedeckt worden mit allen guten Dingen darauf. Den Boden bedeckte ein herrlicher tiefschwarzer Teppich. Loulou hatte ihn erst vor ein paar Tagen gekauft. Er habe viel gekostet, sagte sie besorgt, und mußte dann lachen. „Ich bin ja praktisch,“ sagte sie, „trotzdem verliere ich alle paar Tage einen Hundertmarkschein.“

Die Gäste waren bereits alle versammelt als ich eintrat. Loulou hatte Rilke auf mich vorbereitet. So löste er sich sogleich aus der Menge heraus und begrüßte mich herzlich und zutraulich wie eine alte Bekannte; brachte ich ihm doch die Grüße von seiner sehr beachteten Verehrerin Ilse Erdmann.

²¹⁷ Handschriftlich am Rande: „wie ich sie damals noch besaß“

²¹⁸ In der älteren Fassung folgt an dieser Stelle der Satz: „Jeden Tag ließ ich mich frisieren, um das Haar aufzubessern.“

Ich fühlte mich sogleich wohl mit ihm. Auch auf meine Ohren hatte Loulou ihn vorbereitet, und den ganzen Abend über vergaß ich wahrhaftig, daß ich schwerhörig war, so intelligent erfaßte er sofort die noch größte Möglichkeit, sich unaufdringlich zu verständigen. Ich besinne mich ganz genau auf meine Stimmung wohliger Entspannung: ja, wenn alle Menschen wären wie die Dichter, dann wäre das Leben leicht!

Denn auch, wie er nach Ilse fragte, deren Briefe er rühmte, - nach unsren Laubacher Lebensverhältnissen, immer traf er in eine Mitte. Es war nicht meine Mitte, das fühlte ich bald, aber den Kunstsinn befriedigte es sehr, wie ganz er eine Persönlichkeit war. Mochte ich seine Dichtung verstehen oder nicht, die Persönlichkeit als solche, so schien es mir, begriff ich.

Es war eine schöne Sommernacht. Vor der großen geöffneten Tür breitete sich der Dachgarten, man hatte einen Blick weit über München. Die Gäste unterhielten sich in Gruppen, - unter ihnen befanden sich die Ehepaare Klee und Wolfskehl und einige mir unbekanntes sympathische Kunstjünger. Man schien zuweilen nicht ganz zufrieden, wie viel sich Rilke mit mir befaßte. Es interessierte ihn offenbar wirklich über Ilse, auch ihre Krankheit, viel zu erfahren, die Dichter sind ja immer Naturforscher.

Das Glück der Unterhaltung bestand für mich vor allem in seinem Wichtignehmen, das heißt Genaunehmen dessen, was ich erzählte. Und seine vornehme Bescheidenheit, ja scheinbare Gefälligkeit, mit der er jedem aus dem Wege trat, war die Sicherheit eines Weltmannes.

Ein schöner Abend. Wir saßen um den kleinen, mit Wein und Früchten beladenen Tisch und sahen den Tänzern zu, die die kleine braune Mona Mandu, dafür eingeladen, auf dem Dach produzierte. Da wir keine Musik hatten, schlug Frau Klee mit Topfdeckeln geschickt den Takt. Mona tanzte nackt, das war auch in München gewiß nichts Außergewöhnliches. Aber in Paris wirkte dergleichen natürlicher, kindlicher.²¹⁹

Von den allgemeinen Unterhaltungen weiss ich wenig mehr, wenn auch die durchweg interessanten Köpfe der Anwesenden mir bildlich blieben. Einmal äusserte ich, ich läse nie eine Zeitung. Frau Wolfskehl rief mit begreiflicher Entrüstung: „Aber das ist ja unglaublich!“ Wolfskehl, der Gatte[,] sprach seltsam pausenlos und sich überstürzend und erinnerte mich an Mr. Moul in Dublin. In meiner Verwirrung fragte ich ihn daraufhin, ob er Mr. Moul, den Freund von Oscar Wilde kenne. Er kannte ihn natürlich nicht. Hingegen erkundigte er sich natürlich nach meinen Berliner Freunden und Verwandten, wie es den Lepsius' ginge, sprach auch von Stefan George, doch nur ganz kurz. Es wußte wohl jeder, daß George und Rilke sich nicht liebten. Es ging etwas ungemein Vertrauenswürdiges von Wolfskehl aus.

²¹⁹ In der älteren Fassung folgt an dieser Stelle der Satz: „Rilke schaute übrigens kaum hin, in seinen Blickrichtungen war er äusserst eigenwillig, so diensteifrig er uns Tücher und Hüllen brachte.“

Der Abend dehnte sich bis tief in die Nacht und war sehr befriedigend bis zum Ende, wenn er mir auch kein Herzklopfen brachte. Rilke lud mich für die nächsten Tage einmal zum Tee ein. Der Tag wurde bereits festgelegt. Zuletzt betrachtete man Loulous Bilder, die auf das zahlreichste vorhanden waren, Portraits und viele heroische Landschaftsentwürfe aus Spanien und Südfrankreich, - auch ein Familienbild der Kippenbergs²²⁰. Die landschaftlichen Kompositionen hatten als solche etwas Großartiges, aber ich begriff den Ausspruch eines der Freunde: „Ich hätte Lust, alle ihr Bilder wirklich zu malen!“

Nachdem die Gäste gegangen waren, fegte Loulou noch eine Weile umher, um Ordnung zu schaffen, sie war unermüdlich. Sie hatte wirklich etwas von einer Herrin.²²¹ Sie war keine träumende Genießerin.

Ganz ähnlich wie es im Theater zugeht, daß man gespannt und lustvoll schaut und sich nicht mit Krittelei die Laune verdirbt, - ging es mir nun weiterhin in München.²²² Eines Tages traten Purrmanns ins Bild, gleichfalls frisch aus Paris gekommen. Ich sah ihn zuerst in der Pinakothek, und war überrascht von seiner körperlichen Ähnlichkeit mit dem Manet des Cézanne-Kreises, wozu Kleidung und Haarschnitt das Ihre beitrugen.

Ein ruhiger Pfälzer, dieser hervorragende Mathisse-Schüler. Freundlich sagte er nur: „Meine Frau weiß schon, daß Sie hier sind, sie freut sich.“ Er war alsbald mit einer grossen Kopie von Rubens' Kindermord beschäftigt, die sehr gut wurde. Zum Schluß fragte er mich, ob ich zufrieden sei, oder was ich daran auszusetzen habe. Ich meinte, die Kopie erscheine mir etwas kühl, worauf er lachte und sagte, Rubens' Gold gehöre zu seinen Fehlern. Auch sei das Gold der alten Meister sehr oft der Firnis.²²³

Die Wohnung der abwesenden Frau Hert[h]a König stand Rilke ganz zur Verfügung. Wir saßen auf einem großen Divan, uns gegenüber ein mächtiger Picasso, wohl Frau Königs Eigentum. Zwischen Rilke und mir stand das Teebrett. Die Unterhaltung war ganz zwanglos und natürlich voller Inhalt. Rilke erzählte von Finnland, von Rußland und den Tolstois. Wieder brauchte ich trotz meines Gehörs kein Wort zu verlieren. Dann kam er auch auf Regina Ullmann zu sprechen, die er ausserordentlich schätzte. Er habe, das dürfe er sagen, sie als Dichterin aus dem Dunkel herausgehoben. Sie sei wirklich ein Original. Mit seinem ihm eigenen humorvollen Lächeln

²²⁰ Das Portrait Katharina Kippenbergs mit ihren Kindern entstand erst ein halbes Jahr nach dem Aufenthalt Editha Klipsteins in München.

²²¹ In der ursprünglichen Fassung lautet dieser Satz: „Sie hatte wirklich einen besonderen Ordnungssinn, was etwa die repräsentierende Schönheit eines Raumes anbelangte.“

²²² In der ursprünglichen Fassung lautet dieser Satz: „Ganz ähnlich wie es im Theater zugeht, daß man gespannt und lustvoll schaut und nicht moralisiert, da man nicht mitspielt, - ging es mir nun weiterhin in München.“

²²³ In der ursprünglichen Fassung steht an dieser Stelle der Satz: „In den gleichen Tagen lernte ich auch Regina Ullmann kennen. Doch zunächst sei der Nachmittag bei Rilke geschildert, so gut ich das vermag.“

erwähnte er auch Reginas vaterlose Kinder und setzte hinzu: „Ein Kind hätte ich schon begriffen, aber zwei - !“ Besonders schön war, wie er über seine Arbeitsweise sprach, wie der Malte Laurids Brigge entstanden sei. Zuerst habe er die Figur ganz anders beabsichtigt, dann habe er in der Mitte beim alten Kammerherrn begonnen und von da aus das Ganze neu gesehen, auch die Hauptfigur. So ungefähr war es.

Und schließlich - für mich der lebendigste Teil der Unterhaltung - kamen wir sogar auf meinen Flaubert zu sprechen. Er sei ihm mehr wert als die meisten der neuen Dichter, ja er liebe ihn. Für ihn sei das bedeutendste Werk das letzte: *Bouvard und Pecuchet*. Es habe den rücksichtslosen Umriss der Rembrandtschen Alterswerke. Ich konnte nicht umhin, mit meiner *Education sentimentale* zu beginnen, obwohl mich Felix streng verwarnt hatte, dieses Buch gleich jedermann aufzudrängen. Hier aber stieß ich sofort auf viel grössere Sachkenntnis als die meine, auf eine echte Gegenliebe und dies veranlaßte mich, ihm in den nächsten Tagen durch einen Dienstmann das Exemplar der frühen „*Education*“ zu schicken, die schöne Conardsche Ausgabe, worüber er sich wirklich gefreut hat.

Ich schließe hier gleich an, was er in jenen Tagen darüber an die Fürstin Taxis geschrieben hat. Dieser Briefwechsel ist ja erst kürzlich herausgekommen: „Sie lesen Balzac, ich habe mich immer mehr an Flaubert gehalten, las eine wunderbar frische frühe Fassung der „*Education sentimentale*“, die mit dem späteren Roman kaum etwas gemein hat: denn der hat höchste Überlegung für sich, unbesonnenes Herzwesen kommt darin nur in reicher köstlicher Übersetzung vor.“

Und dann Strindberg. Jetzt spielt man hier, nach der unerhörten „*Gespensersonate*“ den „*Totentanz*“ und ich bin durch diese szenischen Erscheinungen fast mit dem Theater ausgesöhnt, das mir seit Jahren nichts mehr gegeben hatte. Es nimmt sich so heillos eigensinnig aus, die Trostlosigkeit des Menschlichen als sein eigentlich Absolutes darzustellen, aber in dem da Einer Macht hat, auch noch über das Trostloseste, - schwebt, unausgesprochen, ein Begriff nicht abzugrenzender Menschengröße über dem Ganzen. Und eine verzweifelte Liebe.“

Strindbergs „*Totentanz*“ sahen wir in den gleichen Tagen, auch mir ein grosses Erlebnis. Nur Rilkes Einladung, mit ihm zusammen zu gehen, hatte ich abgelehnt, da wäre die Taubheit doch eine Verlegenheit gewesen.

Unmöglich, die Gespräche des Nachmittags ausführlich wiederzugeben. Eins flocht sich ins andere. Sehr berührte mich seine genaue Auseinandersetzung, wie schwer es sei,²²⁴ von einem vollendeten Werk, den Weg zu der nächsten Arbeit zu finden. Es sei wie ein Abgrund dazwischen, und keiner könne einem abnehmen, die Brücke darüber zu bauen.

²²⁴ Handschriftlich am Rand als an dieser Stelle einzufügen gekennzeichnet: „Krankenhäuser - Duse“.

Ich war recht lange geblieben, hatte aber zum Schluss das beruhigende Gefühl, daß es nicht zu lang gewesen war. Als ich die Treppe hinunter ging, rief er mir von oben nach: „Es war sehr schön!“

Regina Ullmann war nun wirklich eine Erfahrung für sich. Ihre Erscheinung fast die einer ländlichen Heiligen. Sie blickte nur mit Einem Auge, aber wie ausdrucksvoll! Mich betrachtete sie mit grossem Ernst und sagte nachher zu Luoluo Albert gesagt: „Ich habe lange überlegt, ob sie bürgerlich ist, ich glaube, sie ist es nicht.“ Eine eigentliche Freundschaft mit ihr gründete das folgende kleine Erlebnis: Frau Albert reiste plötzlich nach Lindau und überließ mir, mit allen Schlüsseln ihre sämtlichen Räume. Die Verantwortung war mir garnicht angenehm. Regina ging in diesen Tagen aus und ein bei mir. Eines Tages geschah es, daß sie zunächst den Bücherschrankschlüssel verlegte, und gleich darauf stellte sich heraus, daß auch der Liftschlüssel verloren war. Dies machte mich gereizt, mit dem darauffolgenden Gedankengang: was wird nun noch alles kommen!, und ich muß wohl etwas unfreundlich reagiert haben. Statt sich zu entschuldigen, richtete sie ihr großes Auge strafend auf mich und sagte nur: „Wenn Sie in diesem Ton mit Ihrem Mann sprechen, wird er sehr unglücklich sein.“

Damit hatte sie mich gefangen, so etwas gefiel mir. Fortan gingen wir fast jeden Tag miteinander spazieren, zumeist an die schäumende Isar, und sie offenbarte mir ihr glänzendes Erzählertalent, das ihre Dichtung fast noch übertrifft. Wie eine Scheherazade empfand ich sie; der Faden riß nicht ab, aber alles war interessant. Und so blieb es während der langen Jahre, die ich mit ihr befreundet war und bin, - niemals hat sie mich im geringsten gelangweilt.

Es war nun eigentlich eine herrliche Existenz, Herrin zu sein in diesem Milieu voll schöner Bücher und Kunstgegenstände und der Besuche beträchtlicher Menschen, denen, wie auch mir, diese Räume viel zu sagen hatten. Übrigens hätte ich alles stehlen können. Die Korrespondenzen, einige Notizbücher von Rilke lagen offen da. Ein Paket seiner Briefe hatte Loulou mitgenommen, um sie vorzuzeigen, wie sie mit ihrer netten Offenheit prunkvoll verkündete.

Auch Frau Purrmann besuchte mich des öfteren und bewies neben ihrer Grazie ihre alte Art des schnellen Sarkasmus. Nach einem Umblick in dem Atelier äußerte sie: „Aber die Frau ist ja vollkommen geisteskrank!“ Ich sagte ihr: „Mir ist sie lieber als viele.“ Von ihrer Auffassung war sie aber nicht abzubringen. Nach alter Pariser Gewohnheit begannen wir uns alsbald zu zanken, immer waren wir verschiedener Meinung, und doch habe ich an wenigen Freundinnen so fest gehalten wie an ihr. Leider starb sie vor einigen Jahren, in Florenz, wo ihr Gatte die deutsche Akademie verwaltete.

Als sie hörte, daß auch Rilke mich öfters besuchte, sprach sie mit gleicher Schärfe auch über ihn: ein dünnes Wässerchen, seine Dichtung, aus keiner Fülle geboren; er hat das Möglichste daraus gemacht! Als wir ihn indessen

einmal gemeinschaftlich in der Stadt trafen, an der Frauenkirche, trennten wir uns alle Drei nach der Begrüßung, und jeder ging in einer andern Richtung. Und was ich gewußt hatte, bestätigte sich: Frau Purrmann war alsbald umgekehrt und folgte Rilkes Spuren.

Purrmanns blieben nicht lange in München, Mathildes Abschiedsworte zu mir waren: „Man ärgert sich ja jedes Mal über Sie, aber man vergißt sie nicht!“ Ich meinerseits werde nie vergessen, wie einstmals, als ich durch Paris nach Spanien fuhr, zum Kopieren im Prado, ich mich mit ihr bis zuletzt in ihrer Wohnung philosophisch unterhalten hatte und darüber meine sehr große Rolle selbstpräparierter Leinwand für die Kopien vergaß. Es war nur noch ganz kurze Zeit bis zum Abgang des Zuges, und ich durfte mein Gepäck nicht verlassen. Da stürmte Frau Purrmann fort, damals Mathilde Vollmöller, und kam atemlos und erhitzt wieder, ihre immer höchst soignierte Erscheinungen ganz aufgelöst. Wie liebte ich sie in diesem Augenblick, denn die kleine, eher zarte, aber sehr selbstbewußte Persönlichkeit hatte etwas getan durchaus gegen ihre Natur. Sie schob die Riesenrolle eilig in das Abteil und wir setzten unser unterbrochenes Gespräch ungefähr an der gleichen Stelle fort wie vorhin, sie auf dem Bahnsteig und zum Fenster hinauf sprechend. Ja, sie begleitete den Zug noch, als er langsam abfuhr, und es war kein Lebewohl, sondern die letzten streitbaren Worte eines Satzes, den zu äußern ihr wichtig war. - Derart war unser Verhältnis. Später besuchte ich dann sie und ihren Mann noch einmal in Frankfurt im Krankenhaus, wo sie Beide mit Malaria lagen. Sie fragten, ob ich die Ansteckung nicht fürchte, ich sagte wahrheitsgetreu: „Sie wiederzusehen wäre mir eine Malaria wert.“

Rilkes Besuche, die nun mir ganz allein galten, waren mir natürlich sehr kostbar. Ich sprach selber zu viel, was mir jetzt leid tut, ich hätte immer nur ihn erzählen lassen sollen. Aber trotz des Genusses erwachte in mir die erste Enttäuschung: daß, obwohl er zu mir allein sprach, es doch eigentlich ganz unpersönlich blieb. Ich war eben trotz meiner Jahre noch so jung, daß ich gerne einmal eine Korrektur gehört hätte, ein tieferes Eindringen in mein Verstehen oder Nichtverstehen. Darin war Stefan George anders gewesen, der gelegentlich trocken gesagt hatte: „Wiederholen Sie den Satz noch einmal, - wie meinten Sie das?“ Vielleicht war ich auch zu sehr imprägniert von Flauberts Briefen, die mir so viel Leben aufgetan hatten, die bei allem Pathos, aller Liebe die ganze Strenge des Meisters eingeschlossen; oder aber diese Strenge in eine so bewußte überlegene Nachsicht hüllten, daß auch der scharfe Tadel noch doppelt in einen eindrang. Wie aber konnte ich so viel verlangen! Es war lächerlich, und doch weiß ich, daß sich trauervoll überlegte: nun spricht man einmal mit einem Dichter, nur müßte er es auch *ganz* sein. - -

Felix und Flaubert. Man soll ja nicht vergleichen, aber diese kraftvolle lustige Männlichkeit lag mir nun einmal, ich brauchte sie, und die spanische

und französische Literatur hatten den Geschmack an der Verbindung von unbefangener Derbheit und Zartheit sehr verstärkt. Kürzlich las ich irgendwo die kleine Anekdote, daß ein Herr im Wagen seiner Geliebten eine kraftvolle, wahrscheinlich verdiente Ohrfeige gab. Als sie darauf zu weinen anfing, schlang er den Arm um sie und sagte: „Laß nur, mein Kleines, ich bin ja bei dir!“ Dieser Schlag von Herrenmensch scheint mir heute oft zu fehlen, zugleich mutig und streng genug, und ebenso zärtlich schützend.²²⁵

Welche Mühe hatte sich Felix mit Ilse Erdmann gegeben, deren große Empfindsamkeit und höchst lebendiger Geist oft an der Grenze egozentrischer Hysterie waren, so daß sie ihre Umgebung nicht nur beglücken, sondern auch entsetzlich zu quälen vermochte. Die vornehmen Sanatorien mit ihren Psychoanalytikern hatten wohl viel an ihr verdorben. Felix versuchte mit redlicher Mühe, sie zu ernüchtern, versuchte, ihr verständiges Leben schmackhaft zu machen, einen tätigen Alltag neben all dem Funkensprühen. Da er Künstler war, mit vollem Verständnis für Seelennöte, hätte er ihr vielleicht helfen können bei größerem Entgegenkommen ihrerseits. Einmal meinte er ganz verzweifelt: „Kaum habe ich Ilse so weit, daß sie Vernunft annimmt, kommt wieder ein langes Trosttelegramm von diesem gottverdammten Rilke!“ Rilke konnte ja gewiß nicht wissen, wie die Sache lag, aber späterhin dachte ich oftmals, wie wirkungsvoll er uns hätte stützen können, wenn er etwas schärfer hinter die Kulissen geschaut hätte. Sein Einfluß auf Ilse war groß. Dies nur, weil in unserem rücksichtsvollen und müden Zeitalter die Dichter oft mehr die Aufgabe fühlten, zu erheben und zu trösten, statt ihre Chance wahrzunehmen, die „Schläge des Liebhabers“ auszuteilen, von denen die Bibel spricht.²²⁶ Merkwürdigerweise will mir immer wieder vorkommen, als ob auch aus den zu großen Zurückhaltungen grade der Feinsten schließlich manche der extremen Grausamkeiten geboren wurden, als Resultate nicht mehr zu meisternder Verdrängung.

Flaubert, von dem Felix einmal ernsthaft humoristisch zu mir sagte: es scheint mir doch, daß ich mich im Himmel noch einmal mit ihm duellieren muß! – Flaubert gehörte zu diesen Liebhabern, wenn er väterlich auch die Armen, die Dirnen schützte,²²⁷ diese Kinder der Straße, die ihn „immer erregten“, über die er aber laut lachte, wenn sie anfangen zu moralisieren. Wie gut, wie freundlich, ging er, der Feind der Dummheit, mit der dummen Kreatur um. Da war nichts wie Menschlichkeit und wahre Sorge um unser Seelenheil. So auch bei Felix, der in seinem „Dorf“ hier unvergessen bleibt.

²²⁵ In der ursprünglichen Fassung folgt an dieser Stelle der Satz: „Auch müsste es mehr Ehemänner dieser Art geben, es sitzt Leben dahinter.“

²²⁶ In der ursprünglichen Fassung lautet dieser Teil des Satzes: „statt dass sie ihre Chance wahrnahmen, einer Strenge den Reiz des Ungewöhnlichen zu geben; eine Verführung besonderer Art.“

²²⁷ In der ursprünglichen Fassung folgt hier der Einschub: „(vor denen sich unsere Professoren bekreuzigten),“.

Es waren eben Männer, Väter, zu Patriarchen geboren, die sich um die Kinder kümmerten. Aber alles andere als Lebensverneiner. Das war es, was mich verführte, was mich sie lieben ließ. Keine wilde übermütige Fantasie, kein „Jagd“ Abenteuer war ihnen zu stark; was es sie haßten, war einzig das Leblose, das Lieblose, das sich vom Ganzen trennt.

- - Plötzlich war die schöne Münchener Zeit zu Ende wie ein Traum. Aber es blieb bis heute, etwa 36 Jahre später, die Freundschaft mit Regina bestehen und, in Paris oder sonstwo, auch mit Loulou; sie besuchte mich einige Male in Laubach, ein aufsehenerregender Besuch. Durch die ganze Stadt trug sie triumphierend auf dem Arm die schöne Alabasterpuppe aus Spanien, - und sah doch schon ohnedem exotisch genug aus. Im Gasthof bruhigte die alte Wirtin: „Sie ist eben eine Pariserin, Frau Feldmann“, und die antwortete gottergeben: „Es schadet ja nichts!“

- Regina hat viel bei uns im Turm gearbeitet, auch mit Felix wurde sie gut befreundet. Rilke ist nun schon lange tot, ein viertel Jahrhundert. Ilse Erdmann starb zwei Jahre früher.

Im Jahr darauf, 1916/17, verlebte ich mit dem Kind einen Winter in Burghausen bei Regina. Davon berichte ich an anderer Stelle.

Geht es nicht heute alles doppelt so schnell vorüber wie früher? Es stirbt einer, heute ist es ein Erschrecken, morgen, übermorgen schon verdeckt von neuen Ereignissen. Man fängt an, einem Anderen alles Gute ruhig und ohne Neid zu gönnen, denn jeglicher Triumph ist so kurz, selbst die glänzende Jugendzeit ist so kurz, daß man fast von Tagen sprechen kann. Man meint schon die Kinder der Kinder zu sehen. - Und rückwärts, welche eine Schau über die Totenfelder. Das erschreckt heute mehr noch als vor kurzer Zeit, denn als wir noch nicht in einer so riesenhaft geweiteten und überbevölkerten Erde atmeten, jeder Tag noch nicht eine Schaufel voll neuer, noch nie gehörter Namen in in allen Sprachen in den Zeitungen brachte, - lebten wir tatsächlich noch in einer kleineren Welt. Es gab Grenzen, die uns das Ende derjenigen Welt waren, die uns etwas anging. Anders ist man jetzt in ein Ganzes hineingemischt als früher. Früher schien man sich viel einzelner zu behaupten gegen das Massenleben und Massensterben ringsum. Soviel ist sicher, das Dasein war gegliederter, man war einer Gruppe zugeteilt, in der es einige anerkannt verehrte Angeber gab. Sehr viele Menschen gipfelten schließlich in einem einzigen Namen, als einem gemeinsamen Mittelpunkt. Und die Erinnerung an einen solchen Kreis orientiert sich an diesen ragenden Häuptern. Wenn wir an sie denken und sie bildlich vor uns aufsteigen, gesellen sich die übrigen Gestalten wie gerufen dazu, - die Gesichter der Freunde, aber auch der Gegner. Heute scheint es vielfach an diesen lebendigen und im Grunde doch befreundeten Gegnern zu fehlen, die den geistigen Kampf unter Freunden mit gleichen Zielen wagen. Scheint es nicht auch heute oft, dass die Geistigen verdammt sind, einzeln und verhüllt

zu schleichen, um nicht einem unwürdigen Verräter aus eigenstem Kreis zum Opfer zu fallen?

Vielleicht aber war es immer so? Seit ich jene Münchner Tage erlebte, flossen meine eigenen Beobachtungen von damals so viele Vervollständigungen aus mündlichen und schriftlichen Berichten zu, daß man sich wundern kann, wie es uns bei so viel gesellschaftlichem Wankelmut, Untreue und Gleichgültigkeit doch immer wieder glückt, eine friedliche Oberfläche zu schaffen, in der wir der Stunde gemeinsam froh werden dürfen, und auch gemeinsamer Erlebnisse ohne Falsch gedenken können.²²⁸

Auch dies gehörte zu meinem Erleben an der *Education sentimentale*,: wie dicht sie Treue und Untreue der Menschen aneinander rückt, und beiden nichts von der uns offenbar notwendigen Wahrheit nimmt.

Auch taucht die Erinnerung auf, - wie ich als Kind beim Betrachten der Bilderbücher dachte: Da wird man nun immer vor den bösen Menschen gewarnt. Was täten aber die Bilder ohne die bösen Menschen? Sie wären sehr langweilig.

- Und der gleiche Gedanke kam mir, ein wenig später, beim Betrachten der Galerien. Alles hängt von der Wahrheit und Stärke der Contraste ab, wie das Leben sie birgt und die Kunst sie verrät.

Ilse Erdmanns Krankheit hatte sich im Lauf kurzer Zeit sehr gesteigert. Die arme Seele tyrannisierte uns fürchterlich. Die gleiche Intensität, die sie uns zur mitfühlendsten Freundin gemacht hatte, wurde zu einem Strom, der über seine Ufer trat, man konnte sich ihrer nicht mehr freuen. Und doch war ihre Anlage gross und gut, man musste wohl an eine wirkliche Krankheit glauben. Hier ins Einzelne zu gehen gehört nicht zum Thema. Aber auch der Krieg wurde uns plötzlich ganz anders bewußt. Keineswegs herrschte mehr die Sicherheit eines endlichen Sieges. Dies wirkte sich auch auf die häuslichen Verhältnisse aus. Felix war immer mehr in den Dienst draußen verpflichtet, er konnte mir nicht helfen, und ich wurde mit Ilse nicht fertig. So wurden meine nächsten Fahrten nach München und Burghausen fast zu einer Flucht. Meine Freunde in München erkannten mich kaum wieder. Der Arzt, zu dem Regina mich brachte, fragte mich, ob ich schon jemals einen solchen Tiefstand der Gesundheit erlebt hätte. „Sie sind ja bleich wie der Tod!“ So schnell können Veränderungen kommen. Eigentlich hatte ich nicht die Absicht, Rilke diesmal zu besuchen, aber Regina bat mich geradezu darum, ich sollte ihm etwas für sie ausrichten.

Diesmal wohnte Rilke in einer Villa im Englischen Garten. Ob ich schon mit einem inneren Groll zu ihm ging, weil er uns in unsren Laubacher Nöten so wenig geholfen hatte, - oder welcher Dämon war es, der mir diesen

²²⁸ In der ursprünglichen Fassung bricht der Gedankengang an dieser Stelle mit folgendem Satzfragment ab: „Die Menschen, von denen der Ruhm ein Bildnis malte, werden wohl stets die Sammelpunkte bleiben, die auf ihre Weise beruhigend“.

Besuch vollständig verdarb? Dennoch glaube ich, daß es immer etwas Überpersönliches gibt, das bei allen Mißverständnissen, falls sie nobel gegründet sind, gerettet wird, und auf die Dauer der Zeit sogar zum Herrschenden werden kann.

Da ich mir selbst nicht gefiel, weder äußerlich noch innerlich, sah ich dieses Mal die Schäden um mich herum noch viel schärfer als im Sommer 1915. Es ging doch etwas Herzerreißendes vor sich in der Welt. Was für häusliche Leiden hatten wir während der Urlaubszeit von Felix durchzumachen gehabt. Keinen ruhigen Tag und keine ruhige Nacht. Wie sehr hätte er eine Entspannung gebraucht. Aber die Leidenschaft dieser Frau ließ es nicht zu.²²⁹ Der Freund war ihr zugleich das Größte geworden, was sie auf Erden wußte, und ihr bitterster Feind.

In dieser Verfassung nun, in die mich solche Zustände versetzt hatten, trat ich in die vornehme Villa im Englischen Garten ein, die vom Krieg noch nie etwas gehört zu haben schien. Dies steigerten noch meine Proteststimmung. Dabei war mir sehr schmerzhaft bewußt, wie - und wieder mit einer bezaubernden arglosen Zutraulichkeit - Rilke mir die Hand drückte!: wie sehr er sich freue, mich zu sehen. Er fragte dann gleich, ob ich krank sei, und da ich zu allem übrigen schwer erkältet war und kaum sprechen konnte, übernahm er fast ganz die Unterhaltung. Diesmal keineswegs unbeschwert, sondern er äußerte sich sehr verzweifelt über den Krieg. Sehr verzweifelt auch darüber, daß es keine ganz grossen Persönlichkeiten gäbe, die entscheidend eingreifen könnten. Seine eigne Arbeit sei ganz ins Stocken geraten, dazu die Unruhe von außen, die vielen Besuche, die zahllosen telefonischen Anrufe. Die zahllosen Verehrerinnen! Schoß es mir spöttisch durch den Kopf. Und ich hörte mich ganz trocken sagen: „Stellen Sie das Telefon doch ab.“ - Ich meinte, ihm seine Enttäuschung über mich anzusehen, aber ich hätte doch wissen müssen, daß gerade er auch den erbärmlichsten Zustand eines Menschen zu durchschauen imstande war. Er ließ sich nichts merken, holte Übertragungen aus dem Italienischen herbei, seine letzten Arbeiten, und traute mir zu, daß sich auch das Italienische mühelos verstand. Ich aber sah nur den weißen Salon, die vielen Reihen kostbarer Bücher, und ein ganz proletarischer Zorn überkam mich, daß hier noch ein Mensch aufs subtilste gekleidet, bis in das kostbar gewählte Schuhwerk hinein, sich des kultivierten Daseins freuen durfte, „während die Männer im Graben lagen.“

Wären diese Vorgänge nicht eine persönliche Erinnerung, sondern vielleicht eine erzählende Erfindung, hätte man sie, so scheint mir heute, fast komisch verwerten können. Da saß ich mit meinem Taschentuch in der Hand, das mir nach dazu zerriß, und vor mir Rilke, unverändert taktvoll, der anfang von Regina zu sprechen, von Reginas Kindern und von Frau

²²⁹ In der ursprünglichen Fassung folgt hier der Satz: „Sie wollte ihn ganz für sich gewinnen.“

Gäbelein, einer ländlichen Frau, die die Kinder betreute. Seltsamerweise wurde diese Frau, die uns doch beide nichts anging, noch das beste Stück von der Unterhaltung. Ich wußte von Regina, was für ein vorzügliches Wesen sie war, die das Haus für einen sehr schwierigen Gatten führte und alles hindurchrettete, auch die fremden Kinder. Eine Mutter von Gottes Gnaden, so wie sie selten, aber zuweilen geschaffen wird. Obwohl nun eigentlich in friedliches Fahrwasser geraten, trieb mich der Dämon doch immer wieder, etwas Hartes und Unfreundliches zu sagen. Es wurde fast wie ein Racheakt, und letzten Grundes war alles, ich einbegriffen, eine furchtbare Enttäuschung für mich. Der Begriff der Kunst und der Künstler hatte mir fast die Seligkeit auf Erden bedeutet. Spanien war die Bestätigung gewesen, dass Religion und Kunst sich nicht feindlich sind. Flaubert wurde zur weiteren Bestätigung, aber er lebte nicht mehr. Und nun kam mir alles, was Kunst hieß, wie ein verrückter Irrtum vor, die Schönheit hatte für mich ihr Gesicht gewechselt. Ich hatte daheim rein menschliche Leidenschaft gesehen und meines Mannes verhärmte Gestalt war wie die Verkörperung des Krieges und seines Grauens erschienen. Dagegen kam mir nun hier alles flau und ästhetisch verdorben vor, ohne daß ich den Wunsch verlor, selbst noch etwas „Schönes“ darzustellen. Seltsam veränderte Eitelkeit! Ich fühlte, daß ich nicht ausreichte, aus dem Dichter Funken zu schlagen. Waren wir nicht beide im Grunde dasselbe, Träumer des Lebens, und nicht blutig Erlebende? Die ganze berechnete Kritik, die eine verirrte Zivilisation treffen mußte, fiel auf mich selbst, und der Dichter, der so weithin hochverehrte Dichter, sprach mich nicht aus einer anderen Region an.

So trübselig nun eigentlich die Rolle war, die ich in diesen Stunden zu spielen hatte, so hat sich doch für mich etwas sehr Lebendiges daraus entwickelt. Trotz allem sollte mir dieser Dichter noch helfen. Das wurde mir viel später deutlich, als er seinen schweren Todeskampf begann, und wie großartig er sich dabei verhielt. Weit, weit über meine Maße. Statt des verwöhnten Menschen, den ich im Englischen Garten angetroffen, lernte ich ihn sehen als ein überzartes Instrument, das der eigensten Aufgabe nie untreu wurde. Auch wenn er einmal erlag. Er hatte seine Aufgabe erkannt und ging ihr nach wie einem Diktat, das von Gott selbst kam. Die Pflege, die Bewunderung, die er sich angedeihen ließ, waren Nebensache, er liebte seinen Körper, er wollte ihn bei guter Laune erhalten. So liess er sich auch ein scheinbares Übermaß an Verwöhnung gefallen.²³⁰ Im Grunde fühlte er sein Ende schon vor und hatte große Sorge um seinen eignen Tod. Merkwürdigerweise kam dies sogar bei dem mißglückten Besuch zur Sprache. Er fragte mich, ob ich den Tod fürchtete. Darauf ließ sich nur ja sagen. Aber er meinte etwas ganz anderes, als wie ich es verstehen konnte. Er wollte sich seinen Tod erbauen wie noch einmal ein Kunstwerk und hat

²³⁰ Handschriftlich am Rande als an dieser Stelle einzufügen markiert: „Körper gut verstanden“.

später, als er todkrank war, ganz kindlich demütig gesagt, so schwer hätte er sich das Sterben nicht gedacht. Worin also lag seine Hilfe? In dieser äußersten Bewußtheit, die sich selbst nichts verschweigen konnte, in dieser letzten Redlichkeit. Er war nicht religiös. Gefühlvolle Frauen haben da wohl vieles verwechselt. Und die Kritik kluger Männer hatte in diesem Bezug ganz recht. Aber was ist Religion? Eine Bindung. Und wenn die Ansteckungskraft von Rilke in unsrer Welt nicht aufhört, sondern eher zunimmt, so hat er eben doch die Bindung gefunden mit unbewußten Tiefen in uns, denen er zum Bewußtsein verhalf. Hier versagen die Worte. Ich kann nur noch hinzufügen, daß dieser trübe Tag auf die Länge der Zeit meine größte persönliche Erinnerung wurde an den Dichter. Das, was er mir in diesen Stunden nicht erließ, war eine große Dankbarkeit von meiner Seite wert; denn er befestigte gleichsam meine betätigte Unreife in einer immerhin seltenen und bedeutenden Situation. Das heißt, befestigte sie so unaustreibbar, daß meine Entwicklung daran weiterarbeiten mußte, ob ich wollte oder nicht.

Nach diesem Besuch erlebte ich Rilke nur noch durch Regina Ullmann aus der Ferne. Ich gab ihr einen gemäßigten Bericht und sie schob schließlich alles auf mein Befinden. Dies würde in Burghausen schon besser werden.²³¹

²³¹ An dieser Stelle folgt in der ursprünglichen Fassung folgender Abschnitt:

Regina und ihre Mutter ließen mich in den Wintern 1916 und 1917 die großartigste Gastfreundschaft fühlen. Um nur kurz ein Bild hier zu entwerfen von unserer Existenz in dem alten Turm, den Regina sich erworben, muss ich doch sagen, dass wir seit jenen Tagen schwächer geworden sind, schwächer im Gefühl und auch in unseren Leistungen für einander. Die Ausnahmen bleiben ja immer unangetastet. Aber das Gesamtbild ist eine Sache für sich. Es war ein saftiges Leben, das wir zusammenführten. Ich hatte im Jahr 17 meinen kleinen Sohn, vier jährig, mitgebracht und wir waren eigentlich für die alte Frau Ullmann, die keineswegs reich oder überkräftig war, eine merkwürdige Belastung. Der Aufenthalt verdient eine Würdigung seiner selbst. Hier lasse ich nur ein paar Bilder aufleuchten, wie sie mir immer wieder ins Gedächtnis kommen. Die Mühsal zum Beispiel, mit der wir das Holz herbei chafften und die noch größere Mühsal, es zu trocknen. Sehr praktisch waren wir wohl alle miteinander nicht. Das Dasein wurde beherrscht von Reginas mystischem Geist. Bei aller Realität, ihrer großen Vorliebe auch für Essen und Trinken, was sie eine Mystikerin, die das äußere Leben regieren ließ von inneren Einsichten, nicht umgekehrt. Man lese ihre Bücher, wie stark die aufgegriffenen Kontraste sind. Immer zum Lachen und Weinen zugleich. Aus kleinsten Anlässen entwickelt sie Schicksale, ohne falsche Zutaten. Nie vergaß sie das Leben über der Dichtung. Sie hatte ja das Leben gewagt, sie hatte die Kinder. Beide Väter hatten sie heiraten wollen, sie hatte nein gesagt, ihre Neigung und Achtung reichte nicht dafür. Die Höhe ihrer Berühmtheit in München veranlasste reiche Damen, Rilke-Verehrerinnen, die Kinder adoptieren zu wollen, sie sollten in die Odenwaldschule geschickt werden. Regina wollte keine Damen aus ihnen machen, sie sagte alles ab. Die Ältere wurde Gärtnerin, die zweite zuerst Dienstmädchen, dann Klosterschwester, schließlich Krankenpflegerin. Beiden geht es heute, menschlich gesprochen, ausgezeichnet. Endlich war einmal geleistet worden, dass ein wirklich geistvoller Mensch nicht wünsche über seine Maße zu leben. Regina wünschte nicht ihren Stand zu erhöhen. Die Gärtnerin heiratete einen Gärtner, der jetzt bei München ein blühendes Geschäft hat, sie ist glückliche Frau und glückliche Mutter. Die Zweite soll

Dorthin dringend von ihr eingeladen, verlebte ich den Winter 17 mit meinem Sohn bei ihr, und aus der spontanen Sympathie wurde eine Lebensfreundschaft.

Ein Teil von mir, und ich gehe immer mehr von der Idee der Schichten aus, die wir in uns haben, (d.h. daß wir viel mehr die sich befeindende Welt in uns selbst haben als außer uns,) – also ein Teil von mir hat doch oftmals bedauert, daß ich die Brieffreundschaft, die Rilke mir antrug, ablehnte, und auf seine wirklich gütige Frage: ob er mich nicht einmal in Laubach besuchen solle, beinahe grob meinte: es würde ihm alles dort viel zu einfach und zu langweilig sein.

Zweifellos ging diese Ablehnung mit aus jener Eitelkeit hervor, die wir am ungernsten zugeben; ich fühlte vor, daß ich eine wenn auch sehr distanzierte Freundschaft mit Rilke nicht in guter Form würde durchsetzen können, es fehlte mir der letzte Glaube. Für mystische Lyrik war ich unbegabt, mein Herz wurde von Mörikes Gedichten gerührt, und ich glaubte

gleichfalls glücklich sein. Aber auch meinen kleinen Sohn griff Regina sofort mit wirklicher Liebe an, er war ein eigensinniges Kind, das sehr viel schrie, aber auch liebenswürdig und reizend. Hatte er seine Anfälle, sperrte Regina ihn ein und ein ganzer Vormittag war ihr nicht zu schade, sich vor die Tür des Verließes zu setzen und abzuwarten, ob Christian seinen Anfall auch innerlich überwunden hatte. Sie liebte das Kind, das war nach ihrem Herzen veranlagt. Mir wurde fast deutlich, als ob ich mit dem Kind bisher nur gespielt hätte. Nun, hier keine Ausführlichkeiten, aber ich darf sagen, dieses Winterleben hatte etwas wirklich Lebendiges. Weit mussten wir über Land gehen, um Butter und Eier für das Kind zu holen, es war ja der Hungerwinter. Regina erzählte den Bauern schöne Geschichten als Dank dafür, was sie gaben. Ich hörte mit Begeisterung zu. Als ich ihr dies einmal sagte und wir mit unseren Schätzen abgezogen, fuhr sie mich wütend an: "Ja, du hast es dir bequem gemacht, ich bin zu Tod erschöpft." Sentimental wurde sie niemals. Ihre Geschichten könnten die besten Kalendergeschichten moderner Art sein. Sie sind viel zu wenig bekannt. Eines ihrer Themen, das mir gerade einfällt: eine alte Dame erwartet zum Abendessen einen fernen Freund, von dem sie weiß, dass er äußerst kränklich ist. Sie hat eine herrliche Mahlzeit vorbereitet, dieselbe schmückt bereits den Tisch, der Freund erscheint nicht. Es kommt ein Telegramm, das nicht von ihm ist, soviel sieht sie, ohne es zu öffnen. Sie ahnt nach der letzten Nachricht über sein Befinden, was es enthält. Sorgfältig legt sie das Telegramm uneröffnet unter die Serviette und was sie sonst noch neben sich hat und beginnt dann langsam erst einmal das ganze Essen zu verzehren. Dies will sie gehabt haben, bevor der Schrecken kommt. Natürlich ist solche Wiedergabe nichts. Aber wie es erzählt wird, wie furchtlos wahr! Eine andere kleine Erzählung ähnlicher Art: In der Hungerzeit hat eine reiche Bauernfamilie sich noch eine prachtvolle Mahlzeit bereitet aus eigenen Beständen und will gerade daran gehen, sich daran zu erfreuen. Das sehen sie durch ein kleines Fenster, das auf die Landstraße geht, einen Zug von Freunden und Verwandten nahen. Eilig wird der duftende Braten und was es sonst noch gab, in die Schränke verstaut und nicht eher die Tür geöffnet bis alles verschwunden ist. Nun aber setzt die Kunst der Erzählung ein, wie die Eintretenden alles riechen, was verborgen worden ist, eines nach dem anderen. Der Humor ist völlig untergründig, Regina war gar nicht humorvoll im gewöhnlichen Sinn und machte keine Witze. Aber sie bewies mit ihren Erzählungen, dass das Leben selbst humorvoll ist. Immer gab sie innerhalb ihrer Kräfte ein Ganzes. Nun damit Abschied von einem Kapitel, das reich genug gefüllt werden könnte.

auch darin einen unbestechlichen Sinn für Poesie zu beweisen. Aber im Kreis der Rilke-Verehrer hätten meine geheimsten Urteile barbarisch geklungen, und unausgereift waren sie zweifellos.

Jetzt, da die unzähligen Briefe Rilkes im Druck vorliegen, bin ich froh, nicht unter den Korrespondentinnen zu sein, obwohl ich einige seiner Briefe aus dem Anfang der Bekanntschaft treu bewahre. Immer war in mir ein Widerstand, auf etwas einzugehen, worüber Flaubert sich lustig gemacht haben würde, so drollig dies klingen mag. Aber Flaubert gegenüber fehlt das Wort, das man Bossuet, dem Prediger, ins Grab nachgerufen hat: „Zu schön!“ Zudem grämte mich Rilkes schon früh geäußerte Bestimmung: daß alle seine Briefe nach seinem Tode für den Druck freigegeben werden sollten. Es ging mir gegen das Gefühl, einen Brief gleichsam schon zu schreiben für den Druck. Ob diese Empfindungen nun richtig oder falsch waren? Ich glaube, Rudolf Kassner würde mir Recht geben, daß ein jeder Mensch eben aus seiner *Art* heraus urteilen und handeln müsse, und er selbst, der Rilke nicht kritiklos sah, hat ihn aufs Höchste bewundert, daß er immer seine *Art* betätigte. Dem muß ich wahrlich beistimmen: Rilke baute aus seiner Person ein einzigartiges Bild, das ihn dann überpersönlich überleben konnte. Man weiß keinen, der ihm auch nur entfernt ähnlich sieht.

Hingegen haftet an Stefan Georges Gestalt etwas Volkstümliches. Es war eine primitive Körperleidenschaft in ihm, die den anderen fehlte, und auch mit Geschmacklosigkeiten versöhnte, wie etwa der vielfach bespöttelte Kultus mit dem schönen Maxim. Mir kommen diese Auswüchse jetzt fast liebenswert vor. War denn der bürgerliche Geschmack jemals wirklich ein Richter für den Geschmack? Auch konnte George warnend den Finger heben, was die Erziehung der Kinder anbelangte. Der Sohn der Weinbauern soll ohne jeden Luxus gelebt haben; wenn er sich zelebrieren ließ, war es schließlich sein Werk, das er mitfeiern half, und aus der Zielrichtung seines Werkes hat er bedeutende Schüler gezeugt. Er war verbundener mit der Erde, auch Hofmannsthal war dies. Aber wozu vergleichen? Der Schritt, der jetzt getan werden müßte, scheint: daß wir alles Moralisieren bei der Würdigung anderer fahren lassen müßten und dankbar sein, wenn er sich selbst erreicht. Natürlich kann ein oder der andere mir von Natur mehr liegen, indessen könnte sich vielleicht gerade jetzt ein altes Bildungsideal erneuern, daß nämlich die Werturteile der Menschen über ihre Personen und Ämter hinaus sich unabhängig befreunden und in diesem Raum lebendiger Gegensätze sich wieder etwas wie eine gesellschaftliche Kultur bildet.

Gegen den Münchener Kreis, diesen einmal als Ganzes genommen, zu revoltieren, wäre mir damals nie eingefallen, dazu war er mir zu fremd. Die Menschen, die persönlich anzutreffen mich wohl besonders gefreut hätte, etwa Thomas Mann und Annette Kolb, traf ich nicht. Zufällig, kann man nur sagen. Aber ist es nicht mystisch, wie man oft die großen Zufälle umgeht, und Menschen, die sehr bestimmend auf uns hätten wirken können,

entweder garnicht oder erst sehr spät kennen lernt? Ich ging eines Nachmittags in München in der Sofienstraße lange auf und ab vor dem Kolb'schen Hause, dies ein ernstes graues Gebäude gegenüber dem Glaspalast, der ja inzwischen abgebrannt ist. Warum trat Annette nicht zufällig heraus? Ich hätte sie ganz gewiß angedet. Warum traf ich sie auf keiner der Gesellschaften? Zufall. Dabei hörte ich im Gespräch viel über sie. Aber die Initiative, sie als „Berühmtheit“ aufzusuchen, fehlte mir. Es war vielleicht auch sonst zu viel an persönlichem Erleben zu bewältigen, und ich wollte keine neugierige Interviewerin werden. Diese gleichen Hemmungen hatten leider Felix und mich 1909 in Paris verhindert, Rodin aufzusuchen, obgleich wir von Zuloaga und Cossio großartige Empfehlungen in der Tasche trugen. Man kann da nur sagen: es sollte eben nicht sein.

Was aber, um dieser Nachdenklichkeit ihren Sinn zu geben, hatte mich in meinem doch einfachen und bescheidenen Dasein doch derart zufriedengestellt, daß keinerlei Skepsis dagegen aufkam? Wann einmal war mein Wesen erfüllt gewesen von einem ganz gläubigen Ja, in dem man sich allem Großen dieser Erde ebenbürtig fühlte? Am Höchsten das, was ich unverwertet sah, etwa das spanische Volksleben, das Zigeunerleben auch, das den Menschen für immer „verschlingen“ kann in seine Urgründe und ihn der unterirdischen Vegetation zurückgibt. In Paris war es die echte Bohème, das saftig-kritische Leben der Künstler dort untereinander, der Lebenden und derer, die die Erinnerung bewahrte. Es entzückte mich, wie die Goncourts erzählten von Flaubert, der im Kreise seiner nahen Freunde ihnen in Croisset die Salambo vorliest. Sie sollten einen ganzen Tag zuhören und wurden zwangsweise festgehalten, obwohl sie sich langweilten und wild protestierten. Aber Flaubert ließ nicht locker; sie mußten hören bis zu Ende. Muß man da nicht herzlich lachen, und zugleich die Sicherheit des menschlichen Vertrauens bewundern unter den sogenannten Geistigen?

Flaubert hat dann das Werk selbst gerichtet: „Das Buch ist verfehlt, die orientalische Frau ist undurchschaubar.“ Indessen bleibt natürlich das Niveau des Werkes unbestritten, und dieses gemeinsame Wissen um ein unbestreitbares Niveau ist eben die Grundlage, die jede, auch die scharfe Kritik wagen läßt.

Dies alles nun erschien mir Poesie, ein gemeinsam gepflegter, großer Garten mit den verschiedensten Fruchtbäumen darin. Aber in Deutschland scheint der Poet fast immer mit einem Unglück verbunden, er ist der unglückselige Ausnahmefall, über den die Normalität siegen darf; die sogenannte Normalität, die ja in Wirklichkeit undiskutierbar mittelmäßig ist, und eben darum unbesiegbar,²³² - denn man stößt auf Gallerte, nicht auf kampffähige Substanz.

²³² In der ursprünglichen Fassung lautet der Nachsatz: „man stösst auf Gellerte und nicht auf Jules Janins.“

Der große Beifall, den Rilke auch bei Lebzeiten genoß, ging, abgesehen von der begeisterungshungrigen und echt begeisterten Jugend, vornehmlich von Aristokraten und reichen Leuten aus, die weniger den Befehl eines Dichters hören wollten, als von ihm in das Reich der Schönheit entführt werden. Diese Kunstbegeisterung, hier als Ganzes genommen, war der feinste Luxus, den verwöhnte Leute sich kauften mit etwas Besserem als Geld. Rilke selbst rettete seinen Kern, sein Werk, - und hat schließlich mit seinem schweren standhaften Tod sich weit entfernt von jeder Lebenscomödie, und hat beispielhaft bezahlt.

Am 2. Januar dieses Jahres 52 jährte sich zum fünfundzwanzigsten Male Rilkes Begräbnistag. Kein Wunder, daß sich die Feiern für ihn überall aufboten. Die Rilke-Ausstellung in Paris hätte ich wohl gerne gesehen, in der Bibliothek Ste. Geneviève, von der Leiterin Marie Dornoy vorbereitet. Ich folge hier dem Bericht der Neuen Literarischen Welt vom 10. Januar diesen Jahres. Insbesondere widmete sich diese Ausstellung wohl Rilkes Beziehungen zu Frankreich, doch kam auch manches andere zu Wort. Viele Photographien die Freunde betreffend, Rodin, Gide, Valéry, - Rilke nach den russischen Reisen im Russenkostüm, viele Aufnahmen seines Turmschlösschens Muzot, auch von den Innenräumen, zuletzt der Friedhof und das Grab. „Einzigartig,“ so sagte die Zeitung, „einzigartig das Portrait, das Loulou Albert-Lazard 1916 in Rodaun bei Hofmansthal von Rilke schuf, und ihr Gemälde von seiner Grablegung.“ Zum Schluß heißt es: „In dem großen literarischen Kreis, der sich zur Eröffnung zusammenfand, waren auch alte persönliche Freunde anwesend, wie Loulou Albert-Lazard, Jules Supervielle und Hausenstein mit Gattin, deren Trauzeuge Rilke einst gewesen war.“

Seltsam, nach so langer Zeit klingen noch einmal die gleichen Namen auf, - als Lebende. Was ist Zeit? Man pflegt sie gewöhnlich als etwas Materielles zu empfinden mit ihrem irdisch so raschen Verlauf, aber andererseits kann diese verfließende Zeit doch die ganz übermaterielle Meisterin sein, die uns das Wesentlichste der Jahrzehnte gewaltsam zusammenschiebt und, überraschend neu, - sich ins Gesicht starren läßt; längst Vergangenes dicht neben das Heutige. Loulou Albert, wer mag sie heute sein? Wie lange ist es her, daß ich sie sah. Vielleicht ähnelt sie der spanischen Alabasterpuppe, diesem durchsichtig-pompösen Wesen, das ich aus Spanien mitbrachte, und das Loulou so entzückt durch die Straßen Laubachs trug. Ihrer Erscheinung war wirklich etwas von der Haltbarkeit zu eigen, die die Rokokodamen ohne Übergang in ihr gemaltes Bildnis wandern ließ; das Kostüm verschlang gleichsam ihren Tod. Dergleichen berührt wohl den Ursprung jeder Maskierung. Das letzte Mal also sah ich Loulou in den Unglücksjahren Deutschlands. Sie besuchte uns mit ihrer anmutigen Tochter im Auto oben in unserem Berghäuschen in Laubach, auf dem Weg nach China. Es war ein seltsamer Besuch, voll Wiedersehnesfreude, geistvollem Witz und

verhängter Melancholie. Die Künstler verderben sich nicht so leicht eine Gegenwart. Älter war sie geworden, aber in dem vorgenannten Sinn auch wieder nicht. Bei der Abfahrt sahen wir, dass sie noch etwas suchte, doch sagte sie nicht wonach. Als wir dann später die Brille fanden, erkannten wir, daß sie verschämt zu diesem Zeichen des Alterns sich nicht hatte bekennen wollen. Mir tat der Verlust für sie leid; auf der Reise schafft sich dergleichen nicht leicht wieder an. Aber die Repräsentation, das Decorum, ging der Künstlerin Loulou immer über alles!

Dieselbe Zeitung nimmt aus dem „Inseltschiff“, aus dem Begräbnisjahr 27, Corrodis Schilderung der Totenfeier in Raron. Wie viele Berichte habe ich seitdem darüber gelesen und auch gehört! Immer wieder ergreift es. Und da ich nun selbst mit meiner Schwägerin im Jahre 1938 die Kirche von Raron und Rilkes Grab aufsuchte, auch das Schloß Muzot, trug es viel zu dem Eindruck des schauenden Erlebnisses bei, zu wissen, was sich hier an jenem Wintertag abgespielt hatte. Wie hart die Arbeiter das Grab aus dem vereisten Boden schaufeln mußten an der Außenwand der Kirche, das Versenken des Sarges, die stille Messe, und die Geige der Alma Moody, die offenbar wunderbar erklang. Diese Begräbnisfeier war für mich, so wie ich sie vernahm, bereits der Anfang einer Legendenbildung. Rilkes Bild und Leben, und mag es auch den Heiligen nur bildlich nachgelebt sein, wird als Legende in die Geschichte eingehen. Rührend habe es gewirkt, so sagt Corrodi, wie die Dorfkinder die schweren Kränze in frostblauen Händen während der langen Feier so hochhielten, daß sie die Erde nicht berührten. Keine Seele vom Dorf Raron hat des Dichters Werke gelesen, aber die Ehrfurcht, die diese Stunden schufen, war eine Volksverbindung, die es garnicht mehr häufig gibt. Rilke blieb schöpferisch über seinen eignen Tod hinaus.

Nun kann ich kurz nur Bild an Bild reihen, wie die Bilder bei jenem Novemberbesuch in mich einfielen. Das Wetter war schön, der Weg, den wir hinaufstiegen zu der Kirche, wurde uns von einem Zug weißer Ziegen gewiesen, die uns begleiteten. Der Blick auf die große Berglandschaft ringsumher war unsagbar schön. Dieser Blick in das Wallis damals hat meine Sehnsucht nach mächtiger Landschaft, - die so vielen von uns dann durch äußere Umstände für lange Zeit entrückt wurde! - noch sehr verstärkt.

Die kleine Kirche in ihrer beherrschenden Lage und die wohl immer geschmückte Grabstätte mit ihrer Tafel, - es konnte fast wie ein Wiedersehen sein, da man so viele Abbildungen geschaut hatte, und war doch ein unmittelbar ganz neuer eigner Eindruck. Die Grabtafel mit dem Spruch der Rose darauf, der von ihm erwählten Blume, schien mir wie ein Gesicht, das mit stummer Erwartung in die Ferne blickt.²³³

Wir pflückten Efeu vom Grab, wir wanderten auf den kleinen Friedhof auf der anderen Seite der Kirche, und grade dieser Besuch bestätigte mir

²³³ Ein handschriftlicher Eintrag an dieser Stelle zeigt, dass Editha Klipstein vorhatte, hier den „Spruch der Rose“ einzufügen.

wieder, daß Abbildungen, schöne Photographien, etwas sehr Schönes sind, wenn sie uns an Eigengeschautes erinnern. Aber ein selbständiges Erlebnis bringen sie kaum zu stande -

Das ist tröstlich, denn könnte man nicht auch daran die Unersetzlichkeit der Kunst erkennen, für die das Motiv nur ein erwählter Vorwand ist, und die mit dem einmaligen Festhalten einer Vision auch den Beschauer zwingen kann, sich mit dem Künstlerauge in unnennbaren Sphären zu treffen?²³⁴

Am nächsten Tage also suchten wir von Sierre aus das Schlösschen Muzot auf, ein langer sehr schöner Spaziergang dorthin. Eine Pappelallee in einem breiten, von den Bergen dennoch wie verdüsterten parkähnlich bepflanzten Tal, - Südfrankreich, - die Rhône! Als wir den Turm Muzot, der vollkommen einzeln in der Landschaft steht, erreicht hatten, war das Gartentor verschlossen. Die Verwalterin des Hauses, Fräulein Baumgartner, kam zu uns heraus: Herr Reinhart, der Besitzer, habe das Betreten des Turmes verboten, der Zustrom der Besucher sei zu groß geworden. So nahmen wir Schlösschen und Umgebung in uns auf und gingen niedergeschlagen zurück; ich überlegte, was dennoch zu tun sei. Die Brüder Reinhart, die großen Kunstfreunde, waren in Winterthur zu Hause, Gubler, mein alter Freund von der Frankfurter Zeitung her, gleichfalls; er hatte dort ein Traubengut. Vielleicht ließ sich da etwas machen.

Meine Schwägerin Frieda telefonierte also nach Winterthur, mit ihrem Schwyzer Dütsch, die zwitschernde Stimme der reizenden Frau Gubler antwortete sogleich. Das träfe sich gut, gerade wolle ihr Mann mit Reinhart ins Konzert gehen, - Werner Reinhart müsse an Fräulein Baumgartner Nachricht geben.

Und so geschah's. Am nächsten Morgen trat uns am Tor von Schloß Muzot ein anderes Fräulein Baumgartner entgegen, voll herzlicher Freundlichkeit. Herr Reinhart habe ihr Bescheid gesagt. Den ganzen Tag blieben wir im Turm, wurden gepflegt wie Gäste, und konnten uns in voller Ruhe der Betrachtung hingeben; dazu hörten wir Fräulein Baumgartners Berichten zu, die mit Rilke in seinen letzten Jahren so viel Alltägliches treu geteilt hatte.

Es wurde nun ein langer Tag, das heißt reich ausgefüllt. Dennoch staune ich, wie viel mir von dem Gesehenen bildlich entfallen ist. Keineswegs das Ganze, das mir heute deutlicher scheint als damals, aber das meiste der Einzelheiten.

Das sehr kleine Schlafgemach neben dem Arbeitszimmer, ein schmales Lager, fast wie an die Wand gepreßt, hatte wirklich etwas Klösterliches. Von

²³⁴ In der ursprünglichen Fassung lautet der Absatz: „Das ist tröstlich, denn auch daran erkennt man die Unersetzlichkeit der Kunst, für die das Motiv nur ein Vorwand ist, und die mit ihrem einmaligen Erfassen einer Vision über alle sinnlichen Trennungen der Anschauungen hinweg sich mit unserem eignen einmaligen Erfassen in unbenennbarer Sphäre trifft.“

meiner eignen Leiblichkeit aus vermute ich, daß dem Dichter doch oftmals der Aufenthalt unten in der Stadt, und in einem sehr schönen und anheimelnden Hotel, das er schätzte, eine köstliche Abwechslung gewesen sein mußte. Wir halten eine Einsamkeit dieser Art, zumal im langen Winter, ohne Zwang nur mit Unterbrechungen aus, und das echte Mönchsleben war etwas, das wir nicht mehr nachmachen können, falls wir nicht hineingeboren und darin festgehalten wurden. Im alten Deutschland der ungerodeten Wälder mag es noch anders gewesen sein. Die Mönche von Kloster Arnburg in Laubachs Nähe, die dazumal das Gelände urbar machen mußten, sie lebten hart und schmutzig für eine Schönheit in ferner Zukunft, sie wurden, so sagt die Chronik, kaum älter als 30 Jahre, Schlaf und Speise wurden aufs Äußerste beschränkt. Wer könnte das heute noch – allein – verwirklichen? Es gehört dazu der Glaube in die Zukunft, über Jahrtausende hinweg, einer großen unsichtbaren Gemeinde, um das Denken, die Reflexion, das begrenzte Ichleben auszulöschen. Und doch hat gerade Rilkes Versuch, eine heute scheinbar unmöglich gewordene Schönheit einer gottseligen Armut wieder lebendig zu machen, etwas offenbar Unvergessbares in uns erweckt, so sehr sitzt uns Kindern des gottlosen 19. Jahrhunderts doch die Sehnsucht nach selbstloser Hingabe über den Tod hinaus im Blut, einer Hingabe an den „Kommunismus“ des Heiligen Franz. Blumen und Tiere, auch sie gehören zur Schönheit der Armut, mit ihnen zu leben war gleichfalls ein Luxus; das mußten dann viele der armen Großstädter vergessen.

- Auf dem Schreibtisch lag aufgeschlagen das Fremdenbuch, darin natürlich so manche bekannte und auch hochberühmte Namen. -

Kostbare Gegenstände leuchteten hier und dort im Haus, ohne Aufdringlichkeit, nicht nur in der winzig kleinen Kapelle im Erdgeschoß. Es erinnerte mich das, nur in vollkommen verwandelter Form an des Architekten Le Corbusier hoch zeitgemäße Wohnung in Paris. Wie sehr hatte es mir in dieser neuspartanischen Mansardenwohnung in Neuilly gefallen, daß nicht, wie in den gewohnten überfüllten Bürgerhäusern ein gekaufter Gegenstand den andern auslöscht, ohne innere Verwandtschaft dieser Gegenstände untereinander. Fast immer fehlte diesen Wohnungen der Gesamtgeist, die Atmosphäre, die auch in einer wunderbar sicheren Stufung der Werte besteht. Auch Corbusiers Wohnung war keineswegs das Werk eines Ästheten. Ein Ganzes mit seiner Wertskala, eingefangen zu einer Harmonie, die wortlos belehrte: die Steigerung von schlichten Möbeln zu einem einzelnen grossen Kunstwerk. Die Griechen, so heisst es, hatten zum Spott der Römer simple Privatwohnungen, - Hausfassaden zur Straße hin, die nicht auffielen; ihre Gäste schliefen auf den Bänken an der Wand, und ihre Kunstschatze trugen sie in die Tempel, wo alle sie sehen konnten, auch das Volk. Im Grunde das Gleiche wie hier, die Steigerung von der „Verneigung zur Anbetung“. Mir scheint dieser Gedankengang nicht gesucht, das Primitivste und das Seltenste waren beieinander, und der

Geschmack der Beschauer wurde gefühlsmäßig emporgeführt und verfeinert. Gefühlsmäßig anspruchsvoll gemacht! Ist es nicht ein Unglück für ein Volk, wenn der einfache Mann das erlesene Schöne nicht mehr unterscheiden kann, das zur Ehrfurcht zwingt und glücklich macht auch außerhalb des eigenen Besitzes? Wie unzureichend erscheinen einem zumeist die Wege, die eine Allgemeinbildung und Volkseinheit erzwingen wollen.

Der Bau Muzot stammt aus dem 13. Jahrhundert, die Möbel zum Teil aus dem 17., über die Geschichte des Gebäudes gibt es eine kleine Literatur. Eine musterhafte Ordnung schien hier schon zur Tradition geworden, Rilke war ja ein Mann äußerster Geordnetheit. Schon allein dies war mir damals in München wie ein Geschenk von ihm, daß mir das „Ordentlichwerden“ wieder begehrenswert schien, wenn auch vielleicht nicht mehr erreichbar. Die eitle Pflege häßlicher Inventare, die es nur auf die Bewunderung des Nachbarn absah, hatte mir den Begriff einer Ordnung weitgehend verleidet. Ja die Zerstörung, die wir dann erlebten, schien mir als Schrecken gemildert durch die Idee, wieviel Sinnloses und Halbgutes auf diese Weise doch auch verschwunden ist. Aber wer weiß, ob es aus der Verfassung der Seelen der Menschen nicht noch einmal geboren werden wird; ein Qualitätsgefühl neu zu züchten könnte jetzt fast zu einer religiösen Aufgabe werden! Zur nächsten Aufgabe auch der Schulen!

In eine mittelalterlich bewahrte Wohnung wie diese konnte jeder Pilger, ob König oder Bettler, unverschüchtert und ohne Neid eintreten. Die Entrées der meisten Prunkvillen von ehemals aber, enthielten sie nicht für jeden Armen sogleich den Satz: Der hier ist reich, und du bist es nicht!? – Wie weit waren wir von jeder bindenden Schönheitsidee abgekommen, und wie harmlos sprechen noch immer die Massen dieses Wort „Weltfrieden“ aus – als ob er ein Los sei, das man aus der Urne ziehen und gewinnen kann. So wie wir da sind, bauen wir ihn wohl noch nicht.

Fräulein Baumgartner erzählte so manches Interessante aus dem Gesichtskreis der guten Hausverwalterin heraus. Sie brachte Schnaps, den sie und Rilke gemeinsam gebraut hatten. Sie bewirtete uns mit netten kleinen Mahlzeiten. Meine Schwägerin und sie plauderten melodisch im Landesdialekt, und ich, ich war glücklich und zufrieden, ja, ich schwelgte geradezu in diesem seltenen Tag. Wie dankbar hat man immer für das Seltene zu sein! Jetzt eigentlich fiel mir erst ein, was Regina Ullmann, Valéry, so mancher Geistesfreund über diese Räume, diese Landschaft geäußert hatten. Rilkes Verehrer, seine dankbaren Freunde, hatten ihren Anteil an dieser Harmonie. Er hatte nicht zu den verbannten Dichtern gehört, dazu war der Kontrast seines höchst eigenartigen Werkes allzu erwünscht gewesen für eine erstaunlich banal gewordene Zeit. In diesen Glanz wünschte mancher zu treten, dem ein religiöses Leben unverständlich und das Grau des Alltags unerträglich geworden war. Und nochmals. Diese

wundersame Ordnung ohne jede Pedanterie – Regina sagte in dem kleinen Nachrufbuch „Stimmen der Freunde“ (sie gehörte zu den Betreuern des Nachlasses): „Alle Briefschaften lagen in einer schweren Eichentruhe, alphabetisch geordnet und zu kleinen Bündeln straff zusammengebunden. Jedes Ding war durch eine kleine Notiz seiner Bestimmung und Zugehörigkeit zugeführt und kenntlich gemacht. Nur die Teppiche lagen zusammengerollt, die Möbel verhängt, und die Vorhänge herabgelassen ... wie vor einer großen Reise. Ob Rainer Maria sie als seine letzte erachtete, hat er nicht ausgesprochen.“ In diesem Zustand verließ Rilke, (wohl zu einem Sanatoriumsaufenthalt) zur Zeit seines zweitletzten Geburtstages den Turm.

- Ein schöner sonniger Decembernachmittag. Wir gingen in den Garten, um seine geliebten Rosenbeete zu betrachten. Nur wenige Blüten waren noch vorhanden, und sie schon frostig; dennoch schnitt Fräulein Baumgartner mir alles ab, was irgend noch da war, - zum Andenken. Ich aquarellierte dann in Bern diesen Rosenstrauß, um ihn mir wenigstens in Form zu bewahren. Ein bräunlicher Strauss, wie von einem Grabe mitgenommen.²³⁵

- Der Heimweg wurde bedeutend fröhlicher als der am vorigen Tage. Und welch eine Gunst des Schicksals war es auch gewesen, daß wir nicht mit einer Schar fremder Besucher zusammengetroffen waren!

Jetzt soll der Turm nun gänzlich unbetretbar geworden sein. Der Besitzer, Herr Reinhart, soll ihn sich als Sommerwohnung eingerichtet haben, - auch die hygienischen Bequemlichkeiten, so heisst es, fehlten nicht mehr.²³⁶ Dieses aber hier nicht abzüglich vermerkt, denn ein jeder Zustand steht unter dem Gesetz der Verwandlung, und eine echte Verwandlung zeugt am besten für die Schönheit des Vergangenen.

Wir sprachen auf dem Heimweg noch über den traulichen Begriff der „Klausen“. Der Hieronymus von Dürer stand dem Ideal der Rilkeschen Wohnung nicht einmal fern, wenn auch der Löwe des Hieronymus uns unsichtbar geworden ist. Natürlich gedachte ich auch noch einmal der Klausen meines Meisters Flaubert in Croisset bei Rouen. Auch dieser Besuch – 1913 – wurde damals zu einem unvergeßlichen Tag. Flauberts sechseckiger Arbeitstempel dicht am Ufer der Seine, die hier breit wie ein See ist.²³⁷ Ein paar Stunden lang hatte ich ganz allein die Originalmanuskripte durchblättern dürfen. Aber jenes Zimmer mit dem Blick auf die roten Segel auf dem Strom hatte nichts von planmäßiger Schönheit. Die Bilder an den Wänden waren Erinnerungsbilder, die Gegenstände auf dem Schreibtisch

²³⁵ In der früheren Fassung steht anstelle dieser Bemerkung: „Beim Malen nahm ich die Blüten einzeln ernsthaft in mich auf; Rilke soll besonders schöne Sorten gewählt haben.“

²³⁶ In der früheren Fassung lautet der Nachsatz: „auch die hygienischen Bequemlichkeiten, so das Badezimmer, sie fehlten nicht mehr.“

²³⁷ In der früheren Fassung lautet diese Bemerkung: „Flauberts sechseckiger Arbeitstempel am Ufer der Seine, nächtlich der Leuchtturm für die Schiffer; - die Seine an dieser Stelle breit wie ein See.“

Gaben des Herzens. Hier herrschte die Wärme des Gefühls, die einfache Pietät hielt an einer Altbürgerlichkeit fest, die noch nicht entgleist war. Flaubert hatte sich gleichsam diesen Raum von Frauen, seiner Mutter und seiner früh verstorbenen Schwester einrichten lassen, er gehörte nicht zu seinem Werk. So objektiv streng geformt uns sein Werk erscheint, so heiß schlug hier ein menschliches Herz. Aber wie liebte Rilke Flaubert! Und Ernst Jünger liebt Flaubert und ersehnt eine Neuausgabe seiner unvergleichlichen Briefe.

Noch einmal: Wie schön ist doch die Freundschaft der Geister, die untereinander nur wünschen, daß der Andere ganz er selbst sei oder werde, und die nur darin ohne Falsch bleiben kann; ohne Falsch die Freunde zueinander, und auch zu dem, was wir Menschheit nennen. In einer großen Malerei kommt jeder Farbklang, jeder Tonwert nur ein einziges Mal als ganz der gleiche vor. Liefse sich nicht, um diesem Gedanken einmal nachzugehen, - von der Harmonie eines solchen großen Bildes aus weitgehend auf die beabsichtigte Harmonie in der Welt schließen?

Ilse Erdmann an Rainer Maria Rilke (1914)²³⁸

Der Brief gestern war im Grund nur für mich geschrieben, um etwas von dieser peinigenden Angst zu nehmen, die mich stets überfällt, wenn ich mich von irgendeiner Seite her dem Leben anschliessen will. Ich will gleich das schon so oft Begonnene neu schreiben, ehe sie wieder wachsen wird. Es ist schon alles aufgeschrieben von dem ersten Geschehniss, aber wenn ich es lese gibt es ein anderes Bild als wie ich es fühle. Vielleicht wenn ich das Erklärende nur ganz kurz sage, ist es besser. - -

Vater und Mutter hatten mir nie von Gott gesagt. Ich war fünf Jahre alt, als wir von Norden nach Breslau kamen und in dem grossen Mietshaus wohnten. Wenn ich an die Jahre denke, so scheint es mir, als hätten die Dienstmädchen im Haus damals das Meiste an meiner Erziehung getan. Drei dieser Mädchen sind mir so deutlich geblieben: die eine war ganz klein und verwachsen und hatte sehr rote Wangen, sie war katholisch und schenkte mir Heiligenbildchen, und ich habe sie sehr beneidet um ihr Händefalten, das mir viel anbetender erschien, als das unsere. Und von einer Anderen habe ich die Erinnerung, als ob sie gerade immer die Treppe geputzt hätte, wenn ich weinend in den Garten schlich. Denn in den Jahren wurde ich viel gestraft und gescholten. Die vertröstete dann aufs Grossein. Aber an meinem sechsten Geburtstag nahm sie mich beiseite und hat mir gesagt von nun ankäme mein Gut- und Bösesin ganz auf mich. Bis dahin hätten die Eltern für mich bei Gott einstehen müssen, aber nun müsse ich es ganz allein. Ich habe es nicht ganz verstanden, aber es schien mir das Zweite ganz Wichtige, das mir bis dahin gesagt worden war. Das Erste war, wie mir kurz vorher unser Kindermädchen von Gott erzählt hatte. Nie hätte mir schöner von ihm erzählt werden können. Alles Leben schien mir sicher in seinen Händen zu ruhen. Um alles, was ich liebte, schien mir, lag eine Hand wie ein Schutz. Und Jesus war ein lieber Bruder. Wenn ich auf der Bank im Garten sass, und die Sonne schien warm, so dachte ich, sie käme auch aus Gottes Herz. Sonnenwärme und Jesus waren immer ganz verbunden. Für die Nächte war der Schutzengel dar, dessen Flügel sich um das ganze Bett breiten konnten. Ich war kein gutes Kind. Etwas Hässliches war früh ihr Mich hineingefallen, ich war verstöckt und schloss mich ab, machte Kummer und hatte viel Kummer selbst. Es war gewiss das Beste in meiner Natur damals, dass mir so

²³⁸ Ilse Erdmann an Rainer Maria Rilke. [Freiburg.] 8. und 11. März 1914. Nachlass Lothar Erdmann. Archiv der sozialen Demokratie der Friedrich-Ebert-Stiftung Bonn. - Der Abdruck folgt einer Typoskript-Abschrift des Briefes aus dem Nachlass Lothar Erdmanns. Der Doppelbrief ist nicht in der Edition von Wilhelm Kölmel von 1998 enthalten. Dort findet sich aber der unmittelbar vorausgegangene Brief Ilse Erdmanns an Rilke vom 6. März 1914 (S. 16f.), auf den hier nicht weiter eingegangen werden kann.

schön von Gott erzählt worden war. Mich wundert heut, wie gering die Wirkungen waren von dem sehr intensiven Gefühl seiner Allgegenwart. Ich stelle mir vor für Gott bin ich wie aus Glas, er sieht alles was ich denke in mir herumlaufen wie viele kleine Tiere. Und später kam dieser Begriff, den ich nie mehr ganz habe aus mir lösen können: so, als würde alles was gedacht wird und alles, was geschieht, von jedem Einzelnen etwas Lebendiges ganz für sich, losgelöst von dem, der denkt oder tut. Als ob man vom ersten Augenblick des Lebens an in irgendeine Sphäre hinein ein neues Gebilde baute mit jeder seelischen Bewegung. Ich empfand mein Innerstes und allen Menschen Unsichtbares im Raum zu einem Äusseren von Gott Sichtbaren werden. Ich habe freilich als Kind nie ganz bewusst nachgedacht darüber, aber ich sah es, ich hatte ganz bestimmte Gesichtsvorstellungen davon. Es war gar nicht erschreckend für mich, es schien mir gut, dass irgendwo alles klar gestellt wurde. Mich erstaunt das jetzt so, eilig genug Böses tat, das diese Vorstellungen hätte beängstigend machen können. Aber ich hatte immer nur ein schlechtes Gewissen, wenn ich glaubte, mich gegen Gott selbst vergangen zu haben. Einmal wurde ich mitgenommen vom „Onkel Doktor“ auf einer Reise. Ich war noch zu klein um zu wissen, dass man auch leise beten kann. An einem Abend sagte der Onkel Doktor zu mir: „Was plapperst Du eigentlich immer noch in Deinem Bett?“ da habe ich mich geschämt und eine Ausrede gesagt, und den nächsten Abend nicht gebetet. Aber am Tag, der dann folgte, konnte ich nicht mehr froh sein. Ich wusste ganz klar den Verrat und die Feigheit und quälte mich Gott zu versöhnen. Am Abend habe ich dann zweimal das Gebet gesagt. - - -

Das muss nicht viel später gewesen sein, wo in dieses ruhige Vertrauen einer Erschütterung kam. Ein Zug war versäumt worden; wir kamen in die Nacht hinein bei einem Ausflug, und ich sah zum ersten Mal vollbewusst den Sternenhimmel über mir - Ich war acht Jahre alt damals. Mein Vater sprach mir von den Sternenwelten, beschrieb die ungeheuren Entfernungen und Grössen, erzählte mir von der Kälte des Weltraums, von seiner Unendlichkeit und von der Ewigkeit der Zeit. An dem Abend klaffte ein Riss durch meine warme Welt, in der die Sonne Gottes Herz war. Ich empfand das kosmische Grauen, das mich beim schlimmsten Ausbruch meiner Krankheit in Dämmerzustände flüchten liess, zum ersten Mal wie einschauern durch mich gehen. In diesem Himmel, der keine Grenzen hatte und in dem unvorstellbare Welten einsam kreisten war kein Raum für Gott und seine schützenden Hände. Ich liess diese meine Vorstellungen nicht in mich hinein - - aber ich hatte seit dem Abend Angst vor den Sternenhimmel. Später starb ein Kind aus unserer Bekanntschaft. Ich hörte die Erwachsenen darüber sprechen, wie das Kind geschrien habe im Todeskampf, und wie die Mutter noch lauter geschrien habe. Dieses Schreien der Mutter war das Schlimmste, ich habe es tagelang in mir getragen. Und plötzlich hat etwas aufgeschrien in mir selbst, ein Hass gegen Gott, der Solches geschehen liess.

Ich begriff den Tod am Aufschrei der Mutter und ich begriff es, weil meine Kinderinstinkt fühlte, dass es nie geschehen dürfte, dass meiner Mutter noch eins von ihren Kindern starb. Es war genug an der kleinen Schwester, die nur einen Tag gelebt hatte. Ich weiss nicht, ob es damals war, oder bald darauf bei einem anderen Todesfall, dass ich allein in ein Zimmer ging, und Gott fluchte. Ich forderte ihn heraus, er sollte mich treffen, ich wollte seine Feindschaft. Mein wilder - kindlicher Protest verhallte, und ich vergass ihn und liebte Gott wieder mit Vertrauen. Aber ich wusste nun schon mehr von dieser anderen Seite des Lebens, und der Begriff des unendlichen Raumes mit den ungezählten kreisenden Sonnen verband sich in meinem Unterbewusstsein mit einem drohenden, feindlichen Gott, aus dem der Tod kam und der Mütter schreien liess. Dieser Gott hatte nichts zu tun mit dem Vater-Gott, der mich durch seine Sonne grüsste und der einen Sohn hatte, der wie ein lieber Bruder war. An diesen Gott und seinen Sohn hielt ich mich in meinen kindlichen Kümernissen, von ihnen wusste ich, wie von mir selbst, obwohl ich gegen die biblischen Geschichten der Religionsstunde immer sehr skeptisch war und mich nie in einem Glauben an ein Paradies eingelassen habe, in das keine Tiere gingen und das meine bewunderten Helden der Schwabschen Sagen ausschloss, und zu dem als Gegenstück eine Hölle gehörte. Von Gottes Dasein war ich erfüllt und beruhigt - das Andere, Schreckliche von dem ich erfahren hatte, streifte mich nur selten.

In meinem elften Jahr waren wir Geschwister während eines Wohnortswechsels bei meiner Grossmutter. Da betrachtete ich mir Grossvaters Bild und las darunter die Worte: Prediger der freireligiösen Gemeinde. Ich konnte darunter nicht verstehen und fragte das Mädchen um Aufklärung. Sie war nicht wie die feinen, lieben Mädchen in Breslau, - - Sie lachte und sagte: „Der hat gepredigt, dass es keinen Gott gibt.“ Als ich sie ansah, - - wie mag ich sie angesehen haben, - - sagte sie weiter „ an Gott glauben nur die Dummen und die Kinder, - - meinst Du vielleicht, Deine Eltern glauben an ihn oder Grossmama. Mich wundert, dass Du das noch nicht weisst.“ Sie redete weiter, gab mir Aufklärungen. Ich hab vergessen wie mir damals war die ersten Stunden. Aber den Schmerz, der herauskam, als die Betäubung wich den weiss ich. Mir kam kein Zweifel, dass sie recht hat mit dem Nichtglauben der Eltern, der Grossmama. Ich hatte einmal die Eltern gefragt in der Zeit, wo ich die Pflichten gegen Gott besonders gewissenhaft nahm, ob sie auch am Abend beteten, (das schien mir sehr ungewiss damals) und da war gelacht worden. Nun fragte ich nocheinmal ganz beiläufig die Grossmutter. - - dann weiss ich nichts von der Zeit in Berlin als das Ringen um Gott. Ich kniete nieder wie ich es von dem katholischen Mädchen wusste, zu grösseren Eindringlichkeit. Ich flehte, verlangte, befahl, dass er sich mir zeigen solle. Ich machte aus, dass irgend ein leuchtender Schein den nur ich sehen sollte, von ihm zeugen sollte. In Lokalen, Gärten, im Panoptikum, Circus, war nichts in mir als Erwartung

des Lichtscheins. Es schien so unmöglich, dass Gott mich im Stich lassen würde, wenn er war. Ich war so allein in diesem Kampf, viel einsamer und stärker, als je später, wo ich keine geheimnisvollen Konflikte mehr hatte. Aber Gott entschwand mir. Erst betete ich noch: Gott, wenn Du bist. Dann höhnte ich. Und dann kam ganz bald das lange, schwere Kranksein. Es war eine böse Kinderkrankheit und eine rätselhafte Gehirnerkrankung. Manche Ärzte meinten Schlaganfall und andere, es wäre eine Infektion. Ich hätte darin sterben müssen, aber ich war zu zäh und kam wieder zu mir zu einem mühsamen Leben. Die beste Zeit zum Sterben war es auch schon nicht mehr, es war schon Manches in mir verdorben. Die erste Zeit, wo ich von Gott wusste hätte ich sterben müssen. Mir scheint, als ob alles, was ich von da an dem merkwürdigen geistigen Gebilde, das ich wie losgelöst von mir empfand, noch zugefügt habe, nur unnötig und schädlich war und das Eigentliche verdeckend. Wenn ich gesund wäre, so müsste ich versuchen an dieser frühen Zeit anzuknüpfen, drei Jahrzehnte ganz auslassend. Aber nun ist schon lange der Weg zurück verschüttet.

Dieses erste Erlebnis scheint fast geringfügig, viele Kinder müssen es erleben, - ich war nur vielleicht noch sehr jung und wehrlos. Und dann kam die Krankheit, die das Leben so schwer machte, gerade weil ich es liebte und ganz so stark weiterleben wollte und nun plötzlich überall gehemmt war. Und mich so anreizen musste, um die Hemmungen zu überwinden und dadurch erregt wurde, statt intensiv, und nie mehr in mir selbst beruhend. Gott war nicht da, der grosse, gute Vater-Gott, der mir aus den Verlogenheiten, die aus dem Kranksein kamen, hätte helfen können. Aber den anderen Gott fühlte ich, wenn ich ihn auch nicht glaubte: den Gott des Sternenraumes, des Todes und aller Feindlichkeiten. Er war auch in meinem Kranksein. Nun kommt hier etwas Anderes dazwischen, die Blätter aus dem „Arztmaterial“ Sie sind nicht nötig zu lesen nur Sie können dann vielleicht noch besser verstehen, warum das Andere so furchtbar war und nicht mehr ertragbar. Und ich will Ihnen nur ganz ehrlich sagen, dass ich dankbar sein würde, wenn es Ihnen nicht zu viel wäre, auch das zu lesen. Denn es war eigentlich das Erste, was ich für sie schrieb. Als ich es schrieb, an einem traurigen Herbstsonntag, dachte ich, dass Dichter es viel besser verstehen würden als Ärzte, und ich dachte an Sie. Und etwas von diesem Vertrauen ist hineingegangen in diesen Bericht - Vielleicht wissen Sie dann auch, warum nur ein absolutes Entsagen Ehrlichkeit ist für mein Leben. Denn Dieses, was ich da schrieb, verfolgt nur eine Linie, die zu diesem Endpunkt der Erschöpfung führte. Und es sind mehrere die alle in dem gleichen Punkt endeten. Manche Unerzählbare auch, sehr hässlich, wenn sie so ganz für sich herausgenommen werden aber den Ärzten der neuen Art das Wichtigste. Und irgendwie sind sie im Recht, aber ihr Mangel ist, dass sie das Erzählbare nicht auch für wichtig halten. (Dieses Eingeschobene gehört meinem Arzt ich muss es ihm irgendwann wieder geben, - aber es hat sehr lange Zeit. Und

bitte vertrauen Sie mir darin, dass ich nie eine Antwort erwarte. Auch jetzt nicht. Auf das, was ich Ihnen nun schreiben will, kann eine Antwort nicht zu finden sein.

Aus den eingelegten Blättern sehen Sie, dass meine Mutter starb, als wir noch jung waren, meine Geschwister waren noch nicht erwachsen. Ich war auch noch jung und krank und zart und ganz unvorbereitet auf all die Verantwortung, die auf mich fiel. Und damals fingen dann auch die heftigen Neuralgien an. Meine junge Schwester litt um mich, und meines Vaters starke Persönlichkeit war schwer und beschattend für die, die ihm ganz nahe waren. So waren die Jugendjahre meiner Schwester keine fröhlichen. Als sie heiratete kamen viele Befreiungen über sie und als sie sich Mutter werden fühlte, viel alles Schwere ab und sie wurde ganz pflanzenhaft und unbewusst und ihr schönes Gesicht war nie so leuchtend wie damals -. In dieser Zeit fing mein Zusammenbruch an, ich hatte Pflege und dadurch war Freiheit da für mein Fühlen. Ich wusste, dass ich nie Mutter werden konnte, und nun nahm ich das Erleben meiner Schwester ganz in mich auf. Das Mutterwerden ist auch an mir Ereigniss geworden. Das erste Lied, das mir seit Jahren kam, war ein Wiegenlied für das Kind, ein Schlaflied für die Zeit, da die Mutter es noch trug. Briefe gingen hin und her, wir waren Frühlingswochen zusammen, ehe das Kind kam. Und dann am Tag vor Himmelfahrt (bei unserer Musik fest und man sein: denn uns ist heute ein Kind geboren, ein Sohn ist uns geschenkt worden) war er da: der kleine Andreas. Er war grösser und stärker als sonst Kinder sind und bald auch schöner. Von seinem zweiten Jahr an war er das Gesundeste und schönste Kind, das ich je sah. Wenn ich ihnen nur von ihm sagen könnte, nur ein Weniges von dem sichtbar machen, was dieses Kind heraushob aus der Menge schöner und gesunder Kinder. Es waren ihr nicht nur wir, die ihn liebten, die das Besondere empfanden. Es waren so Viele, die staunend wurden vor diesem Kind. Freunde waren, die ihn nur einmal sahen, und nie den Eindruck seines Wesens vergassen. Als er noch ganz klein war, erst wenige Monate alt, sah ich ihn zuerst. Da war schon eines ganz ausgebildet an ihm: seine klingende, zwitschernde und glockenklare Stimme. Wenn er sattgetrunken war an seiner Mutter, dann schwätzte er ihr zum dank etwas vor: lauter helle, kleine Töne, die wie durchsichtige Christalle waren; und er dehnte sie und spielte mit ihnen, baute ganze Tonsymphonien auf. Diese quellende Stimme, in der so viel Jubel und dann auch wieder ganz tiefe Glockentöne waren, behielt er. Man kann sie nie vergessen. In seinen Augen lag alle Bläue des Himmels. Er war ein ganz heller kleiner Bursche, weiss und rosig mit blondem Strähnenhaar; und immer war ein Leuchten um ihn. Es war als ob die Aura von der die Theosophen sprechen, bei ihm für Alle sichtbar gewesen wäre. Wer ihn beschrieb sagte: er ist so leuchtend, oder: er ist so scheinend, oder: er strömt so viel Leben aus. Eine Freundin nannte ihn das Sternkind. Solange er noch sehr klein war, war er schwierig, weil er

noch nicht genug Vorstellungen hatte in die er seine Lebenskraft umsetzen konnte. Er war von einer unendlichen Lebendigkeit; nie hatte er fahrig oder ziellose Bewegungen; sie waren alle Träger von Lebenskräften, die Symbole von verborgenem Reichtum. Und wie dieses Kind, wunderbar verstand von seinen Eltern, allmählich lernte Begriffe zu bilden, lernte, sich in seinem drängenden Reichtum zu helfen, das war ein erfreuendes Schauspiel für uns Alle. Seine leidenschaftlichen Zornesausbrüche, sein Eigensinn, seine verzweifelten Traurigkeiten über unerfüllte Wünsche liessen nach, je mehr man ihm Einsichten vermitteln konnte. Er begann sich die Welt zu erobern. Er sprach von der „lieben Sonne“, „der lieben Luft“, „dem lieben Wasser“. „Hat das Wasser ein Haus?“ fragte er, „kann es manchmal schlafen“, „Hat der Donner Hände?, läuft er am Himmel um?“ Die Englein liebte er des Nachts, wenn sie um sein Bett standen. Am Tag liebte er sie weniger, da sie vom Kindermädchen für Erziehungsversuche benutzt wurden und von ihnen behauptet wurde, sie sähen draussen vom Flur aus zu, wenn Andreas unartig war. Eines Tages wurde ihm das zuviel, er riss die Tür auf und rief herausfordernd: „Kommt nur Englein, dass ich euch verhaue.“ - - Ach, alle seine Unarten kamen aus einem Zuviel, nicht aus einem Mangel. Er naschte nicht und log nicht und verteidigte sich nicht indem er Andere anklagte. Das war eine tiefe Unschuld in ihm. Und eine Fülle von Liebe. Er war stets der Erste, der sah, wenn meine Schmerzen schlimmer wurden. „Hast du jetzt Schmerzen“ fragte er, und empfahl dringend „bittere Arznei“, oder vertröstete auf den „Weihnachtsmann“. Alles sollte gut sein. Heftig wehrte er sich gegen das Märchen von Hänsel und Gretel, weil „Vati und Mammi so etwas nicht tun, Kinder allein in den bösen Wald lassen.“ Sein Vertrauen war unbegrenzt. Mein Bruder erzählte mir manchmal, wie schön es gewesen sei, ihn nachts aufwachen zu sehen. Ein kurzer Schreck und, so wie es Vati oder Mammi oder Onkel Lo sah, ein warmes sich Geborgenfühlen und kleine jauchzende Zärtlichkeiten. Dieses Vertrauen gab seinem Wesen auch die schöne Freiheit; er war nie scheu, nie versteckt. Er nahm Strafen gelassen hin, da sie immer nur logisch kamen, zog unter Umständen einen Tag lang „böser Junge“ statt guter zu sein [vor] sind trug nie nach. Er erwartete stets Gutes und staunte, wenn ein Lächeln nicht erwidert wurde, aber er liebte durchaus nicht Vertraulichkeiten. Wenn ihn Freunde mit ihrem Entzücken belästigten, so fragte er sehr abweisend: „Kennt man die Dame?“ Er ahnte selten, wie sehr er Mittelpunkt war. Er liebte es nicht, wenn er es empfand. Es reizte seinen Zorn, wenn er bemerkte, dass der kleine, zarte Bruder, der neben ihm leicht übersehen wurde, nicht genügende Aufmerksamkeit erfuhr. Dann schob er ihn vorwurfsvoll vor die Anderen hin und sagte: „Da ist auch Uwe.“ Es ist zu schwer von ihm zu reden. Was ich bis jetzt von ihm gesagt habe, gibt nichts wieder. Einmal fragte meine Schwester „Was ist es nur, dass man ihn so lieben muss, er hat doch nur all das, was auch andere Kinder haben.“ Mein Bruder sagte: „Er hat alles, was an einem Kind

entzückt, und hat alles stark, das ist sein Besonderes.“ Auch die Kinder liebten ihn. Die grösseren Buben der Tivolistrasse wollten kein Spiel mehr tun ohne Andreas. Es war ihr Stolz, ihn zu beschützen. Manchmal öffnete er weit die Gartentür und rief mit einer grossartigen Geste: „kommt nur Alle herein, könnt Alle auf dem Rasen sitzen, Mammi hats gern viele Kinder im Garten.“ Mammi wagte nie zu widersprechen. - - -

Seine Verehrung galt den Buben von 10-14 Jahren schon von klein an. Was für heldenhafte Ahnungen mögen sie ihm verkörpert haben. - Aber seine grösste und innigste Liebe hatte immer der Mammi gehört. Eine schönere und innigere Liebe sah ich nie. Sie war wortlos, selbstverständlich und wie ein Strömen von einem zum Anderen. Er hatte eine ganze Legion von Gebräuchen und ceremonien für seine Zärtlichkeiten zu ihr erfunden, - - da durfte nie etwas verändert werden. Manchmal hörte ich sie sagen, wenn sie ihn in den Armen hielt: „Dieses Kind kann ich nie hergeben.“ - Ich will ihnen ein Bild von ihm schicken, eins, wo er noch klein ist, aber schon den schönen freien Blick hat, und ein späteres, wo man seine Stirn sieht und sein eifriges Beschäftigtsein. Worte sind zu hilflos. Für mich war er immer „Abraham“. Er war so fruchtbar und ich konnte ihn mir gut als alten Mann denken mit vielen Kindern und Kindeskindern, und zugleich dachte ich auch an grüne Wiesen und viele Herden und ein blaues Wasser, wenn ich ihn sah. Leuchten und Wärme und Kraft ging von ihm aus, von diesem schönen, geliebten Kind. An einem Tag ging meine Schwester mit ihm in die Stadt (sie nahm ihn fast immer mit zu ihren Einkäufen, so liebte sie es ihn bei sich zu haben) er erzählte eine Geschichte, eine lange, selbst erfundene von Elektrischen und Autos. Sie erzählte ihm von der Froschprinzessin. Kirschen hatte ihm Jemand geschenkt, die hatte er um die Ohren hängen, aber bald fand er sie zum mädchenhaft und sie wurden verspeist. Sie gingen in eine enge Strasse - - er liess die Hand um etwas anzusehen, - - und dann waren Sekunden, und er lag unter den Rädern. Er war gefallen und schrie, meine Schwester schrie, die Pferde scheuten, ein Hufschlag zerriss sein süsses Gesicht, die Räder gingen über ihn. Dann sass meine Schwester auf dem Strassenrand, ihr blutüberströmtes Kind im Schoos. Und die Menschen liessen einen weiten Raum, - - niemand wagte zu helfen, - - und es war ein Wogen und Flüstern in der Ferne. Dieses Wogen und Flüstern in ist dann durch die Nächte meiner Schwester gegangen, lange, lange. Sie fuhr in die Klinik, man gab Hoffnung. Alle hofften, alle sagten: „dieses Kind kann nicht sterben.“ Zwei Tage litt es namenlose Qualen, dann entschlief es. Sein zerstörtes Gesicht soll voll Frieden gewesen sein, aber voll tiefer Leidenserfahrung.

Als ich es erfuhr, ohne Vorbereitung, bin ich wie ein Tier geworden, habe geschrieen, geschrieen. Ich hoffte, meine Schwester sei auch tot. Dann kann die lange, furchtbare Fahrt.

Wir sahen ihn nur noch durch den dichten Flor. Wir sollten seine Entstellung nicht sehen. So habe ich nie begriffen, dass er fortgegangen ist. - - - Alles

was man kam, das wissen Sie, nicht wahr? Ich hörte ihn in den Nächten suchen, ich sass die ganze Nacht und wartete auf den Wahnsinn meiner Schwester, während ich in Meinen wachsen fühlte. Aber sie wurde nicht wahnsinnig, sie versteinerte nur. Sie gab sich die Schuld am Tode ihres beliebtesten Kindes, das war das einzige Kranke, das in ihrer Seele kam. Sonst nahm sie alle Pflichten des Lebens auf sich, ohne Bitterkeit. Aber das Schönste und Blühendste in ihr war zu Stein geworden. Der kleine zarte Bruder war da, der sie brauchte, und ihr Mann und wir Alle. So blieb sie und verdunkelte sich nicht. Hielt alles Furchtbare klar und bewusst aus. Wenige Tage nach dem Begräbniss sagten ihr die Ärzte, die dachten, dass nun alles in Einem ginge, dass ihr anderes Kind nicht nur geistig zurück wäre, sondern, dass eine Anomalie zu befürchten stände. Wir haben um die Seele dieses Kindes gerungen, manchmal schien sich fühlbar, dann wieder war monatelang keinen Kontakt herzustellen. Nun bringt Ihn meine Schwester nächste Woche in eine Anstalt, er ist unheilbar. Ein kleines Mädchen ist noch da, getragen in der furchtbaren Leidenszeit. Sie ist ihrem toten Bruder ähnlich, nur sanfter und leiser. Aber von solcher Beseeltheit, dass es mich erschreckt. Die Angst um sie erfüllt mich oft, dass ich schreien könnte. Wenn ich Opfer wüsste, Wallfahrten, die ich für sie tun könnte, wenn mein Leiden sie retten könnte, so wollte ich es noch hundert Jahre aushalten, obwohl es mir ohne diesen Preis für Tage zu mühsam scheint.

Ob das Schreien der Mutter, das mich in meiner Kindheit erschreckte auf ein Vorgefühl stiess? Alles kam, das mich aus dem Sternenraum und dem feindlichen Gott, der den Tod schickt und Mütter schreien lässt, mit unheimlicher Ahnung berührte. Und Gott-Vater blieb verschwunden. Obwohl soviel Suchen nach ihm da war, immer wieder. - - - Das Geschehniss meiner Kindheit und der Tod meiner Mutter und Andreas grausames Sterben, alles ist wie ungeheilter Wahnsinn in mir geblieben. Ist da etwas Geistiges, oder kommt es nur, weil Verwachsungen in meinen Hirnhäuten sind? Ich kann von mir aus nichts mehr tun. Ich habe sehr gekämpft im letzten Jahr, das diese psycho-analytische Kur helfen sollte. Aber Schwäche, Beschwerden, Schmerzen sind schlimmer geworden. Und ich selbst unfähiger zu geistigem Verarbeiten. Was ist der „eigene Tod“? Habe ich meinen nicht längst versäumt?

Sehen Sie, ich kann wirklich nicht mehr, ein Leben ist lange abgebraucht. Ich habe die schreckliche Zähigkeit meiner Grossmutter; sie wurde mit 74 Jahren am Krebs operiert und wurde unter Qualen 90 Jahre alt und dann hat der Tod noch auf sie eingehämmert bis sie sich ihm ergab. Aber darf ich es selbst tun? Darf meiner Schwester noch etwas zugefügt werden? Ich bin sehr feige von Natur, aber vielleicht fände ich doch den Mut, wenn meine Schwester nicht wäre. Gott hilft jetzt so wenig mit einer Erleuchtung wie er in meiner Kindheit half. Ist „Überstehen“ wirklich etwas Grosses? Ein langes,

schweres, immer geringwertiger werdendes Leben auf sich nehmen, ist das gut?

Ich will nun nichts weiter schreiben. Wenn Sie einen Augenblick haben fühlen können, was Andreas war, so ist das schön für mich, so ist eine Spur mehr da von diesem geliebten Leben, das seinen Reichtum nicht hat ausschütten können.

Ilse Erdmann.

Rainer Maria Rilke an Editha Klipstein

Drei Briefe aus dem Jahr 1915)²³⁹

Widenmayerstr. 32 III (b/Koenig.)
am 27. July 1915

Liebe gnädige Frau,

Den aufrichtigsten Dank für die erste „Education“, ich habe mich noch gestern abend damit eingelassen, auf die merkwürdigsten Eindrücke vorbereitet.

Übrigens war ich zweimal an Ihrer Thür inzwischen, guten Tag sagen, nebenbei auch, um einer durchreisenden Dame, die dafür Interesse hatte, die Bilder der Frau Albert zu zeigen; leider traf ichs jedesmal schlecht, es war niemand da, die Dame aber kommt wieder durch München und kann die Bilder später sehen, fand überdies bei mir die Photographien, die ich mitgenommen hatte.

Frau Lulu Albert telegraphierte ihre Adresse; ich übergab sie der Post. Darf ich sie auch Ihnen herschreiben, für den Fall, daß inzwischen auch noch Briefe in die Finkenstraße gekommen sein sollten. Nach dem Wortlaut des Telegramms: „Hôtel Maryna (?) Sils-Baseglia“

Zugleich mit diesem schicke ich Ihnen das Brenner-Jahrbuch und bitte Sie, es, nach Durchsicht, an Ihre Freundin Ilse E. weiterzugeben; die Trackl'schen Gedichte sowohl, als ganz besonders Kierkegaard's Aufsatz „vom Tode“ müssen ihr fühlbar sein. Und schreiben Sie ihr meine vielen Grüße. Das Bild Ilse's steht vor mir die ganze Zeit in einem kleinen Rahmen aus grünem weichem Wildleder, der es mit lauter Schonung umschließt. Es geht Stille von diesem Bild aus, was ja auch immer von den Briefen ausging, ein wunderbares Gefäßsein im endgültigen Schmerz. Einer der Menschen (fühlt man), die für das Glück verdorben sind, aber gerettet für die Gnade der Freude ...

Nun hoff ich Sie bald wiederzusehen. Welcher Nachmittag würde Ihnen am Besten zusagen? Wollen Sie mirs schreiben?

Aufs Ergebenste

Ihr

RMRilke

²³⁹ Rainer Maria Rilke an Editha Klipstein. Nachlass Rainer Maria Rilke. Deutsches Literaturarchiv Marbach am Neckar. - Der erste und der dritte Brief abgedruckt in: Rainer Maria Rilke. Briefwechsel mit Regina Ullmann und Ellen Delp. Hg.v. Walter Simon. Frankfurt am Main: Insel Verlag 1987, S. 37 bzw S. 45f.; der zweite bislang unveröffentlicht.

Donnerstag abend.

[ohne Datum, erschlossen: Donnerstag, 5. September 1914]

Liebe gnädige Frau,

es ist ein Zögern, fast ein Zurücknehmen in meinen Händen, während ich die beiden kleinen Bildchen hier einschließe. Sie sind gewissermaßen Illustrationen meiner damaligen Lebenszeit, jenes Märchens, das das ganze Russland für mich war und einer der wenigen äußern Beweise, daß ich in dem Märchen vorkam -; was von den unvermuthlich aufgefassten Zügen heute noch gilt, wieviel, wiewenig -, ich wüsste nicht, es abzuschätzen. Vierzehn Jahre! Und doch wären die Bilder göltiger, der Gegenwart näher, so würd ich mich noch schwerer entschließen, sie Ilse Erdmann zu geben; denn beschränke ich nicht ihre großmüthige Beziehung zu mir, wenn ich ihr ein Bild vorsetze, anstatt der reinen Geräumigkeit, die sie gewohnt ist, meinem Wesen zuzuschreiben? Bitte bedenken Sie das; ich gebe die kleinen Photographieen Ihnen; der Eindruck, den Sie, wiederkommend, von der Verfassung Ihrer Freundin haben, mag darüber entscheiden, ob Sie ihr die Bilder vorenthalten oder zeigen oder geben. Und wenn es zum Geben kommt, so möchte ich, dass Sie die Gebende seien. In Russland zuerst hat sich mein Gesicht an Gesichtern gebildet, dort wurde es mir vertraut, in ein nahes offenes, offen hineinzuschauen. Enthalten diese Tolstoj'schen Aufnahmen (Nikolai Tolstoj, ein entfernter Verwandter des Grafen L.T. hat sie gemacht) etwas von dieser Verwandlung, so ist es mir recht, aus ihnen heraus, Ilse Erdmann zuerst zu begegnen. Die russischen Reisen fallen in die Jahre zwischen dem ersten und zweiten Theil des „Stunden-Buches“ (zwischen 1898 und 1901), so wäre die Beziehung gerade dieser Bilder von da aus gegeben.

(Hier sind sie. Thun wir recht? Es steht bei Ihnen, dies zu verantworten.)

Im herzlichsten Wunsche, von Wiedersehn zu Wiedersehen, mich Ihnen in Erinnerung zu halten,

Ihr

aufrichtig ergebener

RM Rilke

Vonmorgen abend.

Liebe würdige Frau,

es ist ein Jögren, fast ein Zornickel,
 nun in meinen Händen, während ich die
 beiden kleinen Bilder für Sie schreibe. Sie
 sind gewissermaßen Illustrationen meiner
 damaligen Lebenszeit, jenes Märchen, das
 das große Russland für mich mehr und mehr
 nur der unendlichen Weisheit bewahrt, das ich
 in diesem Märchen suchte - ; und von dem
 unermüdetlich aufgeschriebenen Zeichen fast noch gilt,
 mirral, mirralig - , ich mit dem ~~Wort~~ ^{Wort} nicht ab-
 geschrieben. Mirralig Jahr! Und doch wären

74.348/3

Brief von Rainer Maria Rilke an Editha Klipstein vom 5. September 1914.

die Bilder gültiger, der Gegenstand wärmer,
so müht ich mich noch schwerer aufzublauen,
für Thee Erdmann zu geben; denn hauptsächlich
ich müßt ich großmütigen Bezauberung zu sein,
wenn ich ihr ein Bild vorsetze, anstatt der
mühsamkeit, die sie gemocht ist, mich
nicht Mühen zuzuschreiben? Bitte bedenken Sie
das; ich gebe die kleinen fotografischen
Mun; der Gedanke, den Sie, mir dankend,
von der Auffassung Ihrer Freunde haben, mag
darüber aufschreiben, ob Sie ihr die Bilder vor,
aufhalten oder zeigen oder geben. Und wenn
es zum Geben kommt, so weiß ich, daß Sie
die Gebende seien. In Russland gewiß hat
sich mein Geist an Geistes gebildet, dort mehr

et mir vertraut, in ein wenig offener,
 freier, ungeschlossener. (Inhaltlich diese Tolstoj'schen
 Aufsätze (Nikolai Tolstoj, ein ungeschlossener
 Mensch von dieser Menschlichkeit, so ist es nicht
 recht, auch ihnen gegenüber, die Erdmann zu
 begreifen. In der ersten Reihe stehen in
 die Jahre zwischen dem ersten und zweiten Teil
 der „Mündigkeit“ Briefe (geschrieben 1898 und 1901),
 so möge die Beziehung zwischen diesen Bildern
 nicht da sein gegeben.

(Hier sind sie. Hier mir recht? (Es steht
 bei Ihnen, das zu verstehen.)

Im ersten Buch, von Mündigkeit zu
 Mündigkeit, und Ihnen in Verbindung zu
 halten,

So aufrichtig gegeben

R.M. Rilke

München, Widenmayerstr. 32 III (b/Koenig.)
am 18. August 1915.

Liebe gnädigste Frau

Sonnabend sah ich Regina; sie konnte gar nicht genug versichern, wie gut und ergiebig Ihr letztes Zusammensein, weit in die Nacht hinein gewesen sei. Nur daß sie im Einzelnen nicht mehr zu sagen wußte was alles da vor- und an den Tag gekommen ist -, ja sie behauptete sogar, schon im Hinweg zur Erinnerung irgendwie aufgehalten zu sein, nur daß es schön und wichtig war, das nähme den ganzen Raum ihres Bewußtseins ein. Regina hofft nun, daß Sie vieles behalten haben und innerlich weiterführen, aber ich schreibe Ihnen das nur, damit Sie sehen, wie Sie hier durchaus nicht vergangen sind, sondern oft herzlich gegenwärtig; auch bei mir.

Wir haben es nun glücklich durchgesetzt, daß Regina's „Feldpredigt“ nicht länger zurückgehalten wird, das kleine Buch ist im Druck und kommt mit der nächsten Reihe der Insel-Bücherei unter die Leute. Regina ist froh darüber und in einer Verfassung, die nicht weit von Arbeit ist, nur leider etwas gestört durch die noch immer anstehende Ungewißheit wegen des burghausener Thurms: ob sie ihn wirklich bekämen. Es wäre so sehr zu wünschen.

Wie empfinden Sie den Ihren, Ihren heimischen Thurm, nach so viel Münchner Wechselfällen? Das Wetter ist hier ganz entschieden in Herbst umgeschlagen und mir, der ich von solchen Veränderungen jedesmal sehr betroffen werde, ist die Stadt damit zu einer fast anderen geworden. Allerdings auch diese bald zu verlassen, wäre mir nicht unrecht.

Jetzt ist endlich mein junger Freund Münchhausen hier, der seit Anfang des Krieges mit seinem Husarenregiment draußen war. Wärs vorbei, so wärs eine Freude, ihm nur alles geistig Wirkliche wieder lebhaft und bedeutend zu machen, - aber da der Wahnsinn anhält und er nächstens wieder hinausoll, so wagt man nicht, ihm die alten Anschlüsse zu erleichtern. Oh es ist ein Kummer, und wieviel Kümmernis wird noch sein, für wie lange!?

Im Übrigen les ich immerzu Flaubert. Die Briefe an Mme X., lese Renan und die Bibel, fühlend gleichwohl, wie nichts in die Mitte trifft und alles halb gegeben und halb genommen ist in der Trübe des Gemüths, bei so lange angehaltenem Athem.

Mit allen guten Grüßen

Ihr

herzlich ergebener

RM Rilke

Lothar Erdmann an Editha Klipstein (1915)²⁴⁰

Koburg, den 23. VIII. 15.

Liebste Ditha, ich glaube doch, das wichtigste, was ich tun kann, ist vorläufig meine Existenz in eine leidliche Übereinstimmung mit mir selbst zu bringen. Ich kann es nur, indem ich die Abende für mich frei halte.

Ich glaube, Sie haben meine Koburger Melancholie unterschätzt. Es widerstrebt mir, die Menschen, mit denen ich umgehe zu kritisieren. Einige mag ich gern. Aber sie leben doch alle ein stumpfsinniges Stammtischleben, das für mich eine Qual war und immer mehr geworden ist. Ich habe einen Widerwillen gegen ein Dasein, das ausser dem Dienst nur ein Hin und Her zerstreuter Vergnügungen ist, Bummeln auf der Spitalgasse, stupides Zuhören, wenn die Bataillonsmusik irgendwo spielt, Cafehausschwatz mit Kellnerinnen und das ewige Thema einer geist- und leidenschaftslosen Appetits-erotik, die je nach dem Alter schmatzt, witzelt oder verständnisvoll lächelt. Das unerträglichste an der Gassenlieberei ist die Indecenz der Gespräche. Der Krieg hat das Lebewesen zur Norm gemacht. Man könnte Mönche werden aus einem leidenschaftlichen Widerwillen gegen Indiskretion.²⁴¹ Liebste Freundin, der Krieg hat ein gefährliches Chaos der Sitte mit sich gebracht. Und er offenbart mit erschreckender Deutlichkeit, wievielen Menschen es nur um das Vergnügen, wie wenigen es um Erkennen, um ein einheitliches Wollen, um schliessliche Concentration zu tun ist. Die Concentration, die da ist, erfolgt nicht aus dem Wesen durch eine Organisation der Kräfte, sie ist vielmehr eine Folgeerscheinung der Stagnation, die die Ausübung eines leidlich bezahlten Berufes in der Entwicklung des Einzelnen bedeutet.

Ich gestehe zu, dass mich das Chaos überwältigt hat. Ich leide unter dem Mangel sicherer Orientierung, die immer nur in einem Entweder - Oder erfolgen kann. Ich fühle mich so bestimmungslos, dass ich, um zur Besinnung zu kommen, zu dem einfachen Mittel bewusster Absonderung greifen muss. Ich leide unter einer Unreinlichkeit des Geistes, die mich zerfrass wie Rost. Ich war schlagfertig in der gewöhnlichen Weise; nicht weil ich tief nachdachte, sondern weil ich mich behaupten wollte in einer Gesellschaft, die gar nicht nachdachte. Diese Schlagfertigkeit ist Cafehausroutine. Nichts, aber auch gar nichts anderes.

²⁴⁰ Lothar Erdmann an Editha Klipstein. Koburg, 23. August 1915. Nachlass Lothar Erdmann. Archiv der sozialen Demokratie der Friedrich Ebert-Stiftung Bonn. Typoskript Durchschlag.

²⁴¹ Lothar Erdmann schrieb an einem Roman mit dem Titel „Mönch“.

Ich sehne mich nach Schweigen. Ich verstehe nicht, wie sehr ich es verlernt habe. Ganz im Gegensatz zu früheren Jahren. Die Gespräche, die wir führen, sind so gewöhnlich. Es kommt nicht vor, dass sie sachlich bedeutsam sind. Sie sind es nur psychologisch. Und das ist unerträglich und ohne Würde. Nichts zu sagen und doch zu reden, und zu wissen, dass jedes Wort, das wir reden in diesem kleinen Sinn, unsere Kraft vermindert und uns zerstreut, ja uns abhängig macht von der Gewohnheit öder Geselligkeit, dass es uns eine Entbehrung scheint, ausserhalb eines Dialogs, rechts und links, vorn und hinten angelehnt und beschützt, zu existieren – liebste Ditha, ich kenne nichts Entwürdigenderes.

Nichtige Gespräche, Geistreicheleien, die keiner Erkenntnis dienen und Gespräche, die von vornherein der Verständigungs- oder Belehrungsmöglichkeit entbehren: dazu bin ich so tausendfach gezwungen worden seit jenen glücklichen Wochen in Lembach²⁴², die sich allzukurz und durch die zwischenliegende Zeit für Sie wie mich irgend wie schmerzlich verändert, kürzlich wiederholten. Ich kann nicht einmal sagen: gezwungen worden. Es war Übermüdung dabei. Auch damit zusammenhängende steuerlose Verirrung in dem Chaos ungewohnter, entschieden gänzlich veränderter friedlicher Lebensbedingungen. Ein Versagen der Activität. Ein tausendwilliges Überlassen an unübersichtliche Verhältnisse, in die klar hinein zu sehen, in denen sich zu entscheiden Kampf gekostet hätte.

Liebste Ditha, ich bin entschlossen zu diesem Kampf. Ich bin mitten darin. Ich bin den dritten Abend allein. Ich bekräftigte mich in meinen Vorsätzen nicht durch Verneinung, sondern durch den Blick auf den Gewinn, der mich erwartet. Es ist ein Rückblick vor erst, ein Erinnern an alles das, was mich kräftigte und verdichtete in früheren Jahren. Und wie ein Gläubiger zur Bibel greift, griff ich zu Spinoza und begann in der Ethik das Kapitel über den Ursprung und die Natur der Affecte.

Sie sagten mir, ich solle schreiben, liebste Freundin. Aber gehört nicht zum Schreiben eine Sauberkeit des äusseren Lebens, ein gewisses Gleichgewicht der Existenz, von dem aus erst Arbeiten möglich werden? In dem Leben, das ich führte, war es nicht möglich, dass Eindrücke Wurzel fassten und wuchsen, bis ihre eigene Kraft sie aus dem Erdreich wortloser Schwere hinauftrieb in Stamm und Verästelung des lebendigen Wortes.

Ich habe wirklich tief gelitten, liebste Ditha, und dass ich nicht schreiben konnte, war bezeichnend für den mangelnden Wert, den ich meinem Leben beimass. Und mit Recht. Es war so beim Briefeschreiben. Es war wohl so mit dem Schreiben überhaupt. So sehr meine Natur geneigt sein mag ihre menschliche Verhältnisse zu verwirren – es ist doch sicher, dass sie nichts so sehr bedarf, nichts mit so rücksichtsloser Hartnäckigkeit erstrebt als ein

²⁴² Muss „Laubach“ heißen.

einfaches, in seinen Grundlinien klares Leben. Es ist eine Grundbedingung, die ich erfüllen muss, um in einem lebendigen Sinn zu sein.

Es bleibt genug des hoffnungslos Complizierten in einer Zeit wie dieser. Ja, eine Möglichkeit, diese Complication in uns aufzunehmen, kann ich nur sehen, wenn wir selbst alle Complicationen aus unserem persönlichen Leben verbannen. Sonst ist das Leiden, das uns aus dieser notgedrungenen Aufnahme erwächst, ein unendliches, weil es sich vermischt, unkontrollierbar vermischt mit den Konflikten und Complicationen unseres persönlichen Seins.

Je verworrener die Welt um uns ist, um so einfacher müssen wir leben. Liebste Freundin, das ist so schwer in dieser Zeit, in der die meisten Menschen, sich darauf verlassend, dass die Zeit noch ein Übergang sei, entweder zum Tod oder einer irgend wie sich wieder regulierenden Ordnung, von Tag zu Tag, hastend, eilig Genuss zu Genuss raffend, ohne Besinnung und Stetigkeit zu leben sich gewöhnt haben. Ein trauriger, beängstigender Anblick. Wir können seine erschütternde Wirklichkeit nur vermindern und überwinden, indem er mit allen Kräften des Herzens uns bemühen, jene Constanz des geistigen Strebens herzustellen, um derentwillen das Leben erst einen Wert ausser der Zeit bekommt; sonst ist es nicht mehr als ein vergeblicher Ablauf von Stunden. Wie sehr bedürfen wir dieser Bemühung, wie sehr bedarf ihrer unsre Zeit.

Liebste Ditha, wie dankbar bin ich dem gütigen Geschick, wie dankbar bin ich Illa,²⁴³ dass sie mir, nach so grossem Verlust, zur Freundin wurden. Seien Sie meiner herzlichen Liebe gewiss

Ihr Lo.

²⁴³ Kosename für Ilse Erdmann

Editha Klipstein an Regina Ullmann (1924)²⁴⁴

Laubach, d. 14. Oktober

Meine liebe Regina,

es wird Dich mit Teilnahme erfüllen, zu hören, dass Ilse Erdmann tot ist. Eine weisere Macht hat es gefügt, dass zuletzt noch alles gut wurde zwischen uns, und das Böse gleichsam wie weggewischt war aus unserem Gedächtnis, man besann sich nicht mehr darauf.

Sie kam hierher von Bonn, wo sie in ihres Bruders Haus gewesen, sie sollte von hier aus nach Freiburg, wieder zu ihrer Schwester. Sie wollte nicht. Nirgends konnte sie es ertragen, nirgends konnte sie ertragen werden. Es war, als ob sie überall aufdeckten, wie kläglich unfest die Menschen leben. Nirgends eine grosse Ordnung, die sie bewältigt, und in sich aufgenommen hätte.

Nie habe ich einen Menschen gesehen, der so sehr wie eine in Gestalt getretene umher irrende Seele wirkte, als Ilse es zuletzt tat. Ruhelos, ruhelos, – das arme Gesicht schwer leidend, – und doch der unerbittliche Zug darin geblieben, den anderen mitleiden zu lassen, auch ihm jede Möglichkeit des Stillseins zu nehmen.

Sie ging hier von Haus zu Haus, keiner konnte sie aufnehmen, – es war nicht Unfreundlichkeit und Härte. Man wagte nicht zu sehen, wie jammervoll sie aussah, weil man nach allen Erfahrungen die Folgen eines zu grossen Mitleids nicht mehr verantworten konnte.

Schliesslich richteten wir es ein, dass sie bei uns ass, den Tag über bei uns blieb, und nur Nachts in ihrer Wohnung schlief. Aber dann kamen wieder alle Krankheiten, die sie ängstigten, die die Ärzte ihr nicht zugaben, sie musste des Nachts jemanden bei sich haben, und so telegraphierte sie ihre Freundin Noack herbei.

Was zwischen beiden vorging, – wer weiss es? Die Streitigkeiten zwischen ihnen, den beiden Morphinistinnen, [waren] hatten sich in letzter Zeit immer mehr gesteigert. Fräulein Noack ängstigte Ilse, – rauchend und in Männerhosen, wie sie letzthin auftrat –, Ilse hatte grosse Furcht vor ihr bekommen. Vorher war es umgekehrt gewesen.

Am gleichen Morgen der Ankunft der Freundin nahm Ilse zehn starke Schlaftabletten auf einmal, vergiftete sich also. Trotz sofortigen Auspumpens des Magens war sie nicht mehr zu retten. Sie schlief freilich noch vom

²⁴⁴ Editha Klipstein an Regina Ullmann. Laubach, 14. und 16. Oktober 1924. Nachlass Regina Ullmann. Monacensia München. Erstabdruck in: Rainer Maria Rilke. Briefwechsel mit Regina Ullmann und Ellen Delp. Hg.v. Walter Simon. Frankfurt am Main: Insel Verlag 1987, S. 216-221.

Sonntag vor 8 Tagen bis zum Freitag, - Freitag früh starb sie -, und vorgestern, Sonntag, wurde sie begraben. Unter wundervoller Herbstsonne, der ganze Friedhof mit seinen schönen Herbstblumen wie gebadet in stillstes Licht.

Die Freundin, die niemanden anders mehr zugelassen, hatte Ilse noch ebenso treu bis zuletzt gepflegt wie sie sie treu gequält hatte. Es ist wohl beides das gleiche, solange wir nicht besser und nicht schlechter als unsre Natur sein können.

Was sich über die Natur erhebt und sie meistert, muss offenbar immer wieder mit ungeheurer Anstrengung erobert und geschaffen werden. Die meisten Menschen sind nichts wie ein ratloses Material in der Gewalt höherer Geister. Nie war es mir so deutlich als wie in letzter Zeit, dass wir selbst nur die Bewegungen ausführen, die unsichtbare Mächte je nach unsrer Brauchbarkeit sich nutzbar machen, in ihrem unsichtbaren Kampf. Je reiner unser Wille, desto brauchbarer für die Gewalt, die wir die gute nennen. Kann man mehr wissen? -

Die Geschwister kamen erst nach ihrem Tode. Der Arzt hatte sie nicht ängstlich gemacht, er glaubte an einen guten Ausgang. Zwischen ihnen und uns war alles einfach und friedlich wie in alten Zeiten. Wir waren ja alle im Lauf der Jahre angeklagt worden.

Nach dem Begräbnis, das nicht gross, aber würdig war, gingen Felix und ich hinauf auf den Berg in unseren Garten, und ich pflückte an Blumen, was noch irgend blühte. Am nächsten Morgen, - wieder ein wundervoller Tag! - trug ich sie auf den Friedhof, und während ich sie zwischen die Kränze eingrub, liess sich schon eine Schar von Bienen darauf nieder. So lebendig wirkte doch Ilses Wesen weiter, dass ich die Art, wie die Natur sich um mich regte, noch mit dem Willen ihres intensiven Abschiednehmens verband. Die Schwärme weisser Tauben, die ganz nah über mich weggingen. Der Altweibersommer, in dessen Fäden ich mich merkwürdig fest verding beim Verlassen des Friedhofs. Sie ist ungern tot, musste ich immer wieder denken. Sie lebte noch gerne, und trotzdem sie sich selbst, wie aus Eigensinn, das Leben abschnitt, hat sie es damit nicht ganz ernst gemeint.

Seltsames Leben! Von dem, was man an ihr erlitt, braucht man nichts wegzunehmen. Sie war in ihrer Art eine Kraft, vielleicht eine zerstörerische, aber nichts Positives kann im Grunde zerstörerisch sein.

Sie behielt etwas Ungebrochenes in sich bis zuletzt. Abgelöst von ihrem zweifellos selbstsüchtigen herrschsüchtigen Wesen, ihrer Maasslosigkeit, die für ihre Zwecke keine Umformung der Wahrheit scheute, - hatte sie über sich selbst hinaus eine ganz reife Einsicht in die Dinge, die fast nur der Künstler würdigen konnte. - In ihrem Unterscheidungsvermögen konnte man sich immer einmal wieder heimatlich geborgen fühlen, wenn es auch nur noch von Zeit zu Zeit war. Aber sie behielt ihre vollkommen farbechten Augenblicke, über die ihre Triebe keine Macht hatten

Nun ist es schon der 16. October geworden. Die Geschwister Erdmann räumen und packen. Wir haben uns noch ein paar Mal gesehen. Ihnen ist durch das was sie fanden, auch manches deutlich geworden.

Stösse von Briefen und versiegelten Packeten gingen in unser Haus. Der Begriff: Nachlass! Noch einmal beim Durchblättern blühen eilig die Sommer vieler Jahre auf, stehen einen Augenblick im Licht der Gegenwart, sinken, welken – , machen die Gegenwart auch zu etwas längst Vergangnem

Die Schwester (die übrigens gut, klug und treu ist, wie der Bruder auch) sagte: „Wir haben uns keine Vorwürfe zu machen“. Wer kann das aber sagen?

Ilse hatte eine Todesangst, in das Haus ihres Schwagers zu gehen, wie es jetzt bestimmt war. Ihre ahnungsvolle Seele konnte den flachen Liberalismus der heutigen Akademiker nicht aushalten. Darin hatte sie sehr recht, – in so vielem sie unrecht haben mochte.

Welcher Unfug (weiter dauernd und verderbend), den „Geist“ dem Bürger auszuliefern! Der Bürger hat der Handwerker zu sein, niemals der geistige Ordner. Das soll man den Sehern, den Dichtern, den Kirchenfürsten überlassen

Die praktisch geregelte „rationierte“ Geistigkeit in den akademischen Kreisen ist auch für mich eine der grausamsten Vorstellungen geworden; es geht zusammen mit dem anspruchsvoll reinlich halten scheusslicher Gegenstände. An solcher Gesundheit muss alles höher geartete krank werden

Und dabei sind die Menschen neben ihrer verfluchten nichts bedeutenden unschöpferischen Geistigkeit – leidende einfache gute Menschen auch –, nur dass die Wissenschaft eine so falsche Medicin gegen die geistige Armut ist! Man heilt nicht sich damit und keinen anderen!

Übrigens hat sich der Bruder auch ganz von dem academischen Leben getrennt, gibt eine Gewerkschaftszeitung heraus: die Arbeit, und lebt keineswegs wie ein Herr. Er gefiel Felix sehr gut. Nur ist er etwas gefangen in seiner noch jugendlichen lebenslustigen Frau (die als Rheinländerin einiges Recht dazu hat) und deren heranwachsenden Söhnen aus 1. Ehe, die schon Sportsleute sind! Dagegen komme die ehrliche Schwachheit auf!! – Man sieht da viele unvermeidliche Schwierigkeiten wachsen, denn für die Familie kann ehrlich nicht genug Geld verdient werden, – – aber immer mehr muss man sich sagen, dass nie mehr mit Kritik, nur mit der Arbeit an sich selbst man auch den anderen ein wenig helfen kann, dass man tun lernt, was man weiss. – Dass man seinen rechten Platz findet in der grossen Musik, dass man die grosse Harmonie nicht stört, sondern heilen hilft. Wer sich in das Ganze wieder einfügt an seinen ganz richtigen wahrscheinlich sehr geringen Platz, den muss das Ganze halten, auch über den Tod hinaus.

Wie das grosse Kunstwerk jedes kleinste Detail, das am rechten Platz sitzt, auf ewig bewahrt.

Aber das Gesetz in jedem Tagwerk erst einmal wieder aufspüren! Wie verdorben ist man. Die menschliche Seele kann nicht soviel aushalten, wie ihr zugemutet wird. Sie braucht ihre Disciplinen. – Das wars, was Ilse's Geschwister so übersahen in Felix' Absichten; denn das persönliche Erlebnis war nur eine kleine Episode im Ganzen: Er wollte sie zwingen, sich zu disciplinieren. Aber als er „Gelübde“ von ihr verlangte, Vergangenes nicht mehr zu berühren, manches nie mehr zu erwähnen, – wurde er von der Familie vom „Fortschritt“, von der „freien Persönlichkeit“ aus ausgelacht.

So ging [auch] soviel guter Wille aneinander vorbei! Ich sagte auch zur Schwester: „Wieviel unnötige Feindschaft aus Mangel an Gleichgültigkeit!“ – Eine harte Hand zur rechten Zeit wäre wahrscheinlich die Liebestat für Ilse gewesen, nach der sie ihr Lebenlang vergeblich hungerte. Auch dieser Tod verstärkt mir die Überzeugung: je höher geartet eine Seele ist, desto weniger kann sie die „Freiheit“ aushalten

Lebe wohl, verzeih den nächtlich langen Brief. Wenn man die vierzig überschritten, ist der Tod des „anderen“ einem nicht nur der Tod des „anderen“.

Auch Felix grüsst Dich von Herzen. Schreibe mir doch bald einmal wieder; Du weisst wie Deine Briefe mich freuen!

In Liebe D. Editha.

Rilke wird auch sehr berührt werden von Ilse's Tod. Sie sprach in den letzten Tagen noch oft von ihm.

Meine Münchner Briefe an Ilse 1915, kamen auch zurück, ich schaute hinein: wie ausführlich ich alles geschildert hatte, – es erstand so lebendig, wie ich zuerst Dich sah, Rilke – ich wusste garnicht mehr, wie ausführlich ich das geschildert hatte!

Editha Klipstein an Ilse Curtius (1943)²⁴⁵

20. VII. 43

Der Brief, -
ein „ungleicher Wurf“, -
wie Felix sagen würde.
Der nächste wird besser.

Liebe Ilse,

wie schön, dass Sie Tagebuch schreiben. Ich könnte es vielleicht erklären, warum ich so froh darüber bin. Immer wünscht man die Dinge der Zeit „angebunden“ an die Ewigkeit, - aber man weiss, dass nur das atmosphärisch „Richtige“ sich der ewigen Bewegung einverleibt, und das Richtige sind die scheinbar 1000 verschiedenen, seltsam unterschiedlichen Zufälligkeiten, die in einen Moment, in eine Wahrnehmung hinein fallen. Diese Mischung von naiver Geöffnetheit und Auswahl durch das Urteilsvermögen bedeutet vielleicht alles.

Ich bin im Augenblick sehr traurig. Soeben bekam ich die Todesnachricht einer alten sehr guten Freundin, Mathilde Purrmann-Vollmöller. Ich hatte immer und mit Grund gehofft, sie noch einmal wieder zu sehen, obwohl ich von ihrer schweren Krankheit wusste. Es flogen hin und wieder Briefe zwischen uns hin und her, - sie liebte zumeist in Florenz, Hans Purrmann ist dort das Haupt der deutschen Kunst-Akademie. (Wie mag's in diesen Tagen damit stehen?) Unsere Freundschaft befestigte sich sogar in den Jahren der Trennung, - in Paris hatten wir die heftigsten „Meinungsverschiedenheiten“. - Jetzt lächelt man darüber, wie über einen Jugend-Luxus, - was bedeuten schon unsre „Meinungsverschiedenheiten“!

Aber wirklich kommt mit ihrem Bild, wie es mir jetzt besonders deutlich empor steigt, die ganze Pariser Studienzeit so lebendig in die Erinnerung. Unser Maler-Viertel in Montparnasse, - jeder hatte sein Atelier, jeder hatte seinen besonderen Geldbeutel, jeder seinen Ehrgeiz, und seine Weltanschauung. Alles gehörte zu einem Freiheitsbegriff, der zeitgemäss war, - der liebe Gott machte sich den Spass, zuzuschauen, was die „Freigelassenen“ alles anstellen würden, - und bei allen selbstgeschaffenen Qualen war es eine Lust zu leben!

Mathilde war ein sehr reizvolles Mädchen mit langen blonden Haaren und einem feinen kritischen Gesicht, - sie spottete immer, - und war im Grunde

²⁴⁵ Editha Klipstein an Ilse Curtius. Laubach, 20. Juli 1943. Archiv des Vereins zur Pflege des künstlerischen Nachlasses von Felix und Editha Klipstein e.V. Laubach.

eine sehr gnädige, mütterliche Natur - Christian, der sie noch vor 4 Jahren in Florenz besucht, und in der Villa Romana 14 herrliche Tage verlebte, - sagte: sie habe das grosse Haus mit allem gesellschaftlichen Zubehör sehr schön in Ordnung gehalten, - und ihre Klugheit sei auffallend gewesen. So war's damals auch schon. Ich war für sie die deutsche Philosophin, die man nicht genug necken konnte, - und ich fiel auch auf ihre Neckereien herein, und wir kämpften oft stundenlang und unsere grosse Verschiedenheit band uns aneinander.

Späterhin sahen wir uns, 1915, in München wieder, - als ich Rilke kennen lernte, und als München überschwemmt wurde von Pariser Auswanderern, zu denen auch Purrmanns gehörten. Purrmanns waren Matisse-Schüler. Ich copierte - 15 - gleichzeitig mit ihm in der Pinakothek, - er den Bethlehemitischen Kindermord von Rubens, - ich ein Chardinsches Bild, - Mathilde stand, kritisch wie immer, daneben. „Schade, dass sie taub geworden sind!“ aber wir kämpften wie je. Und dann trennten wir uns, sie mit den Worten: „Man ärgert sich oft maasslos über Sie, - aber man vergisst sie nicht.“

Und danach, brieflich, fing die wirkliche Freundschaft eigentlich erst an, - gegründet auf Redlichkeit. Sie wurde milder, und ich wurde von Felix „erweitert“ und erzogen, - und ich freute mich oft, dass sie lebte, wenn auch fern. Durch Christian, der sich mit ihrer Tochter Christine (Pianistin in Berlin) befreundete, erfuhr ich dann von Mathildes Krankheit, und wie stolz sie sie allein zu tragen versuchte, und doch alljährlich nach Deutschland zu den Operationen fahren musste, - und das tat mir bitterweh.

Warum tut einem manchmal etwas besonders weh? Weil es eben doch verschieden ist, wem etwas geschieht, und wer etwas aushalten muss. - Sie schrieben auch, dass der Tod der Alma Moodie Ihnen näher gegangen sei als manche Katastrophe.

Wissen Sie übrigens, von wem ich über Alma Moodie zuletzt hörte? Einmal von Professor Kippenberg, (der mir trotz seiner Goethesammlung und Insel-Verlag ein ziemlicher Pedant schien), - und dann von Fräulein Baumgartner, in Rilkes Turm, - im Wallis. Alma Moodie hat ja bei Rilkes Begräbnis gezeitigt, - was ein schöner Gedanke ist, wenn man die kleine Kirche hoch oben in Raron besucht; - was man auch gegen Rilke sagen möge, - und er ist nicht der Dichter meines Herzens, - er war ein echter Europäer, ein Friedenselement, ein Sänger -; die Romantik seines Turms in dieser ganz herrlichen Landschaft, (das Wallis ist wie Spanien und Rhône-Landschaft in eins, - Sierre wie eine spanische Stadt) - und die Romantik seines Grabes an der kleinen Kirche in Raron, - sie berührte eben doch - berührt als etwas Seltenes, Einmaliges, stolz Einsames -

Was schreibe ich alles durcheinander. Aber wenn ich diesen Brief nicht absende, schreibe ich keinen anderen, - es ist vielmehr zu tun als sich leisten kann.

Auszüge aus dem Tagebuch von Editha Klipstein (August 1915 bis Januar 1916)²⁴⁶

22. August 15

Ich war wirklich fünf Wochen in München, wo das Leben sofort sonderbar einsetzte und sonderbar fortfuhr.

- Ich lernte Rilke kennen, Loulou Albert und Regina Ullmann. Rainer Maria Rilke ist durch meine Bekanntschaft mit ihm wieder in Briefwechsel mit Ilse²⁴⁷ gekommen.

(Über die Rilke-Zeit in einem anderen Buch)

22. August 15

Vor einer Woche war Lo²⁴⁸ bei Ilse, weihte ihr Gastzimmer ein und war entzückt von ihrer kleinen Wohnung.

Käthe²⁴⁹ wollte jetzt herkommen auf ihrer Fahrt zu Uwe²⁵⁰. Aber Renate²⁵¹ hat die Masern.

- Felix²⁵² hat mit den Leutnants gefischt und Enten gejagt und ein grosses Essen mitgemacht, was wir für seinen Magen günstig finden.

Ä.²⁵³ sucht nach einer Stelle an einem bakteriologischen Institut.

Grosse Umräumung des Turms. Christian²⁵⁴ bekommt das Esszimmer als Kinderzimmer. Das Wohnzimmer und mein Schreibtischraum ist Esszimmer geworden, und ich bin unten ins Gastzimmer gezogen.

Ich lese Shaw, über den Lo und ich uns das letzte Mal stritten und komme zu keiner Klarheit.

Er ist mir mit seiner fast zu einseitig männlichen Intelligenz zu unkünstlerisch.

18. Sept. 15

Kät[h]e war hier. Ä. ist in Wilhelmshöhe bei Dr. Heinrich.

Ich war in Frankfurt.

²⁴⁶ Typoskript. Abschrift. Archiv des Vereins zur Pflege des künstlerischen Nachlasses von Felix und Editha Klipstein e.V. Laubach.

²⁴⁷ Ilse Erdmann

²⁴⁸ Lothar Erdmann

²⁴⁹ Käthe Brie

²⁵⁰ Uwe Brie, geistig behindertes, wohl autistisches Kind von Friedrich und Käthe Brie; in einer Pflegeanstalt in Treysa bei Kassel untergebracht.

²⁵¹ Renate Brie

²⁵² Felix Klipstein

²⁵³ Äne Blass

²⁵⁴ Christian Klipstein

Lernete bei Voigtländer Sachen des Romantikers Fohr²⁵⁵ kennen. Auch berührt von Courbet! Courbets Einfluss auf die Künstler damals nicht zu überschätzen. Manche, die zur Zeit dieser Berührung die besten Sachen machten, sanken nachher zurück ins künstlerisch Philiströse.

Voigtländers Einkäufe. Sehr gute Altheims. Fabriken. Unmalerische Motive malerisch gemacht. Auch Courbets Einfluss.

Im Osten geht es prachtvoll vorwärts.

- Christian ist drollig. Kleine Nase, grosse Ohren. Er erleichtert einem doch die Zeit, dadurch, dass er von nichts angekränkelt wird.

Wir Erwachsenen werden alle angekränkelt. Wir sind dem Kriege fern und doch wird jeder Zustand von ihm bedingt, nie ist man frei vom Krieg. Man hat immer zu leiden unter Butternot und Wollepreisen und bekommt nichts ab von der „Erhebung“.

21. Sept. 15

Gestern Abend war ich bei Ilse. Es ist immer der gleiche dunkle Weg. Schwarze stille Menschenhäufchen. Die Dreschmaschinen ragten gespenstisch mit ihren dunklen Schornsteinen empor. Sie sind angekommen. So gehen die Jahreszeiten. Jetzt wird man es klappern hören.

Immer noch werden die übervollen Apfelbäume abgeleert. Es scheint kein Ende nehmen zu wollen. Auf den Wegen Karren mit Äpfeln. Alles blitzt davon. Christian sucht sich beim Spazierengehen die Äpfel und isst sie mit Haut und Haar.

- Wilna ist genommen. Es geht gut im Osten vorwärts, aber von Siegesjubel wird in diesem Krieg wohl nie mehr die Rede sein.

Die Teuerung wird stärker.

Im Westen scheint sich eine Offensive vorzubereiten. Truppen werden herüber transportiert vom Osten.

Felix ist in Ogunken bei Angerberg in Ostpreussen.

- Christian spricht wenig mehr als: Mamma, Pappa, tic tac, gack gack, wauwau, ja ja, näin näin. Nach Mutters Tagebuch sprach in seinem Alter Nena schon zusammenhängende Sätze.

Die Menschen im Bilderbuch nennt Christian charakteristischerweise Puppas. Sie wirken ihm leblos.

22. Sept. 15

Ilse sehr elend. Liegekur, Tilly²⁵⁶ ist da. Leidet wegen Lo. Alle Welt leidet. Tilly tapfer. Wir gingen hinauf aufs Atelier. Viele Äpfel, prachtvolle rote Äpfel in ihrem grünen Laub an dem sonnigen Abhang, Tilly sprach über ihre Gärtnerei, wie wenig sie einbrächte. Fast alle Frauenberufe scheinen mir

²⁵⁵ Karl Philipp Fohr

²⁵⁶ Tilly Seyffarth, Geliebte von Lothar Erdmann

nichts einzubringen, natürlicherweise sollte das was die Frau verdient, das sein, was sie dem Mann spart und ihm damit in seiner Arbeit unterstützt. Aber natürlicherweise sollte eben jede Frau einen Mann haben.

- Gestern kam ein Brief von Loulou Albert²⁵⁷ aus München. Dass sie zwei Bilder gemalt hätte, die Rilke begeistert hätten. Er habe wundervoll darüber geschrieben.

- Als Mathilde Purrmann und ich in Frau A.'s Atelier die Bilder ansahen, bemerkte ich: für diese Bilder muss man vielleicht verliebt gestimmt sein, dann decken sie das Bedürfnis nach Aussergewöhnlichem, ja Genialem. Wenn man ganz nüchtern nur auf Kunst gestimmt ist, entsetzen sie.

Mathilde Purrmann war aber noch viel entsetzter vor den Bildern als ich. „Die Frau muss schwer krank sein!“ war ihr erster Ausruf.

Aber wir hören ja: Rilke ist begeistert! Rilke, der mit Rodin verkehrte und Cézanne nachging.

Sept. 15

Auf dem Wege herauf zum Atelier empfand ich einmal alles. Am hellen Himmel stand heller der frühe Mond. Es war noch nicht ganz Abend, denn mit der Glut ihrer Farben besiegten die schwer beladenen Apfelbäume die erste Dämmerung und schnitten ihren goldenen Umriss in den Himmel wie das Bild friedevollster Erinnerung.

28. September 15

Augenblicklich steht man ganz unter dem Eindruck der grossen neuen Offensive im Westen.

Es müssen furchtbare Kämpfe sein, und es scheint fast, als hätten wir diesmal nicht erwartet, einen Durchbruch zu verhindern. Die Franzosen und Engländer sind an zwei Stellen bis zu unserer zweiten Verteidigungslinie vorgedrungen. Es gab viele Verluste.

Flieger über Freiburg.

Christian fängt an, Bilderbücher zu geniessen. Blumen und Tiere interessieren ihn sehr.

Bei Ilse ist Frau Freund aus Wilhelmshöhe zum Besuch und pflegt sie.

Wir sind dankbar, dass Lothar noch nicht wieder an der Front ist.

30. September 15

Plötzlich ist Felix hier zum Urlaub. Er telegraphierte und war am gleichen Abend da. Ich holte ihn in Giessen ab. Er ist braun, sehr mager, ganz der alte Felix. Freude über Christian, - den Stolz liess er möglichst wenig merken.

Ich verbarg meine Unzufriedenheit mit dem ewigen Unterofficier so wenig als früher. Felix' Ehrgeizlosigkeit ist schon langweilig.

²⁵⁷ Lou Albert-Lasard

Sie leben da in Ostpreussen halb wie Indianer und halb wie Mönche. F. hat eine nette Photographie mitgebracht. Er und der Student Usinger in ihrer schilfbekleideten Höhle, rauchend, einander gegenüber, an den Wänden hängen geschossene Enten. Auf dem Tisch ein Steinhäger u.s.w.

Groteske Geschichten. Ihr Stabsarzt sei immer betrunken. „Ein Kerl, ganz blass, rote Nase im Gesicht, kann vor Besoffenheit nichts dictieren, nichts untersuchen. - Wenn er mit dem Major sprechen muss, gibt ihm sein Hilfssanitäter heimlich eine Morphiumspritze in den Hintern.“

- Vom Unterofficier Keusser, den ich auch noch in Giessen sah, erzählte er auch mancherlei.

„Das ist ein Kerl. Ein richtiger alter Germane. Er brüllt und wettet, rein zu seinem Vergnügen. Wenn er eine Weile geschrien hat, ist er vergnügt wie ein Kanarienvogel über seinen Schlag. Der gutmütigste Mann. An dem ist ein Berufssoldat verloren gegangen.“

Felix hat in Ostpreussen viel über die tatsächlich geschehenen Greuel gehört. Im Grunde scheint mir doch eine richtige Logik darin zu sein, dass Felix zu keinen äusseren Ehren kommt.

Vielleicht fängt die Kultur im kleinsten so an. Dass einer alles ohne Dank und Ruhm tut, ohne Streberei selbst im unschuldigsten Sinn, eigentlich immer nur das kleinste bescheidenste mit seiner Aufmerksamkeit tröstend, ermunternd, erfrischend. Immer ist Salz und Geist in dem, was Felix tut, er tut es umsonst, scheinbar ins Blaue hinein, und doch alles aus dem Zusammenhang seiner starken Natur heraus. Er belebt mit der Seltenheit seines guten Gewissens.

Man sollte denken, F. könne mit dem kleinen Finger schaffen, was all die mittelmässigen Leutnants zu Stande bringen. Aber da irrt man sich wieder. Er schafft in Ewigkeit nicht. Nicht, weil er es verschmäht, - er kann es nicht.

Was er jetzt sieht und teilt, ist die Pflichttreue des kleinen Mannes, seine Anständigkeit und die Harmlosigkeit seiner Freuden, natürlich lässt er sich in keiner Beschränktheit, die er da antrifft, beschränken, - aber diese kleinen Leute erfreuen ihn, weil sie sich wie kleine Leute aufführen. Denn er findet die meisten, die sich wie grosse Leute aufführen, nicht grösser.

Abends ist friedliches Beisammensein mit der Ziehharmonika.

- Trotz dieser guten Einsichten, die fest in mir sitzen, werde ich manchmal ungeduldig, letzten Grundes muss ich aber lachen und freue mich doch, denn dies versperrt nichts, diese Art, die Dinge und die Welt um ihrer selbst willen in jeder Erscheinung als die gleiche zu begrüssen und sich um keinerlei Etikett zu bekümmern. Selbst jetzt!

- Felix bei Ilse. Ist sehr erfreut über ihre kleine Wohnung, findet sie schön und behaglich und setzt sich in den Lehnstuhl. Lässt sich füttern und verwöhnen wie ein Pascha. Frau Freund hält sich tactvoll im Hintergrund. Frau Heusing kommt weinend zu Frau Stengel. Ihrem Mann bleibt die Front

nicht erspart. Wer hätte das im vorigen Jahr gedacht? Die Neunzehnjährigen und die Fünfzigjährigen.

- Änne kommt morgen um 1/2 2 Uhr.

(Je älter der Mensch wird, je mehr er den Tod praktisch zu begreifen beginnt, desto spiessbürgerlicher wird der gemeine Mensch an jedem Menschen, desto erpichter auf Behaglichkeit und auf das Begleitetsein von Gegenständen. Auf nah gesteckte Grenzen, wie freundliche Zimmer, auf alle Gegenstände, die Dauerhaftigkeit atmen, die Vergangenheit und Zukunft in die Gegenwart tragen, die damit die Gemütlichkeit und Geborgenheit erhöhen. Die Furcht vor Flächen wächst, die Furcht vor einsamen öden Feldern. Das alles ist schon Tod und Verlassenheit. Ja, sogar vor leeren grossen Hauswänden hegt der Mensch eine Angst, die mit Todesfurcht verwandt ist)

F. fand mein neu eingerichtetes Zimmer unten schön. Könnte Turmzimmer irgendwo sein, auch im Parral²⁵⁸.

Heterogenste Dinge können Ähnlichkeiten der Lage haben. Die Leichencapelle hier, wie sie in die Luft sticht, erinnert mich an die Templarios. Es ist das verschiedenste der Welt, aber es sind Terrainähnlichkeiten, Luftähnlichkeiten vorhanden.

- Beim Sprüche abschreiben für Lothars Kriegskalender berührt mich wieder Flauberts Stil als der lebendigste, der lockerste, der kühnste, der farbigste. So glaubt man die Dinge!

Ilse ist ein wenig deprimiert über Frau Alberts Brief an mich. In diesem Brief steht, dass Rilke ihre letzten, wahrscheinlich visionären und fabelhaften Bilder „wundervoll beschrieben und darüber gedichtet habe“. Wundervoll kommt in dem Brief dreimal hintereinander vor, und Ilse glaubt deshalb nicht so absolut an die „furchtbaren Leiden“ von Rainer und uns allen.

- Knut Hamsuns Geist ist mir lieb. Seine Klugheit ist mir lieb, seine Güte, Erfahrungheit, Resignation, sein Witz.

Sein letztes Buch: „Kinder ihrer Zeit“. Da sind Stellen darin, die sehr wahr sind bis in die peinlichste Wahrheit der Momente hinein. Man lässt sich von Leuten wie Knut Hamsun verwarnen. Warum ist er kein Deutscher? Aber wir Deutschen haben diese heidnisch christliche Art zu schreiben nicht, wir haben entweder eine orthodox protestantische oder eine frivole Literatur. Mit wenig Ausnahmen.

30. Oktober 15²⁵⁹

Wenn F. erzählt von seinem militärischen Leben, wie die Leute lernen müssen, nicht zu antworten, auch wenn sie recht haben, dieses sich einfach unterordnen müssen oft höchst tüchtiger Leute, - all das gibt auch für das Leben im Frieden zu denken.

²⁵⁸ Kloster bei Segovia

²⁵⁹ Datum offensichtlich verschrieben, soll wohl 1. Oktober heißen.

Auch wieviel positive Tüchtigkeit dazu gehört, den allerkleinsten Posten ordentlich auszufüllen.

Ja, wer zu den Gesunden und Normalen gehört, der wird nicht geschont!

Aber wieviel Platz dürfen die Hysterischen, die untüchtigen einnehmen, wie seltsam schonend und vorsichtig und nachgiebig geht man mit ihnen um.

Mir scheint es ein guter Ausweg gewisser Völker, die Schwachsinnigen und was schliesslich alles dazu gehört, - heilig zu sprechen und sie für unantastbar zu erklären, - sonst würden eine Menge Verbrechen entstehen in Ländern, die weniger zum Mitgefühl degeneriert sind als die unsren.

Ilse und ich im Herbstsonnenschein friedlich auf und ab vor ihrer Wohnung. Gestern haben Felix und sie Duzbrüderschaft getrunken.

In diesen Tagen die furchtbare Schlacht im Westen. Es scheint, dass die Engländer und Franzosen es zu einer Entscheidung treiben wollen, und was das bedeutet, darunter stellt man sich nachgrade etwas vor.

2. Oktober 15

Der Sohn von Steller ist gefallen.

Laubach ist bedrückt, viele Laubacher sind im Westen. Frauen kommen ins Krankenhaus, denen die Feldarbeit zu schwer geworden ist.

- Felix erzählt von seinem Leben in Ostpreussen. Ruhm bringt's ihnen nicht ein, aber sie tun ihre Pflicht sauber. Sie haben Maschinengewehrstellungen ausgebaut, eine vierfache unter der Erde. Bei ihrem letzten Bau, unter Felix's Leitung, - versenkten sie einen Grundstein mit und eine Flasche mit einem Zettel darin. Auf dem stand geschrieben: „dass bei dieser guten Arbeit unter ihnen allen kein uneiniges Wort gefallen sei.“

- Felix erzählte von einer hübschen Polin, der Frau eines klugen alten Knaben. Alle hätten nach ihr geschaut und sich jeder so oder so um sie beworben.

„Wunderbar, wenn sie mit nackten Beinen im Wasser stand und die Angel auswarf. Ein kräftiges Frauenzimmer von 28 Jahren. Eine echte Polin, nichts von Polackin. Eine von den Polen, die mit der französischen Rasse verwandt sind.“

Zum Abschied hat Felix die schöne Polin auf die Barackenwand gezeichnet, wie sie dasteht und die Angel auswirft, und die Fische nach ihren Beinen schnappen. - Es muss ein erfrischendes Leben draussen sein. Felix schläft nicht mit den Unteroffizieren sondern mit seiner Mannschaft zusammen.

„Da wird man bedient wie ein Prinz.“

Eben machte Felix Besuch im Schloss. Wir schnitten ihm die Fransen seines Prachtröckchens ab, Staat ist mit seiner Uniform in Ewigkeit nicht zu machen.

Lothar schreibt nicht sehr glücklich aus Coburg. In etwa vierzehn Tagen, - vermuten wir - kommt er wieder fort.

Die Kämpfe im Westen dauern mit unheimlicher Kraft an. Felix findet Laubach wie ausgestorben.

Oben im Atelier betrachtete er seine Zeichnungen und Malereien, er hat Vertrauen zu seiner zukünftigen Malerei.

Wir lesen zusammen in Rodin „Les Cathédrales de France“.

Nous saurions répondre au sphinx gothique, si la nature elle-même n'était devenu pour nous un sphinx incompréhensible.

Die Gotik, die Kathedralen, sind gleichsam die Antwort unsrer Rasse auf die Frage der Natur unserer Länder.

Pour la netteté de son parti pris, par sa science des déclinaisons de la lumière, le Gothique Renaissance rejoint la Grèce et n'a rien à lui envier.

La force répugne aux faibles. Ne la comprenant pas, ils ne la désirent pas.

La Cathédrale s'est accomplie lentement et passionnément. Les Romains y ont apporté leur force, leur logique, leur sérénité. Les Barbares y ont apporté leur grâce naïve, leur amour de la vie, leur imagination rêveuse. De cette collaboration, qui n'était pas combiné par un dessein prémédité, a germé l'oeuvre, modelé par les temps et les lieux.

C'est le génie français et son image. Il n'a pas procédé par à-coup; il n'a pas obéi à l'orgueil. Il s'est élevé avec la succession des siècles à l'expression.

10. Oktober 15

Dieser plötzliche Aufmarsch da unten, - Belgrad ist bereits erstürmt, - in dem Augenblick, in dem wir die schweren Offensiven im Westen auszuhalten haben und in Russland vorwärts gehen, - man ist geblendet vor Bewunderung.

Dieser plötzlich entstandene neue Balkankrieg!

Heute brachte ich Felix zurück nach Giessen, sein Urlaub ist zu Ende. Es ging sehr schnell damit. In Giessen traf er U.Off. Keuser, mit dem er ankam und jetzt zurückfährt. Felix sieht gegen die Kameraden doch sehr zart aus.

- Grosse Unruhe. Frau Albert kommt vielleicht. August²⁶⁰ und Frieda²⁶¹, Spira²⁶², alles traf hier zusammen, Telefongespräch mit Frau Albert. Knackel²⁶³ wurde allgemein reizend gefunden. In Giessen in der Rickerschen Buchhandlung²⁶⁴ traf ich Kahle²⁶⁵, der sehr erfreut über die Kriegswendung war und eine türkische Professur in Giessen einrichten will.

21. Oktober 1915

²⁶⁰ August Klipstein

²⁶¹ Frieda Klipstein

²⁶² Theo Spira aus Worms

²⁶³ Christian Klipstein

²⁶⁴ Damals auf dem Seltersweg.

²⁶⁵ Paul Kahle

Wenn der Krieg vorüber ist, werden die Mädchen nicht mehr „schnäupig sein“, necken die alten Leute jetzt die Mädchen hier.

Frau Alberts Besuch hier kostete uns fast unseren Ruf. „Rainer“ wurde für Ilse zu etwas andrem. „Jetzt könnte ich nur noch Du zu ihm sagen.“

25. Oktober 1915

All dies hat sich schon wieder gereinigt und Rilke steht auf seinem alten Platz. Heute las ich bei Ilse einige Stellen in seinem Malte Laurids Brigge und fand sie sehr gut. Ilse meinte: die Ideen dieses Buches hätten in dieser Fixierung noch nicht ihr klassisches Bild erreicht. Die meisten klassischen Bücher hätten ihre Vorläufer, und dies sei wie ein Vorläufer für etwas Zukünftiges.

Als ich im Rilke las, schien es mir plötzlich so unverständlich, dass er Frau Albert liebt, die hier doch wirkte wie ein heimatloses Fähnchen ohne Substanz, ohne Stil, ohne Laster und Tugend, nur voll von vogelfreien Begabungen. Ohne Charakter.

Die Kinder stauten sich an der Gartenpforte, als Frau Albert, rothaarig, im schwarzen Samtkostüm, hinkend, mit silbernem Stöckchen auffiel, und dreimal „auffiel“. Dennoch war sie mir noch lieber als die Gaffer.

29. Oktober 15

Ich erwarte eigentlich einmal von Dr. Heinrich (Wilhelmshöhe) einen Bericht über Annes Befinden.

Lothar ist abcommandiert zu den Gasbatterieen. Ilse und ich wollen ihn in Köln treffen, falls er dort seine Ausbildung durchmacht. Wir wissen nicht, ob er nach Russland, Serbien oder Frankreich kommt, vermuten Frankreich, da im Osten noch nie von Gasbatterieen die Rede war. Die Russen laufen auch ohne Gas zurück.

Lothar reitet viel in Coburg, coquettiert mit Fräulein von Quistorp und lässt sich von Frau Oberhofprediger Kessler begönnern.

Felix schlägt sich in Schedlisken in Ostpreussen schlecht und recht durch.

Laubach wird lebenslustig, Johanna Klipstein verlobt sich mit einem Verwundeten, und die kleine Volp mit einem Cellisten, der in einem Verwundetenkonzert spielt. Das ist alles sehr schnell gegangen. Luise ist äusserst angeregt und zeigt sich, während sie über ihre eigenen Angelegenheiten spricht, viel intelligenter als wenn sie über die meinen redet. (D.h. vom Haushalt.)

Ilse und ich werden reiselustig. Möchten auf einen Sprung, wohin? Mach Freiburg, München, Cöln? Aber Christian ist ein Reisehindernis, der freche liebe kleine Kerl. Anmutig ist er grade nicht, aber witzig, unverschämt und zärtlich. Er ist langgliedrig, hat grosse Hände, aber geschickt ist er sehr, wenn er auch nicht so aussieht.

Seine Hauptforderung ist Brot. Den ganzen Tag ruft er nach „Brot“ oder „Boti“. Trocknes Brot liebt er wie ich es als Kind liebte, die ich die Butter nur nahm, „um mir nichts entgehen zu lassen, was die anderen bekamen.“

- Seit 14 Tagen hat Kät[h]e Brie ein kleines Mädchen. Getauft Ursula²⁶⁶. Änne soll Pate stehen. Zuerst war es doch eine grosse Enttäuschung, dass es kein Junge war.

Im Anfang ging es Kät[h]e sehr gut, sie hatte mehr Milch noch als sonst und die Rückbildung der Gebärmutter ging schnell von statten. Leider bekam sie jetzt eine Entzündung an der Brust, hat hohes Fieber und ist sehr geschwächt. Sie darf nur noch wenig selbst nähren.

Christian wird sie als Gast wohl kaum im Winter gebrauchen können.

30. Oktober

In Serbien geht es glänzend für uns vorwärts. -Luise über die französischen Gefangenen hier: „Die Leute wissen garnicht, was sie ihnen alles zu Liebe tun sollen. Der eine bei Günther hat schon 17 Pfund zugenommen. Das macht doch in Frankreich einen guten Eindruck!“ Ein anderer will überhaupt hier bleiben. Er lernt schon deutsch aus einem Buch.

30. Oktober 15

Las heute Nacht in „Briefen deutscher Frauen“. Bettina hatte schon den reichen schönen Stil ihres reichen Temperaments. Aber als lebende Menschen sind solche Temperamente oft unbequem. Man kann sich vorstellen, dass Bettina manchen aufdringlich erschien.

Johanna Schopenhauer: Sie könnte auch heute leben. Verständige, lebenskluge, lebensfrohe Frau, die gut leben will, nicht auf anderer Kosten, sondern mit anderen zusammen.

Aber Goethe als Existenz kommt einem von diesen Leuten aus immer wieder sehr einsam vor.

Das furchtbare am Verrat ist, dass er uns stets von Freunden kommt.

(Brummel: Unsinnlichkeit aller Vollkommenheit)

31. Oktober 15

Überall schlimme Kämpfe. Die Isonzoschlacht. 11 Tage lang. Die Russen sind wieder stärker geworden. Engl.Franz.Offensive scheint vorläufig gescheitert.

Montag 1.Nov.15

Früh bei Ilse. Sie hatte Eilbrief von Lo, der vollkommen in Banden von Frl. von Quistorp ist. Er wünscht sich Geld, Beruf, die Möglichkeit zu heiraten! Trotz seiner Philosophie ist er im Augenblick nur ein junger Mann! Er lebt da zwischen Herzog und Herzogin und Hofdamen, und sein ganzer

²⁶⁶ Ursula Brie

Skepticismus ist zum Teufel.

Zum Schluss des Briefes kam ganz sparsam eine Klage über den Krieg, so poetisch wie man den Tod hinter der Liebe gemalt sieht. Er muss eben doch wieder heraus in ein paar Tagen.

- Brief von Loulou Albert aus München. Rainer Maria lässt vielmals grüssen.

- Ilse gab mir in diesen Tagen die Verlobungsbriefe von Martin Kautzsch mit. Sie habe ihm manches abgebeten beim wieder durchlesen.

Ja, wie anders beurteilt man von unserem Alter und unseren Erfahrungen aus diese Briefe. Ich konnte auch nur den besten Eindruck davon haben. Rechtschaffen, klug, ohne Verlogenheit, auf billiges Briefpapier geschrieben. (Martin Kautzsch, Sohn des Alttestamentlers Kautzsch in Halle) Eine gesunde aufs Ganze gehende Männlichkeit hinter den Zeilen und eine sehr anständige zarte Rücksichtnahme auf das unwissende junge Mädchen und ihr Elternhaus dabei. - Jetzt vermag man in alle diesem mehr Poesie zu sehen als in den ästhetischen Aufwänden von schönem Papier und halbdunklen Geistreicheleien, wie sie einem damals mehr imponiert hätten. - So kommt alles zu seinem Recht auf der Welt, auch diese braven klugen Briefe, - nur manchmal kommt es spät, oder zu spät zu seinem Recht.

- Eine rührende Epistel von Martin über eine Walter Crane Ausstellung! Der Kunstgeschmack unseres „Kreises“ von damals war freilich entsetzlich, das darf man auch nicht vergessen. Kunst war immer nur der „Schmuck des Lebens“ und sie wurde nur da erkannt, wo sie sich billig anbot. Dass echte Kunst nicht schmeichelt und in ihrer Art auch ein gewaltiger Alltag ist, der erobert werden will, - in solcher Anschauung sind wir nicht gross gezogen und aufgewachsen! Aber schon Grossvater²⁶⁷ wusste nichts mehr davon.

- Nachrichten aus Freiburg. Käthe geht es besser. Das Fläschchen ist wieder entbehrlich. - Renate beim Zusehen, während Kät[h]e stillte, hatte sich darüber aufgeregt, dass Schwesterchen aus der Brust immer nur Milch, nicht einmal Tee oder Cacao bekam. Fritz Brie²⁶⁸ scheint es nicht gut zu gehen.

Meyer Gräfe ist über Stockholm wieder glücklich in Deutschland gelandet. Unkraut vergeht nicht.

5. Nov. 15

Telegramm von Lo! Er ist leicht mit dem Pferd gestürzt. Auf diese Weise bleibt er noch länger im Lande.

- Kät[h]e hat leider noch zu der entzündeten Brust Gebärmutterentzündung bekommen. Wir sind sehr in Sorge.

- Felix leidet in Schedlischen unter Frostbeulen.

²⁶⁷ Albert Schulz, Pseudonym: San Marte

²⁶⁸ Friedrich Brie

- Änne verbraucht leider viel zu viel Geld und lässt einen nicht recht an sich heran mit guten Ratschlägen. Es fehlt da eine natürliche Autorität, ein naher Onkel mit Überblick, - so etwas. Ich bin für eine „Älteste meiner Familie“ noch zu jung.

- Die fleischlosen Tage, zweimal in der Woche, haben begonnen.

Sonntag Abend 6. Nov.

In der Gerichtszeitung las ich heute zum ersten Mal über die Angelegenheit der Nuscha Butze und Alice Arnould, die beide der Christian science zum Opfer fielen. Sehr merkwürdig.

- Los Sturz ist nicht so schlimm, er bleibt mindestens noch 4 Wochen im Lande, das ist also etwas ganz Gutes. Da alles immer länger dauert als man denkt, (auch der Feldzug gegen Serbien) wird er über Weihnachten wohl noch im Lande sein.

Er schrieb an Ilse über das letzte rendez-vous bei Oberhofpredigers mit Fräulein von Quistorp. Hofprediger Kessler scheint ein Weltmann, der zu leben und leben zu lassen versteht. Man hat ganz ostpreussisch adlig mehrere Flaschen Chablis getrunken und wurde schliesslich so fröhlich, dass man „vorsichtiger“ wurde. Lo scheint für diese reizende Episode ganz in der richtigen Verfassung. Auf wen von uns bliebe auch der Glanz, der da hinein spielt, ganz ohne Wirkung? Ein Teil unsrer angeborenen Ehrfurcht steckt in solchem „Geblendet-werden.“

Los Melancholien aber kann ich in solchen Augenblicken nicht ernst nehmen. Man kennt das, wenn man sich in den schönsten Momenten auch noch eine Melancholie leistet!

Sonntag 7. November

Nachbar Cremers ist auch fort. Bei der letzten Musterung ist so gut wie alles genommen worden.

- Reisgedanken. Ilse will nach Bonn zu Hamann. Ich noch einmal nach München?

Felix ist glücklicherweise von dem schrecklichen Schedlischen fort nach Gross Upalten gekommen. Ob das aber besser ist?

- Heute Nachmittag hatte ich einen Besuch von Marta Volp. Sie brachte mir einen Strindberg und erzählte von dem Schuss, den ihr Bruder bekommen hatte. Dicht an der Luftröhre vorbei. Das wurde ganz gemütlich zwischen Strindberg und Malstunden besprochen. So ist das heutzutage.

Nisch ist gefallen. Serbien scheint verloren. Aufregung wegen Griechenland, was es tun wird. Der unermüdliche Veniselos setzt ja doch noch etwas zu unserem Schaden durch.

Als ich heute Abend in den Anzeigenteil der Frankfurter Ztg. blickte, fiel mir auf die Anzeige: von Christbäumen, lieferbar fürs Feld, mit Kerzenhaltern u.s.w. Ein zweites Kriegsweihnachten naht.

Der Anzeigenteil überhaupt! Man kann viel darin lesen. Alles hat auf den Krieg Bezug, was angeboten wird oder gefordert wird: Kopfschützer, Sturmlaternen, Woldecken, Sandsäcke, Zeltbahnen, Stiele für Infanteriespaten, Gefangenenanzüge, kurzum, worauf so der Blick zuerst fällt, spricht vom Krieg und wie er alle Bedingungen verändert hat.

Anzeigen wie: „Eilig zu vergeben das Drehen von 30 000 Pressstahlgranaten 15er ohne Böden, 100 000 15er Böden extra Lieferzeit bis 1. Juli 1916. A Leroi Nachf. Frankfurt.“

oder, darüber stehend: „Seuchen-Kranken-Kriegsgefangenenbaracken übernimmt in schlüsselfertiger Ausführung Spec. Gesch. für Beton u. Monierbau Franz Schlüter Dortmund“ und dergl. wohin man sieht.

Dienstag 16. 11. 15

Nichts wie Unruhe und gestörte Pläne. Fritz Brie telegraphiert, unser Kommen sei später besser als jetzt. Kät[h]e scheint eine Art Kindbettfieber bekommen zu haben, sie muss noch lange liegen.

Heute drei Telegramme, die durchaus nichts klarer machen. Von Felix, Lo und Fritz Brie.

Ilse ist sehr elend.

Frau von Blume²⁶⁹ hat Christian und mich herzlich zu Weihnachten eingeladen.

Frl. Metger schreibt, mein Zimmer sei bereit.

Briefe von Tante Todt, Tante Paula, Tante Nitzsch. Fromme Briefe voll von dem Geist, den diese drei Leben auch bewährten. Es macht immer wieder nachdenklich. -

Tante Nitzsch aus Schönborn. Annemarie Fischer ist jetzt 17 Jahre alt. Das „Baby“ Annemarie!

(Später sehr gute Freundin -)

Seit der Krieg sich so auf dem Balkan abspielt, ist er einem wie aus dem Gesicht getreten.

19. Nov. 15

Ilse ist abgereist nach Freiburg.

Lothar kommt in 14 Tagen wieder heraus. Ob es vorher noch Kriegstraumung mit Fräulein von Quistorp gibt? Ilse lacht über den Gedanken. Ich bin etwas eifersüchtig, dass die Laubacher Zeit so von der Coburger Zeit ausgestochen wurde. Aber vielleicht geht die Vergoldung dieser Coburger Zeit ab, und das solide Laubacher Silber kommt wieder zum Vorschein.

- Habe in Brandes „literarische Portraits“ gelesen. Gut über Flaubert. Eine angeführte Stilprobe aus Mme Bovary, wo Emma auf Justins Grab weint, und nachher der Totengräber der Wahrheit gemäss, in ihm seinen

²⁶⁹ Else von Blume

Kartoffeldieb erkennt, brachte mich wieder ganz in den Bann von Flauberts Stil. Es muss doch etwas daran stimmen, dass durch solche Kunst, und nur durch solche, die Unanständigkeit schlechten Geschmacks überwunden werden kann.

22. Nov. 15

Gestern Nachmittag Telegramm. Kät[h]e sei besser. Ich solle kommen. Daraufhin Eilbrief meinerseits an Sanders. Jetzt kommt eine Hetze 2 Tage lang, und ich möchte der glückliche Christian sein, der nur beim Wickel genommen wird, wenn es so weit ist, und sich um nichts zu kümmern hat. Onkel Richard Lepsius ist gestorben. Ich erfuhr es von L.Nelson aus Darmstadt.

Heute Abend las ich in der Zeitung, dass Dr.Schechter in New York gestorben ist.

Ich denke an den Novembertag in Cambridge, als Mrs. Lewis²⁷⁰ und ich ihn besuchten und er da unten in seiner Höhle wie ein Rembrandtjude hauste, inmitten seiner Papyri-Kisten.

Wie lange ist das alles her! Mit jeder kleinsten Erinnerung solcher Art kommt die Sorglosigkeit, der Reichtum, die Geschütztheit, jener harmlosen Zeiten der Jugend zu mir.

Damals trieb man seinen genialen Unfug noch unter dem Schutz des alten Gottes, - der einem vieles durchgehen liess auf Rechnung der Vorfahren. Jetzt wo man seinen neuen Gott erkämpfen soll, merkt man, dass das kleinste bisschen eigner Gott ebenso schwer zu gewinnen ist, wie es schwer war, die Langmut des ererbten Gottes zu erschüttern.

Genau so ist es: Damals war mir alles auf der Welt ebenso merkwürdig leicht zu erreichen, wie es jetzt merkwürdig schwer ist.

23. Nov. 15

Plötzlich kommt Christian nach Ruppertsburg. Fräulein von Folenius²⁷¹ regte es an und Fritschens kamen mir in der freundlichsten Weise entgegen. Sie freuen sich sogar! Mir ist die Reise dadurch sehr erleichtert.

25 .Nov. 15

Gestern brachten Luise und ich Christian in seinem Wagen nach Ruppertsburg. Der kleine Kerl in seinem blauen Mäntelchen und Kapuze mit weissen Handschuhen sass sehr behaglich da. Die Äugelchen in dem frischen Gesicht, dessen Bäckchen immer blauroter wurden, blickten ganz still und vergnügt. Es war ein schöner Weg mit leisem Flockengeriesel durch die Felder und am Wald vorbei.

²⁷⁰ Agnes Smith-Lewis

²⁷¹ Hofdame im gräflichen Schloss

- Christian wurde gleich sehr munter in den behaglichen Fritschschen Räumen. So ein altes Pfarrhaus in seinem Garten hinter der Kirche behält für mich seinen Reiz - man geht ja doch daraus hervor!

Wenn ich je ein Buch schriebe, wäre es mir das gemässeste, soviel vom modernen Leben und der Kunst zu begreifen, wie die Kinder, die aus einem alten cultivierten deutschen Pfarrhaus stammen, -organischer Weise begreifen können.

(1941 Bis zu einem gewissen Grade verwirklichte ich das in dem Roman „Anna Linde“, erschienen 1935)

Freiburg 29. Nov. 15

Donnerstag werde ich nach München fahren. Felix ist einverstanden. -

Lothar hat einen Geheimbefehl bekommen, sich zwischen dem 14. und 17. Dec. in Leverkusen bei Cöln zu den Gasbatterien zu begeben.

Kät[h]e geht es wechselnd. Ilse ist in Behandlung von Dr. Schottelius, Lotte Herders Lazarettarzt.

- Allgemein wird auch hier eine neue Offensive im Westen für die nächste Zeit angenommen.

Dienstag früh 30. 11. 15

Sanders rufen herein, ich sollte aus dem Fenster schauen. Sie selbst stehen auf dem kleinen Balkon. Aus allen Fenstern schauen Leute. Draussen im Morgengrauen, im trübseligsten Sprühregen, zieht ein endloser Zug Soldaten, eine Gebirgskolonne, feldmarschgerüstet. Es ist einmal wieder ein unerwartet packendes Kriegsbild. Die vielen vielen belasteten Pferde sehen wie Maultiere aus, gehen mit gesenkten Köpfen, die Soldaten, die sie führen, scheinen es auch zu tun. Alles ist grau in grau. Die Soldaten, die Pferde, die tuchbedeckten Munitionswagen, die Feldküchen. Immer wieder er -greift es mich, wenn eine solche Menge Lebendiges in Reih und Glied geht. Die Notwendigkeit dahinter erzwingt es. Keiner geht aus der Reihe.

Sie entschwinden im Regen, man sieht den Entschwindenden nach, man schaut auf die Folgenden. Die Endlosigkeit des Zuges legt sich einem momentan so schwer aufs Herz, dass man meint, all die Nervosität, unter der man leidet, kommt doch daher, weil man allem Geschehen selbst so ferne bleibt. Die Vorstellungskraft mag sich mit nichts andrem mehr begnügen und dieses, der Krieg, bleibt ihr entzogen. Meinen Sinnen bleibt er entzogen.

Ich möchte wahrscheinlich nicht da draussen in dem Regen mit dahinziehen, - aber dieses sich wieder zurückziehen in das warme Zimmer und zu meiner Kaffeetasse zurückkehren, ist auch nicht das, was ich möchte.

1. Dec. 15

Ich war heute Abend bei Ilse um adieu zu sagen. In der Pension Horen. Wind, Regen, Gewitter. Den Donner hörte ich kaum, auch die Geschütze, die

von Sennheim herübergetönt haben sollen, stärker als seit lange, hörte ich nicht.

Der Doctor hat mit Ilse eine strenge Kur begonnen.

Vielleicht sieht sie Lothar noch einmal in Frankfurt. Dr. Otto sprach auch von der grossen Offensive im Westen, die jetzt nach Serbiens Besiegung beginnen würde. Lo wird wohl bald von Coburg abberufen werden.

- Kät[h]e Brie, der es noch immer garnicht gut geht, sah ich einen Augenblick. Sie hatte ganz schmale Backen bekommen.

Die kleine Ursula ist zierlich, und sehr hübsch. (sie ertränkte sich später im Titisee -)

München 5. Dec. 15

Bei Fräulein Metger freundlichster Empfang. Sehr behaglich. Die grosse Hilanderascopie im Wohnzimmer gab mir gleich ein Heimatgefühl. Daneben der kleine Carlos auf seinem Pony. Wie nah ist mir die Zeit in Madrid.

- Ich traf Loulou Albert grade noch am Tag vor ihrer Abreise nach Leipzig. Dort hat sie die Portraits von der Familie Kippenberg zu malen. Sie empfing mich mit einem Freudenschrei, und mit Küssen. Wen rührt das nicht.

Ich sah ihre neusten Bilder, die wie immer verblüfften. Besonders das Bild meiner spanischen Puppe überraschte mich als sehr gut: Sie wirkt weder als Puppe noch als Mensch.

Loulou wirkte wieder viel besser auf dem wohlhabenden Hintergrund ihrer Wohnung als sie in Laubach wirkte. Das Bizarre und Unsolide ihrer Erscheinung fiel weg.

Sie hatte wieder die fast kindliche Ruhmsucht mit all ihren berühmten Bekannten, aber das Unberechnete versöhnt mit viel bei ihr. Denn ebenso unberechnet stellt sie sich mit ihren Schwächen und Misserfolgen bloss.

Rilke. Das war das erste: „Wissen Sie, dass Rainer „genommen“ ist. Genommen! Im Anfang Januar muss er sich in Österreich stellen. Rainer im Schützengraben. Rainer als Rekrut!“

Entsetzen im Freundeskreis. „Ich bekomme Briefe, Briefe, als ob ich ein Nachrichtenbureau sei.“

Sie zeigt mir einen Brief von Lou Andreas-Salomé. „Aber, nicht wahr, das ist nicht der Brief einer bedeutenden Frau“, sagt Loulou triumphierend.

Immer wieder Eifersucht zwischen den beiden. Loulou bleibt dabei, Lou habe das Verhältnis zwischen ihr und Rilke auf immer getrübt. Die Schrift Lous ist der Rilkes verzweifelt ähnlich, aber ins bürgerliche gezogen. Rilke hat die Schrift eines Mönches.

Von Rilke wird mir ein Tagebuch aus Paris gezeigt, das Loulou ihm entwendet hat. Dann ein Gedicht an seine Mutter. Er habe schlimme Familiengedichte gemacht. „Welcher Dichter hat wohl so seine Mutter besungen? Natürlich kommt das nie in die Öffentlichkeit.“

Eins kritzelte ich mir ab für Ilse.

Ach wehe, meine Mutter reißt mich ein.
Da hab ich Stein um Stein zu mir gelegt,
Und stand schon wie ein kleines Haus,
Um das sich gross der Tag bewegt,
sogar allein, -
Nun kommt die Mutter, kommt und reißt mich ein.

Sie reißt mich ein, indem sie kommt und schaut.
Sie sieht es nicht, dass einer baut.
Sie geht mir mitten durch die Wand von Stein.
Ach wehe, meine Mutter reißt mich ein.

Die Vögel fliegen leichter um mich her,
Die fremden Hunde wissen: das ist der!
Nur einzig meine Mutter kennt es nicht,
Das langsam mehr gewordene Gesicht.

Von ihr zu mir war nie ein warmer Wind,
Sie lebt nicht dorten, wo die Lüfte sind,
Sie liegt in einem hohen Herz-Verschlag,
Und Christus kommt und wäscht sie jeden Tag.

Rilke ist jetzt in Berlin, um durch die österreichische Gesandtschaft mit geschlossenen Briefen mit den Fürsten Thurn und Taxis zu verhandeln. Wenn irgend jemand könnten diese sie befreien. Er könnte dann in einem ihrer Schlösser an der italienischen Grenze wohnen. Z.B. in Duino, wo er das Stundenbuch geschrieben habe.

Rilke wohnt in Berlin im Hotel Esplanade in der Bellevuestrasse. „Natürlich gibt er wieder viel zu viel Geld aus“, sagte Loulou mütterlich.

Er sei von Ilse letztem Brief sehr angetan gewesen.

Loulous Gefühle für Ilse sind gut und respectvoll.

Rilke habe einmal geglaubt, er müsse zu Ilse hinfahren, aber nach ihrem letzten Brief halte er auch eine Verständigung ohne Sehen für möglich.

Rilke hat überall viele Freunde und Freundinnen. Man wird nicht ganz daraus klug. Aber ich habe doch sehr viel für ihn übrig, besonders für die Hilfslosigkeit seiner echten Empfindlichkeit.

In der Pinakothek. „Frau Gedon“ von Leibl zuerst wieder gelb wirkend. Aber Leibl schlägt alles. Trübner hängt den Leibls gegenüber. Leibl hat alles, was Trübner hat und daneben noch die Freiheit über sich selbst. Er löst jede Technik wieder auf mit dem Gefühl. Alles bleibt locker, trotz der unbesiegbaren Festigkeit darunter. Er kommt nie ins Principielle der Technik wie Trübner. Die Sachlichkeit seines Gefühls ist unübertrefflich. In keinem

Strich ist er Sklave seines Könnens. Neben aller gewaltigen Bewunderung, die er einem einflösst, bringt er einem auch die Unschuld und Ehrfurcht einer gottesfürchtigen Seele nah.

Alte Pinakothek.

- Die Copistin des Boucher-Actes, dem Chardin gegenüber, ist immer noch da. Streichelt immer noch den rosa Rücken und die rosa Beine der reizenden Galanten. Und die Feldgrauen, alle Feldgrauen, die durchkommen, die Officiere wie die Gemeinen, bleiben beglückt stehen und sehen zu.

Donnerstag 9. December

Behaglichkeit in Frl. Metgers Wohnung.

- Geniesse in München das Anschauen von Bücherläden. Romane fesseln mich weniger als früher. Sie sind zu sehr für die vielen geschrieben, zu sehr auch „Gesinnungs“-romane. Vaterlandsromane.

- Immer wieder frisch, obwohl ich mich meiner Einseitigkeit schäme, ist Flaubert für mich das A und das O modernster Literatur. Resultate modernster Wissenschaft auf die Kunstformel gebracht.

- Flaubert sagt einmal: bei Emma und Rodolphes gemeinsamem Spazierritt in der Mme Bovary habe er sich im Pferd, im Gras, im Hügel, in der Luft gefühlt. Er persönlich sei in allem gewesen.

10. December

Traf Irmgard Hoffmann plötzlich in der Pinakothek. Wenn man sich zehn Jahre lang nicht gesehen hat, sieht man im Gesicht des anderen deutlich ausgedrückt, wie man aussieht und selbst gealtert ist.

- Vernünftig scheinende Reden der Sozialdemokraten für den Frieden. Sie fordern, dass Deutschland den Frieden jetzt herbei führt. Liebknecht wird indessen immer mit Heiterkeit begrüßt. Er wirkt wie der dumme August mit seinen Wichtigtuereien.

18. Dec. 15

Strindberg-Aufführung: Erste Warnung. Der Gläubiger. Felix' Weihnachtsurlaub? Confusionen. Karl Nitzsch kommt vielleicht einmal nach Laubach. - Brief von Ilse, der etwas weh tut.

- Heute Nachmittag und Abend Irmgard Hoffmann hier. Sie war sehr nett und verständig. Wir sprachen über Kieler Familien. Der jüngste Behrend ist gefallen mit 18 Jahren.

- Gestern Nachmittag Weihnachtseinkäufe in der Stadt. Man kauft immer mehr als man wollte»

- Ich finde „Adolphe“ von Constant, übersetzt von Flake. Beim Lesen der Vorrede: Dass vielfach Unmoral erzeugt wird, fast schuldlos, wenn der Halt und der einordnende Wille der Cultur fehlt. Die Revolution brach die Cultur des ancien regime ab. (Napoleon brachte zur Unmoral die Unmoral, d.h. Verwirrung der Begriffe, wie sie ein Phänomen bringt das nicht einrangiert

werden kann.) Die ästhetische Moral, die Herrschaft der Nerven beginnt. Constant, Chateaubriand, Stendhal, Nietzsche.

Zersetzung des Characters, Verlust seiner einfachen Structur. Verlust bestimmter Normen, Principien und Leitsätze!

Ein gutes Gewissen kann sehr schwer individuell geleistet werden.

Hingegen verhilft eine feste Cultur vielen ganz unverdient zu einem guten Gewissen.

29. 12. 15

Die Welt fordert einem eines Tages kalt als Fähigkeit das ab, was sie einen mit allen Listen verhinderte zu lernen.

- Wenn man selbst die Unverschämtheit der Mittelmässigkeit verloren hat, ist man sofort der Unverschämtheit der Mittelmässigkeit anderer ausgesetzt. Man hat eine natürliche Waffe fallen lassen, denn diese Welt ist auf die Mittelmässigkeit zugeschnitten.

Die mit Namen genannte Tugend, die Annehmlichkeit für unseren Nächsten, hat nichts zu tun mit der Tugend an sich. -

Meine Überzeugung wächst, dass es nur eins gibt, was den Menschen die wahrhaft fruchtbaren Opfer kostet. Das ist sich selbst kennen lernen. Sich selbst vertreten lernen, und dennoch nicht ausser Acht lassen, in welches Ganze man als Teil eingeschoben ist, und wieviel von uns sich als Teil zu fügen hat, ohne dass das Eigentliche von uns dabei verloren und verwischt wird.

Laubach 8. Januar 16

Abbruch der Münchener Zeit war ziemlich plötzlich. Felix' Schuld. Hetzerei der letzten Tage. Ich kaufte noch die grosse Krippe in der Damenstift-Strasse, ziemlich gewagter Entschluss, aber ich bereue es nicht.

Hier kam ich am 24. an. Schliesslich habe ich den Weihnachtsabend ganz allein verlebt. Am Nachmittag holte ich Christian im Wagen von Ruppertsburg ab. Er war dick und rund, aber erkältet, und ich hatte auf der windigen Fahrt im halboffenen Wagen einige Angst um ihn. Die Krippe kam auch noch zur rechten Zeit. So habe ich die ganze Weihnachtsnacht daran aufgebaut. Es war eine grosse Arbeit. Die ganze Hochzeit zu Kana, der Kindermord, die Herberge, das Kloster, der Zug der Weisen, die Krippe mit Josefs Werkstatt und die Hirten mit ihren Schafen. Mir gingen in der Nacht viele Gedanken durch den Kopf. -

- In München hatte ich am letzten Abend noch Loulou und Regina²⁷² gesehen, war mit Regina in der Odeonsbar zusammen.

- Loulou erzählte nachher noch viel von Lou Andreas Salome. Sie wurde in ihrem Hass auf diese berühmte Männerfreundin durch mehrere

²⁷² Regina Ullmann

Generationen - ganz witzig und eigentlich war sie sogar im Lauf des Abends glänzend -
Fräulein Metger verstimmte ich einigermaßen dadurch, dass ich an diesem letzten Abend so spät zurück kam.

Editha Klipstein: Tagebuchauszug März 1916²⁷³

Sonnabend 18. März 16

Regina²⁷⁴ ist da.

[...]

20. März

Regina und Tilly²⁷⁵ gärtnern oben. Es ist wunderbar schönes Wetter. Wenn man sich oben im Garten herumbewegt, und die Frühlingsluft atmet, kommt einem alles unwahrscheinlich vor.

Gestern Abend waren Ilse²⁷⁶ und Tilly bei uns. Es wurde musiciert, Unsinn gemacht und allerhand erzählt. Regina erzählte von ihrer Bauernfrau. Die Stiefeltern dieser Frau hatten ein uneheliches Kind, das sie nach der Geburt umbrachten. Nachdem sie alles abgesehen und abgebüsst hatten, heirateten sie sich, bekamen kein eignes Kind mehr, und adoptierten ein fremdes Kind!

22. März 16

Gespräche mit Regina.

Unschuld eines Kindes gibt es längst nicht so entschieden wie die Unschuld eines jungen Mädchens. Ihre Erfahrungen in Rom. Ein junges Mädchen dort. Sie war sehr reich, aber sie nähte sich alle ihre Sachen selbst. „So schön wie an ihr“ sagte Regina „und an ihrem einfachen Anzug sah ich nie Perlen.“

Hotel Forell und Hecht.

Das Dienstmädchen, das sich am liebsten im Parkett spiegelte. „Man tut am liebsten das, was man kann.“

„Mitleid sieht Liebe zum Verzweifeln ähnlich. Ich musste in einem Spital in Florenz einen Kuss verschlucken, einer alten Frau gegenüber.“

„Jede Freude nur ein schöner Schmerz.“

„Im Kloster Sacre Coeur in Rom wurde den Novizen immer wieder Angst vor sich selbst gemacht.“

Von einer Wirtin: „Schönes kühnes und undankbares Gesicht.“

In dem Kloster: staubfreie Luft, leichtverdauliche Nahrung.

- Eine italienische Bäuerin:

Einen Korb mit nasser Wäsche auf dem Kopf, ein Kind auf dem Arm, an der anderen Hand ein Kind, und dieses musste wieder ein kleineres ziehen.

²⁷³ Typoskript. Abschrift. Archiv des Vereins zur Pflege des künstlerischen Nachlasses von Felix und Editha Klipstein e.V. Laubach.

²⁷⁴ Regina Ullmann

²⁷⁵ Tilly Seiffarth

²⁷⁶ Ilse Erdmann

Alles das drückte auf die Frau und zog an ihr, und doch hatte sie noch ein Lächeln für mich, als ich an ihr vorbeiging. Soviel Leichtigkeit schafft die Sinnlichkeit des Südens diesen Leuten.“

Familie von Bernus in Heidelberg.

„Die erste Frau von Bernus liess sich von ihm scheiden, verliess das Schloss, wollte aus Habgier einmal arm sein und heiratete einen armen Mann.

Ihren Sohn erster Ehe aber schickte sie auf das Bernussche Gut, damit er es besser habe, Bernus heiratete zum zweiten Mal, eine Frau, dämonisch wie eine Zauberin. Sie bekam auch einen Jungen, nachdem sie zweimal Frühgeburten hatte. Ihr rechne ich dies als eine Unfruchtbarkeit an, bei anderen täte ich es vielleicht nicht.

Der erste Sohn von Bernus wurde eines Tages erhängt im Glockenturm gefunden. Er war der Erbe des Gutes. Es hiess, er habe sich selbst erhängt. Die Leute aber, angestachelt dazu durch das Wesen der zweiten Frau, klagten die Eltern an, das Kind getötet zu haben, um das Gut dem anderen Erben zu retten. Es ist sicher nicht wahr, dass sie das Kind töteten, aber interessant ist, dass man darauf kam, sie hätten es getan, und damit wahrscheinlich eine Tat ihrer Gedanken traf, die zu verwirklichen sie nur aus Klugheit unterliessen. Das Kind wurde ausgegraben und der Fall untersucht, - aber als „unnachweisbar“ bei Seite gelegt.

- Die alte blinde Frau, die noch einmal tanzen wollte. Sie tanzte, jeder tanzte mit ihr, und sie sah noch einmal ihr ganzes Leben. Sie tat es aber nie wieder, das wäre ihr wie Sünde vorgekommen.

Die Frau, von der Regina gepflegt wurde, erzählte von einem Mädchen, Schauspielerin, das sie bei sich gehabt habe, auch zur Pflege. Ein Mädchen mit vielen Liebhabern. „Einem allein kann ich nicht zumuten, dass er alle Rechnungen bezahlt“. Die Liebhaber dieser Schauspielerin duldeten sich gegenseitig. Einer um den anderen musste für den vielen Champagner sorgen, den sie brauchte, um „Talent“ zu haben. Sie war aus guter Familie, ihre natürliche Begabung reichte nicht aus. Als es mit ihr ans Sterben ging, wollte sie jede Nacht die Pflegerin zu sich ins Bett nehmen und bewog sie durch viele Schmeicheleien dazu. Ihre Anziehungskraft blieb gross, trotz einer entsetzlich zerstörenden Krankheit. Der Tod streifte an eine groteske Komik, und wurde von dem Mädchen selbst so behandelt.

Während sie starb, weinten in dem einen Nebenzimmer ihre Liebhaber und in dem anderen ihre Gläubiger.

27. III. 16

Es ist immer noch besser, das Gesetz in einem Kunstwerk ist grösser als das Können darin, - als umgekehrt.

- Vor ein paar Tagen im Reichstag Sturm. Die Teilung der soc. democr. Fraction. Haase und Genossen haben sich von den besseren getrennt. Vielleicht ist es gut, dass dieser gewaltsame Ausbruch kam. Das Ergebnis der 4. Kriegsanleihe ist trotzdem ein Erfolg.

27. III. Abends

Heute nach Tisch, während Luise und ich Brot buken, kam Ilse mit einem Telegramm in der Hand. Es ist so weit, Lothar²⁷⁷ kommt fort. Morgen Nacht um 1/2 2 wird er in Köln sein. - Beratung, ob ich mitfahre. Sie ist noch nicht abgeschlossen.

- Neben allem hatte man noch Zeit und Kopf, Kochrecepte sich sagen zu lassen, Regina zu zeichnen, die Nickelsachen zusammen zu suchen, u.s.w. Bis zum 1. muss Nickel und Kupfer abgeliefert sein. Kunstsachen werden verschont.

- In Paris ist grosser Kriegsrat anberaunt. Die Namen der Abgesandten all der verbündeten Länder zueinander klingen phantastisch. Ein moderner Märchenklang.

Das 18. Armeecorps ist von Verdun zurückgezogen, um sich zu erholen. Es scheint viel Ruhr unter den Truppen zu herrschen.

- Heute Abend Gespräch mit Regina über die Kinder. Eva Cassirer, Edith Geheeb. Karl Wolfskehl.

Einen Augenblick bei Ilse. Alte Photogr. betrachtet.

- Vom 30. März ab ist ein Kuchenverbot erlassen. Eins nach dem andern hört auf.

- Regina möchte, dass ich Oberhambach mit der Odenwaldschule und Eva Cassirer kennen lerne.

28. III. 16

Hotel Ewige Lampe Cöln [Köln]

Es ist 1 Uhr nachts. Um 1/2 2 wollen wir auf den Bahnhof. Lo kommt dann von Coburg.

Morgen wird er noch in Cöln bleiben, dann geht es nach Flandern. -

Die Fahrt hierher. Lichter aus den Stahlfabriken. Es wird auch nachts gearbeitet.

Auf dem Hauptbahnhof um Mitternacht wimmelte es von Militär. Über alle Bahnsteige weg, nichts als Soldaten. Die Gewölbe, die Treppen, die Wartesäle, alles voll von Soldaten, wie ein Kriegslager. Wir mussten uns gründlich ausweisen.

30. III. 16

Lisbeth Macke²⁷⁸ stand am Zug, als wir kamen, um Lo abzuholen. Das war zuerst eine Enttäuschung. Ich sah sie zum ersten Mal. Sie sah wunderhübsch aus, in einem grünseidenen Mantel. Aber wie eine verschmachtende Blume. Es war alles klar.

²⁷⁷ Lothar Erdmann

²⁷⁸ Elisabeth Macke

- Gestern früh. Ich frühstückte allein und ging dann ins Wallraf Richartz Museum, um Leibl zu sehen, diese grosse ungemischte Kunst.

Später gingen wir alle noch einmal hin, und ich sah mir auch die Kölner Meister an, mit Ilse, die unter ihnen gut Bescheid wusste. Zwischendurch schaute ich aus dem Fenster und auf den Dom und seine Gothik. Was für eine Kultur wird man eintauschen für die, die man jetzt zerschlägt.

- Nachher wurden Einkäufe gemacht. Leutnants werden verwöhnte Leute. Ilse wundert sich nicht, wo sein Geld bleibt. Dabei bekommt er 300 M monatlich!

Am Nachmittag und Abend in den Conditoreien und Cafés. Alles war noch von schönen lustigen Kuchen besetzt. Man kam sich vor wie am Fasching. Gespräche über den gefallenen Franz Marc, seine Tierliebe. Dann über August Macke. Lisbeth erzählte viel und anschaulich von ihrem Mann. Alte Erlebnisse, die Lo zum Teil mit erlebt und bei denen wir Tränen lachten. Und doch war es eine würdige Totenfeier. Der lebensfrohe ritterliche starke August Macke war wie unter uns.

- Gestern spät Abends sagte ich Lo adieu, weil ich heut früh ganz früh abfahren musste, um Regina noch zu treffen. Wir gaben uns zum Abschied einen brüderlichen Kuss.

1. April 16

Vorm Goethehaus in Frankfurt traf ich also Regina. Sie war schon drin gewesen. Enttäuschung von mir, ich hätte die Zimmer gern einmal wieder gesehen.

Wir assen im Salzhaus zu Mittag. Ein alter Kellner bediente. Regina fragte ihn, ob er nicht vor zehn Jahren im Café Börse bedient habe. Er bejahte erstaunt. Sie hatte ihn wiedererkannt. Vor zehn Jahren war sie in Frankfurt.

Gingen ins Kunsthaus.

Sprach mit August²⁷⁹ über die Sammlungen Macke und Marc. Voigtländer käme gerne in den Besitz des Marcschen Nachlasses. - An die Mackesche Ausstellung wollen sie nicht recht heran. Besonders wenn sie durch die Frau ginge. Da würde immer dem kleinsten Blättchen der übertriebenste Wert beigelegt. Ich schreibe mir das hinter die Ohren, denn es ist eine Wahrheit dabei.

Am Nachmittag Auction. Fatales Publicum. Morgens hat es alle Brötchen weggegessen und die Cigarren fortgeraucht, - und am Nachmittag kauft es nichts. Viel Ärger und Mühe. Ein Geschäftsbetrieb ist doch keine Kleinigkeit. Unsereiner drückt sich um des Lebens unangenehmste Seite. Was bringt man dafür ein? August scheut keine Anstrengung, ist auch in kleinen Nebentätigkeiten immer gewissenhaft und ganz dabei. Ohne dem geht es auch nicht.

²⁷⁹ August Klipstein

- Über die Bilder von Macke. August sagt: „Wenn man sie nur sieht, ist es leicht begeistert zu sein, wenn man aber überlegt, ob sich - im anständigsten Sinne - ein Geschäft damit machen lässt, wird man kritischer“. - So ist es mit allem. Erst wenn der Mensch gefragt wird, ob er für eine Sache zahlen, resp. opfern will, kommt er mit seiner wahren ernsthaften Meinung über diese Sache heraus.

Frieda²⁸⁰, Regina, Ilse und ich im Schweizer Hof. Dann fuhren Regina und ich ab.

Ich war ziemlich gereizt gestimmt gegen die Odenwaldschule. Dass man von Heppenheim noch 2 1/2 Stunde aufwärts laufen sollte, mit Gepäck! Gespräche. Regina erzählte mir von ihrer Jugend. Es ist ihr so gut wie nichts erspart geblieben, aber sie hat ihren Verstand nicht dabei verloren. Man kann ja seinen Verstand verlieren, ohne dass jemand es merkt.

Die Art Naivität, wie Regina sie gegenüber Tatsachen hat, wie sie in keiner Täuschung einen Vorteil sieht, wie keine Beschönigung sie interessiert, - mutet einen an wie wahre Begabtheit, die sich nur vom Tatsächlichen nähren kann. Auch Reginas Bescheidenheit ist ganz echt, ohne Reflection und Coquetterie.

- Über der Odenwaldschule war ein wundervoller Sternenhimmel, aber es war doch sehr dunkel, und von der Schule sah man nur die zahllosen Lichter, die wie von einer erleuchteten Burg kamen.

Mein Ohr sauste fürchterlich und die Zähne auf derselben Seite schmerzten auch. Ich war ein unmögliches Geschöpf. Die Begrüssung mit den Geheeb und Eva Cassirer fiel dann auch dementsprechend aus. Ich fürchte, die arme Regina fühlte sich sehr mit mir blamiert.

Wir bekamen zu essen in einem blitzblanken hochmodernen etwas kunstgewerblichen Esszimmerchen. Alles war schneeweiss. Tadellose technische Einrichtungen. Als Herr Geheeb herein kam, bekam ich zuerst einen Schreck. Eine sonderbare Erscheinung. Wie ein geschminkter Waldmensch, oder wie ein Naturphilosoph auf dem Theater. Graues volles Haar, langer grauer Bart, Augen wie blind, kurze Kniehosen, nackte Beine, Sandalen. So gut gewaschene Hände, dass sie fast lila aussahen und auch wie geschminkt. Frau Geheeb, blonde Jüdin, kräftig, kräftiges Gebiss, war mir erst unsympathisch wegen einer animalischen Selbstsicherheit und Herablassung gegen andre und Ausschaltung alles dessen, was nicht sie ist. Eva Cassirer ist ein anderer jüdischer Typus. Sie erinnert mich an Westend. Ästhetisch aber nicht elementar. Sehr lebenswürdig im guten Sinn.

Mit mir war nichts anzufangen, ich liess mich hinüber bringen in den Bau, in dem ich schlafen sollte, bekam ein Kinderzimmer, sehr nett, sauber und einfach eingerichtet, nur mit dem notwendigsten.

²⁸⁰ Frieda Klipstein

Am nächsten Morgen sah ich die herrliche Lage der Schule. Man sah über Berge und Wälder in weite Ferne.

- Frühstück in einem Saal, ebenfalls mit schönen Aussichten. Geheeb sitzt da, weist mir schweigend und freundlich einen Platz an.

Grosse Schüsseln mit Haferbrei, Brot, Hafercacao, Eingemachtem. Von allem ist reichlich genug da. Ich betrachte die Kinder, die mit dem ganz bestimmten Geschmack gekleidet sind, mit dem sehr reiche Kinder sehr einfach gekleidet werden. Einige Kinder sehen pikant aus. So eine Lisegreth, mit dick verschnittenen blonden Haaren, kurz wie ein Strohdach ums Gesicht, das Gesicht selbstbewusst, etwas herrschüchtig, die Gestalt vollkommen entwickelt in einem sehr kindlichen grauen Kleid. - Eva Cassirer und Regina kommen. Regina zeigt mir den Jungen Stuart, „die kleine Bestie“. Geheeb erhebt sich bald, liebkost noch einige Kinder und verschwindet. An dem Essen in der Schule ist nichts auszusetzen, für unsereinen ist freilich zu wenig Stimulierendes dabei, Café und Fleisch fallen ganz fort.

Später betrachtete ich die Schule unter Evas Führung. Die freundlichen Klassen, der famose Bestand an allen Büchern, die man wünschen kann, die Fülle der Lehrmittel überhaupt lassen mich erstaunt daran denken, wie knapp man selbst damit gehalten wurde.

Auf dem Spaziergang, den dann Eva mit mir machte, erzählte sie mir von Reginas Kindern. Dass sie die Ältere liebe, aber die Kleine nicht.

Ich traf am späteren Nachmittag mit Regina wieder zusammen, die ich am Tag kaum gesehen. Sie hatte mir wieder viel zu erzählen.

Auch über die Tragödie der Edith Geheeb hörte ich und beurteilte sie daraufhin anders. Es war der falsche doch aus Genussucht geborene Idealismus der reichen überreichen Berliner Tochter, der da bestraft wurde. Sie hatte etwas „Besonderes“ ausserhalb ihres Kreises gewollt und soweit sie konnte, ideell gewollt. Der alte Cassirer war sehr gegen die Heirat, er taxierte wohl den Mann Geheeb richtig ein. Schliesslich aber gab er die Tochter doch und 500 000 M Kapital für die Schule. Edith bekam keine Kinder, an die Schule glaubte sie nicht mehr. „Und“ sagte Regina „es steht nicht ein Haus da, an das sie nicht mehr glaubt, es stehen sechs da. Aber desto mehr hält sie zu ihrem Mann und lasst nichts auf ihn kommen. Er ist sehr streng mit ihr, hält sie ganz kurz und missbraucht die Form der Macht, die ihm geblieben ist.“

Am Freitag früh blieb Edith Geheeb unsichtbar, am Sonnabend sah ich sie noch einmal ganz kurz. Sie soll oft mehrere Tage ganz für sich bleiben und vollständig melancholisch sein.

Sonnabend früh, nach dankbarem Abschied, brach ich nach Heppenheim auf, Regina brachte mich. Ich wollte nach Heidelberg zu Kümmel. Wolfskehl ging ich auf diese Weise grade aus dem Weg, leider, aber die Verabredungen mit Ilse u.s.w., die dahinter warteten, banden mich.

Als ich mit Eva Cassirer um die Schulhäuser ging, fragte ich sie nach der Himmelsrichtung. Sie hatte keine Ahnung von Ost und West. Bildung! Man kann sie nicht kaufen.

Regina unterwegs:

Wolfskehl zu Anna Derlett²⁸¹: „Sie haben recht, aber im entscheidenden Moment lässt man Sie allein und mich nicht, denn ich habe Geld.“

„Man muss auch Menschen geniessen können, wenn man sie nicht mag. Man kann nicht auf jede Frucht Appetit haben, man kann nicht jeden Menschen essen. Wir bewundern auch die Tollkirsche.“

„Einmal traf ich meine Mutter an, die Treppe ausscheltend. Das Dienstmädchen, dem es galt, war entflohen. Ich ging zurück und bat Gott, nicht so zu werden! Dabei wusste ich, der Grund von Mutters Zorn war nicht das Mädchen, nicht die Treppe, es war etwas andres. Es ist immer etwas andres, das wir nicht sagen dürfen, etwas Tiefes, - und wir brüllen irgendeine Kleinigkeit an.“

Über Geheeb:

„Das Schlimmste ist, diese Menschen haben kein Schicksal.“

²⁸¹ Anna Derleth

Kommentierte Bibliographie der literarischen Arbeiten Editha Klipsteins

Vorbemerkung

Als eine der vorrangigen Aufgaben im Bereich der Erforschung und Aufarbeitung des künstlerischen Nachlasses von Felix und Editha Klipstein darf die Erstellung einer möglichst vollständigen Bibliographie der Publikationen von und über Editha und Felix Klipstein betrachtet werden. Die hier erstmals veröffentlichte Bibliographie der von Editha Klipstein verfassten Publikationen ist trotz des gesteigerten Interesses, das die Autorin in den letzten Jahren erfahren hat, noch weit davon entfernt, Anspruch auf eine wenigstens annähernde Vollständigkeit erheben zu können.

Nicht nur eine Anzahl bibliographisch nicht exakt ermittelter Zeitungsausschnitte, eingeklebt in ein Zeitungsausschnittalbum „Buchbesprechungen“ aus dem Nachlass von Editha Klipstein, belegen dies unmissverständlich, sondern auch gelegentliche Bemerkungen in Tabebüchern und Briefen machen überdeutlich, dass hier für die Zukunft noch einige Funde zu erwarten sind. So bemerkt Editha Klipstein beispielsweise an einer solchen Stelle, dass der Brief an Ilse Erdmann über die Begegnung mit Rilke in München im Sommer 1915 gleich von 4 Zeitungen nachgedruckt worden sei, - wir kennen bisher nur zwei davon.

Handschriftliche Vermerke über Erscheinungsdatum und -ort, die Editha Klipstein gelegentlich auf Manuskripten und Zeitungsausschnitten aufnotiert, sind oft unvollständig und nicht selten irreführend oder widersprüchlich. Es lässt sich mutmaßen, dass nicht nur schlichte Erinnerungsfehler dafür ausschlaggebend waren, sondern möglicherweise Verwechslungen wegen Mehrfachverwendung desselben Artikels vorliegen; so mag die Angabe der Zeitschrift korrekt sein, die Jahresangabe sich aber auf ein anderes Publikationsorgan beziehen etc.

Weiterhin ist festzuhalten, dass zahlreiche Manuskripte und Typoskripte sich bislang noch keinen bekannten publizierten Texten haben zuordnen lassen, obwohl man zumindest bei einem Teil davon eine entsprechende Publikation im Hintergrund annehmen muss. In einem Fall hat Editha Klipstein in einem ihrer Tagebücher eigenhändig eine Liste von Aufsätzen aus einem Zeitraum von mehr als zwei Jahren angelegt, deren einzelne Titel ebenfalls noch nicht vollständig bibliographiert werden konnten.

Einige der im Essayband *Gestern und Heute* 1948 abgedruckten Titel konnten, was ihre eigentliche Erstpublikation betrifft, noch nicht nachgewiesen werden. Gerade aber der Entstehungs-Zusammenhang, etwa die Frage, ob der jeweilige Essay vor 1945 erschienen ist oder nicht, ist für eine angemessene Einschätzung seiner Bedeutung unabdingbar. Interessant

ist auch die Tatsache, dass der Aufsatz „Der geistige Mut“, der sich auf Ernst Jünger bezieht, vorher gar nicht erschienen ist, sondern nur als Manuskript im engeren Jüngerkreis bekannt war.

Wenn im folgenden also eine aktuelle Editha-Klipstein-Bibliographie unterbreitet wird, so darf sie gleichwohl lediglich als ein vorläufiges Zwischenresümee betrachtet werden, das weiterhin seiner Ergänzung bedarf. Auch die in eckige Klammern gesetzte Kommentierungen tragen noch den Charakter des Vorläufigen, Unausgefeilten, und verstehen sich als Zwischenstation auf dem Weg zu einer angestrebten Bibliografie resonnée.

Bibliographie (Werkstattbericht)

[Rezension über eine Schweizer Erzählerin:] [Album „Buchbesprechungen“; von dem betreffenden Blatt des Albums fehlt die abgeschnittene obere Hälfte; Titel und Anfang der Rezension konnten daher nicht eruiert werden; am Schluss kurzer Hinweis auf Regina Ullmann]

1930

Betrachtung anlässlich der Bekanntschaft mit Proust. In: Neue Schweizer Rundschau 23 (1930), [H. 5, Mai 1930], S. 329-347.

Bücher von Frauen. In: Schweizer Frauenblatt 1930. - [Sammelbesprechung von Annette Kolb: ‚Daphne Herbst‘ und eines nicht näher bezeichneten, Frieda Duensing gewidmeten Erinnerungsbuches (Briefedition); sodann auf der Rückseite über Regina Ullmann und Sigrid Undsets Arbeit über die Schwestern Bronte

1931

Besuch bei Rilke. In: Neue Schweizer Rundschau 24 (1931), S. 828-832. - Wiederabdruck mit leichten Änderungen in: Frankfurter Zeitung, 6. Dezember 1931, S. 12. - Erneut abgedruckt als Nr. 29 in: Rilke Briefwechsel mit Regina Ullmann und Ellen Delp. Frankfurt 1987, S. 31-36.

1932

Eine Dichterin von heute. In: Literaturblatt der Frankfurter Zeitung, 18. Sept. 1932. - [Über Regina Ullmann].

Geistige Aristokratie und Massengeist. Anmerkungen zu Döblins „Wissen und Verändern“. In: Kölnische Zeitung, 26.1.1932. - [„Die Verfasserin des folgenden Aufsatzes wendet sich gegen die in literarischen Kreisen weitverbreitete Ansicht, Geist und Kunst hätten heute bloß noch praktischen Sinn, das heißt einzig eine direkte soziale Aufgabe - „Änderung der bestehenden Gesellschaftsordnung“. Döblin hat sich zum Wortführer dieses literarischen flachen Meliorismus gemacht, der letztlich zur Barbarei führen würde.“]

Prousts „Herzogin von Guermentes“. In: Schweizer Frauenblatt 1932.

Romane, die nicht veralten. In: Frankfurter Zeitung, 4. Mai 1932, S. 1-2. [Typoskriptfassungen in DLA Marbach; 8 Bl. Mit e. weit. Ex. 8 Bl. Durchschl]

Siegfried von der Trenck. - [sowie Schluß eines weiteren Artikels, - offensichtlich über den Schriftsteller Siegfried von der Trenck; aus dem betreffenden Blatt des Albums „Buchbesprechungen“ wurde die obere

Hälfte herausgeschnitten; die hier aufgeklebten Zeitungsausschnitte sind daher unvollständig und konnten bibliographisch noch nicht ermittelt werden.]

Der Stier und die Krone. In: Frankfurter Zeitung, 11. Dezember 1932.

Die liebe Sylva. In: Frankfurter Zeitung, 23. Oktober 1932.

Aristokratie und Massengeist. In: Kölnische Zeitung, Nr.51, 1932.

1933

Jugendland. In: Kölnische Zeitung, 1. Okt. 1933.

Das Vermächtnis des Dichters. In: Frankfurter Zeitung, Samstag, 8. Juli 1933.
- [Abdruck auch in: Schweizer Frauenblatt, 30.8.1935; im Album „Buchbesprechungen“; mit Korrekturen versehen und durch zwei handschriftliche Notizzettel ergänzt]; - [Reflexionen zu Hugo von Hofmannsthal's ‚Berührung der Sphären‘]

1934

Die letzten Tage der Duse. In: Frankfurter Zeitung, Ostersonntag 1934. - [Wiederabdruck 1948: Gestern und Heute]

„Hurra, wir säen und ernten!“ – Ein Gartenbuch für Kinder. In: Frankfurter Zeitung, 16.12.1934. - [Besprechung von Beate Hahn: „Gartenbuch für Kinder“.]

Thomas Carlyle – Der Mensch. In: Deutsche Rundschau 241 (1934), S. 170-176.

Die gelehrten Zwillingsschwwestern aus Schottland. In: Schweizer Frauenblatt, April 1934. - [ebenfalls abgedruckt in: Deutsche Allgemeine Zeitung (Berlin) 18.11.1934]

Der dunkle Tag. Novellen von Cécile Lauber. In: Vossische Zeitung 1934. - [Noch nicht verifiziert]; [Typoskriptfassung in EKA StUB Ffm]

1935

Anna Linde. Roman. Hamburg, Claassen&Goverts, 1935. - [cf. Manuskriptfassungen in DLA Marbach; Entwurf, Vorarbeiten, Korrekturen und Notizen 2 Bde.]

Drei Verbeugungen vor Händel – Wie England vor 40 Jahren den Meister ehrte. In: Saale-Zeitung (Halle), 22.2.1935. - [Anekdote über John Pentland

Mahaffy und dessen Aufenthalt in Halle anlässlich der Zweihundertjahrfeier der Universität Halle-Wittenberg 1894]

„Hans Ewald Kleine.“ In: Gießener Anzeiger, 30.12.1935. - [Nachruf]

Marie Bashkirtseff. Gestorben Oktober 1884. In: Frankfurter Zeitung 1935. [ebenfalls abgedruckt in Schweizer Frauenblatt 1935; Wiederabdruck 1948: Gestern und Heute; erneuter Wiederabdruck selbstständig 1964.]

Die Geschichte einer Jugend. In: Frankfurter Zeitung, 13.10.1935. - [Besprechung von Ina Seidel: „Meine Kindheit und Jugend“]

1935/1936

Blumenmärchen. In: Frankfurter Zeitung.

[Besprechung von Ellinor Sydow: ‚Klingelinchen‘, mit Bildern von Ada von Roeder; der hs. Vermerk auf dem im Nachlass erhaltenen Zeitungsausschnitt („Nr. 12, 69. Jg.“) kann nicht stimmen, da der Jg. 69 in das Jahr 1925 fällt, das Buch aber erst 1935 erschienen ist.]

1936

Eine westfälische Dichterin. Josefa Berens-Totenohl. In: Frankfurter Zeitung, 1.3.1936.

1936/37

Der unvergessene Strindberg. In: Die Frau 44 (1936/37), S. 452-456.

1937

Der bessere Blick. In: Frankfurter Zeitung, 18.7.1937 (18.8.1937?)

[„Hierunter folgen einige Bemerkungen, welche uns die Schriftstellerin Editha Klipstein zu der Diskussion über die Gedanken aus dem Krankenhaus eingesandt hat. Sie unterscheiden sich von allen bisher veröffentlichten Beiträgen durch die Entschiedenheit, mit der hier vom institutionellen Problem abgerückt und allein auf die menschliche Haltung gedrungen wird. Ebendeswegen dürfen diese Anmerkungen nicht fehlen. (Vgl. die Beiträge an dieser Stelle in den Nummern 347 vom 11. Juli, 363 vom 20. Juli, 382 vom 30. Juli und 391 vom 4. August.) Die Schriftleitung.“]

Eine polnische Dichterin. In: Frankfurter Zeitung, 19.12.1937. - [Besprechung von Maria Dombrowska: „Die Landlosen“]

Menschen untereinander. In: Beyers für Alle (Leipzig) Heft 34, 1937. - [Reflexionen über Lawrence Sterne: ‚Die sentimentale Reise‘]

Menschen untereinander. Schweizer Frauenblatt 1937 [noch nicht verifiziert]

Ausblick vom Münsterturm. Erlebtes aus dem Elsaß und dem Reich. In: Frankfurter Zeitung, 25.11.1937. - [Besprechung des gleichnamigen Buches von Elly Heuss-Knapp.]

Der Unwiderstehliche. Zu André Fraigneaus Roman. In: Frankfurter Zeitung, 2.2.1937.

Zu Wilhelm Hausensteins „Buch einer Kindheit.“ In: Basler Nachrichten 1937.

Otto Flake. In: Die Neue Rundschau (1937), 600-604.

Vor fünfundzwanzig Jahren. Tagebuchaufzeichnungen aus Spanien. In: Frankfurter Zeitung, 31.8.1937. - [Wiederabdruck 1948 Gestern und Heute: Spanische Erinnerungen]

Frida Strindberg. Lieb, Leid und Zeit 1936. In: Die Frau, Jg. 44 (1937), S. 452-456.

1937/38

Rückschau als Selbsterkenntnis (zu Dolf Sternbergers Werk „Panorama. Ansichten des 19 Jahrhunderts“) In: Die Frau 45 (1937/38), S. 459-462.

1938

Sturm am Abend. Novelle. In: Frankfurter Zeitung, 3.2.1938. - [acht Fortsetzungen: 4.2.; 5.2.; 6.2.; 8.2.; 9.2.; 10.2.; 11.2. und 12.2.; ebenfalls abgedruckt in: Der Bund. Eidgenössisches Zentralblatt der Berner Zeitung Nr. 404; 31. 8. 1939 (und zwar unter diesem Datum die 7. Folge; die verschiedenen Fortsetzungen bibliographisch noch nicht ermittelt)]

Verklungenes England. Jugenderinnerungen. In: Frankfurter Zeitung, 9. Juli 1938

[Wiederabdruck 1948 Gestern und Heute]; - [cf. Typoskriptfassung in Klipstein-Archiv Laubach (Archiv des Vereins zur Pflege des künstlerischen Nachlasses von Felix und Editha Klipstein) 17 Bl.; unvollst.]; - [cf. Typoskriptfassung in DLA Marbach; 18 Bl]

Familienroman. In: Literaturblatt der Frankfurter Zeitung, 10. Juli 1938. - [Besprechung von Mazo de la Roche: „Die Familie auf Jalna“ und „Finch im Glück“]

Zu Selma Lagerlöfs 80. Geburtstag. In: Frankfurter Zeitung, 20.11.1938.

Rudolf Pannwitz Lebenshilfe. In *Der Bund*. 27. Dezember 1938.

1939

Die Erziehung des Gefühls. Das Werk Gustave Flauberts. In: *Frankfurter Zeitung* 25.6.1939. - [Wiederabdruck 1940: *Im Lauf der Zeit*. Arbeiten eines Feuilletons. Hg.v. Max von Brück. Frankfurt/M. 1940, 200-206.]

Michael Bakunin. Von Editha Klipstein (geschrieben 1931). In: *Schweizer Frauenblatt* 7.7.1939. - [cf. Typoskriptfassungen in *DLA Marbach*; 15 Bl. Durchschl. Mit hs. Korr. u. e. weit. Ex. 8 Bl. Durchschl]; [Wiederabdruck 1948 *Gestern und Heute*]

Am grünen Holz. In: *Frankfurter Zeitung*, 31. Dezember 1939. - [Erinnerungen und Reflexionen: Feuerbach, Toledo, Schiffsreise, Nietzsche, falsche Professorenbehaglichkeit in Halle, Flucht in ‚unser Haus des Südens‘, Briefwechsel zwischen Nietzsche und Rohde, speziell während Nietzsches Baseler Zeit.]

1940

Die Erziehung des Gefühls. In: *Im Lauf der Zeit*. Arbeiten eines Feuilletons. Hg.v. Max von Brück. Frankfurt/M. 1940, 200-206. - [über Flaubert; Wiederabdruck von 1939: *Die Erziehung des Gefühls*.]

1941

Anna Linde. *Frankfurter Zeitung* 21. Juli 1941. [noch nicht verifiziert; Primärliteratur oder lediglich Rezension? Nachweis: redaktioneller Vorspann zu 1941: *Etwas über die Verleumdung*. In: *Auswahl der Aufsätze aus Zeitungen des In- und Auslandes*. Berlin. 3.Jg. 1941 (September 1941): „Von Editha Klipstein, Laubach (Verfasserin des Romans ‚Anna Linde‘), in der ‚Frankfurter Zeitung‘ (Frankfurt a.M.) vom 21. Juli 1941.“]

Etwas über die Verleumdung. In: *Auswahl der Aufsätze aus Zeitungen des In- und Auslandes*. Berlin. 3.Jg. 1941. - [Wiederabdruck: 1948 *Gestern und Heute*; erneuter Wiederabdruck: 1950 *Etwas über die Verleumdung*. [Gießener Freie Presse ?] 11./12. November 1950, S. 3.]

1942

Der Zuschauer. Roman. Hamburg: Claassen&Goverts, 1942. - 382 (2) S.

Türme von Tournai. *Neue Rundschau*. Berlin. 53 (1942), S. 462-467. - [cf. Typoskript- und Ms-Fassungen in *DLA Marbach*; 177 Bl., überw. Durchschl. u. mit hs. Korr., 2 unvollst. Fahnenkorr., 8 Bl. u. e. Heft, 16 Bl. gbd.; Wiederabdruck 1948: *Die Türme von Tournai*; erneuter Wiederabdruck selbstständig 1960: *Die Türme von Tournai*]

Über Goethes Bekenntnisse einer schönen Seele. *Neue Rundschau*. Berlin. 53 (1942), 558-562. - [Wiederabdruck 1948 *Gestern und Heute*]

1943

Aus Flauberts Werkstatt. *Neue Rundschau*. Berlin. 54 (1943), 116-123. - [Wiederabdruck 1948: *Gestern und Heute*. Typoskriptfassungen in DLA Marbach; 4 Ex. mit 48 Bl., z.T. Durchschl. u. hs. Korr. u. e. Fahnenkorr. 8 Bl. Dr. Mit e. weit. Ex. 8 Bl. Dr.]

Sabine Lepsius. Ein Erinnerungsblatt. *Frankfurter Zeitung*, März 1943. - [Wiederabgedruckt 1948: *Gestern und Heute*; Manuskript oder Typoskript bei einem Nachfahren von Sabine Lepsius in Bremen - lt. Auskunft Annette Dorgerloh, Berlin; weitere Typoskriptfassung in DLA Marbach; 12 Bl. Durchschl.]

Portugiesischer Bilderbogen. *Frankfurter Zeitung*, März 1943. - [noch nicht verifiziert]

Des Menschen Eigentum. *Frankfurter Zeitung*, 4. April 1943. - [Wiederabdruck 1946 und 1948]

Situation der Jugend. *Neue Rundschau*. Berlin. 54 (1943), 177-179. - [Essay in Briefform: „Lieber Freund, ...“]

1946

Aber wen liebst Du? – Ein Gruß an Annette Kolb. In: *Gießener Freie Presse* 29. Mai 1946, S. 5

Die alte Lehrerin. In: *Gießener Freie Presse* 29. Juni 1946, S. 5.

Von der Dauer der Dinge

Gießener Freie Presse, 11. Juli 1946, S. 4.

Gießener Freie Presse, 18. Juli 1946, S. 4.

Gießener Freie Presse, 25. Juli 1946, S. 6.

Gießener Freie Presse, 1. August 1946, S. 4.

[Wiederabdruck 1948: *Gestern und Heute*; Typoskriptfassungen in DLA Marbach; 23 Bl. Mit e. weit. Ex. 27 Bl. Durchschl.]

Des Menschen Eigentum. In: *Taschenbuch für junge Menschen*. Hg. v. Peter Suhrkamp - [Wiederabdruck 1948: *Gestern und Heute*; Typoskriptfassungen in DLA Marbach; 17 Bl. Durchschl.]

Erinnerungen an Le Corbusier. *Die Gegenwart* 1 (1946), 33-34. - [Wiederabdruck 1948 *Gestern und Heute*. Typoskriptfassungen in DLA Marbach: Klipstein, Editha: Konvolut Texte zu Le Corbusier.]

Über den Geiz. *Frankfurter Hefte* 1 (1946), 73-74. - [Wiederabdruck 1947: Ryssel, Fritz Heinrich (Hg.): *Unser täglich Leben*. Freiburg i.Br. 1947, S. 164-167; erneuter Wiederabdruck 1948: *Gestern und Heute*]

1947

Die Bekanntschaft mit dem Tode. Roman. Hamburg: Claassen & Goverts, 1947; 317 S. - [Typoskript DLA Marbach; 2 Bl. Entw.]

Erinnerungen an eine Gelehrten-Republik. Sammlung. *Zeitschrift für Kultur und Erziehung*. 2 (1947), 82-89.

Gustave Flaubert. In: *Frankfurter Hefte* 2 (1947), 180-189.

Gustave Flaubert. Frankfurt a.M. 1947. [Separatdruck, Verlag der Frankfurter Hefte; 12 S.]

Madrid im Sommer 1908. *Gegenwart* 2 (1947) Nr. 15/16, (2.Halbjahr) S. 32-34. - [Wiederabdruck 1948: *Gestern und Heute*. Typoskriptfassung in DLA Marbach; 7 Bl. Durchschl.; 30.4.1947]

Regina Ullmann, jetzt 60 Jahre alt geworden. *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 1947. - [Erscheinungsjahr erschlossen]

Stufen der Wandlungen [1943]. *Merkur*. Deutsche Zeitschrift für Europäisches Denken 1 (1947/48) 308-311. - [Rez.: Richard Benz: ‚Stufen und Wandlungen. Das Buch der Reden und Aphorismen‘ und ders.: ‚Lösung und Bindung‘. Hamburg 1946]

Über den Geiz. In: *Unser täglich Leben*. Hg.v. Fritz Heinrich Ryssel. Freiburg i.Br. 1947, S.164-167. - [Wiederabdruck von 1946 *Über den Geiz*. Erneuter Wiederabdruck 1948: *Gestern und Heute*.]

Käthe Kollwitz-Ausstellung aus der Sammlung von Helmuth Goedeckemeyer. Veranstaltet von der Freien Deutschen Kulturgesellschaft und dem Frankfurter Kunstkabinett. Vorwort von Editha Klipstein. Frankfurt/M. 1947

1948

Der Zuschauer. Roman. Hamburg: Claassen & Goverts, 1948; 312 S.

Die Türme von Tournai. Die Gegenwart 1948 Nr. 15, S. 12-14. – [Fotokopie Klipstein-Archiv Laubach; Wiederabdruck von 1942 Türme von Tournai; Wiederabdruck selbstständig 1960 Die Türme von Tournai]

Gestern und heute. Gesammelte Essays. Schloss Laupheim : Steiner, 1948; 300 S.:

Vom Zauber der Erinnerung
[cf. Typoskriptfassung in DLA Marbach; 8 Bl. Durchschl.]

Etwas über die Verleumdung
[Wiederabdruck von 1941: Etwas über die Verleumdung]

Etwas über Eifersucht
[cf. Typoskriptfassungen in DLA Marbach; Eifersucht (Manuskripttitel); 9 Bl., z.T. Durchschl. u. mit hs. Korr. Mit e. weit. Ex. 4 Bl. Durchschl.]

Über den Geiz
[Wiederabdruck von 1946: Über den Geiz; bzw. 1947: Ryssel, Fritz Heinrich (Hg.): Unser täglich Leben. Freiburg i.Br. 1947, S. 164-167. Typoskriptfassung in DLA Marbach; 7 Bl. Durchschl., z.T. mit hs. Korr.]

Des Menschen Eigentum
[Wiederabdruck von 1946: Des Menschen Eigentum]
[cf. Typoskriptfassungen in DLA Marbach; 17 Bl. Durchschl.]

Spanische Erinnerungen
[Wiederabdruck von 1937: Vor fünfundzwanzig Jahren. Tagebuchaufzeichnungen aus Spanien.
]

Verklungenes England – Jugenderinnerung
Wiederabdruck von 0000: Verklungenes England. Jugenderinnerungen. Frankfurter Zeitung. Typoskriptfassung in Klipstein-Archiv Laubach; 17 Bl.; unvollst.; weitere Typoskriptfassung in DLA Marbach; 18 Bl. vollst.]

Madrid im Sommer 1908 – Eine Erinnerung
[cf. 1947 Madrid im Sommer 1908]

Sabine Lepsius – Ein Erinnerungsblatt
[Wiederabdruck von 1943: Sabine Lepsius. Ein Erinnerungsblatt. Manuskript oder Typoskript bei einem Nachfahren von Sabine Lepsius in Bremen – lt. Auskunft Annette Dorgerloh, Berlin; weitere Typoskriptfassung in DLA Marbach; 12 Bl. Durchschl.]

Friedrich Gundolf

[Typoskriptfassung in DLA Marbach; 11 Bl. Durchschl. Mit hs. Korr.]

Erinnerungen an Le Corbusier

[Wiederabdruck von 1946: Erinnerungen an Le Corbusier. Typoskriptfassungen in DLA Marbach; Klipstein, Editha: Konvolut Texte zu Le Corbusier.]

Yorick in Frankreich - Eine Reise in die Welt des Gefühls

[Typoskriptfassungen in DLA Marbach; 18 Bl. Durchschl. Mit e. weit. Ex. 6 Bl. Durchschl.]

Etwas über Goethes „Bekenntnis einer schönen Seele“

[Wiederabdruck von 1942: Über Goethes Bekenntnisse einer schönen Seele.]

Aus Flauberts Werkstatt

[Wiederabdruck von 1943: Aus Flauberts Werkstatt]

Brontë

[Typoskriptfassungen DLA Marbach; Editha Klipstein: Konvolut Texte zu Emily Brontë]

Michael Bakunin

[Wiederabdruck von 1939: Michael Bakunin]

Betrachtungen über Proust

[Wiederabdruck von 1930: Betrachtung anlässlich der Bekanntschaft mit Marcel Proust. Typoskriptfassung in DLA Marbach; 25 Bl.]

Marie Bashkirtseff

[Wiederabdruck von 1935: Marie Bashkirtseff. Typoskriptfassungen in DLA Marbach; Marie Bashkirtseff - was blieb von ihr?(Manuskripttitel); 34 Bl., z.T. Durchschl.]

Die letzten Tage der Duse

[Wiederabdruck von 1934: Die letzten Tage der Duse. Typoskriptfassung DLA Marbach; 5 Bl.]

Annette Kolb

[Typoskriptfassungen in DLA Marbach; Editha Klipstein: Konvolut Texte zu Annette Kolb]

Der geistige Mut

[Typoskriptfassung DLA Marbach; 38 Bl. Durchschl., z.T. mit hs. Korr.; entstanden 1946; eine 8 Bl. umfassende Version in der Jünger-Sammlung von de Coudres im DLA Marbach]

Das Geheimnis der Übertragung

[Typoskriptfassung DLA Marbach; 7 Bl. Durchschl.]

Von der Dauer der Dinge

Das Luxusschiff

Der Weihnachtsabend

Der Trost der Folgerichtigkeit

Das Qualitätsgefühl

Die neue Befehlskraft

[Typoskriptfassungen in DLA Marbach; 23 Bl. Mit e. weit. Ex. 27 Bl. Durchschl.]

Von der Verleumdung. Welt der Frau. Oktober-Heft 1948

[erschlossen aus redaktionellem Vorspann zu einem aus Anlass des Todes von Editha Klipstein erschienenen Artikel aus dem Jahr 1953: Ricarda Huchs „Frühling in der Schweiz“. Welt der Frau [Heft-Nr. unbek.] (1953) 10-11. Vielleicht Wiederabdruck von 1941: Etwas über die Verleumdung, bzw 1948: Gestern und Heute; vgl. auch 1950: Etwas über die Verleumdung]

1949

Meine Bekanntschaft mit Goethe. Gießener Familienblätter. Unterhaltungsbeilage zum Gießener Anzeiger 1949, 2 S., unpag.

[bibliographischer Nachweis erschlossen aufgrund des Druck- und Satzspiegels sowie wegen einer Anspielung auf Goethes 200. Geburtstag]

Streifzug der Erinnerung. Merian. Städte und Landschaften. 1. Jahrgang 1949. 11. Heft: Frankfurt am Main. Hbg., Hoffmann & Campe, 1949, S. 75-79.

1950

Ich schreibe, um mich an eine unsichtbare, höhere Gemeinschaft anzuschließen.

[Antwort auf die Umfrage: Warum schreiben Sie? Für wen schreiben Sie?]

Aussprache 2 (1950) H.1, S. 41-46. Typoskript in DLA Marbach; 24 Bl. Durchschl. Tw. mit hs. Korr.; entstanden 4.11.1949.]

Erinnerungen an Regina Ullmann. In: Badische Zeitung 24. April 1950

Die dumme Blumenvase. In: Gießener Anzeiger 25. April 1950.

Es lebe die Lüge. [Erzählung]. In: Menschen im Spiegel. Hg.v. Karl-August Götz. Heidelberg 1950, S. 57-63.

Etwas über die Verleumdung. In: Gießener Freie Presse, 11./12. November 1950, S. 3.

[mit der Reproduktion einer Kohlezeichnung (Porträt Editha Klipsteins) von Kufittich; Text Wiederabdruck von 1941: Etwas über die Verleumdung, bzw. 1948 Gestern und Heute; vgl. auch 1948: Von der Verleumdung.]

Geisteskrankheit. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 13. Dez. 1950.

„Ich glaube, ich habe nicht umsonst gearbeitet.“ Gedanken an eine Begegnung mit Käthe Kollwitz. In: Gießener Freie Presse, 17./18. Juni 1950, S. 7.

[aus Anlass der Eröffnung einer Käthe-Kollwitz-Ausstellung im Amerikahaus in Gießen; dabei Reproduktion Steindruck Käthe Kollwitz: „Elternbesuch im Kinderkrankenhaus.“ sowohl gekürzter als auch teilweise erweiterter Wiederabdruck unter dem Titel: Gedanken an eine Begegnung mit Käthe Kollwitz. In: Käthe Kollwitz. Briefe der Freundschaft und Begegnungen. Mit einem Anhang aus dem Tagebuch von Hans Kollwitz und Berichten über Käthe Kollwitz. München [1966] 180-181.]

1951

Das Hotel in Kastilien. Novelle. Berlin, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1951; 128 S.

Bibliothek Suhrkamp ; Bd. 2. [Konvolut Typoskriptfassungen EKA StUB Ffm]

Die Konsultation. Gießener Familienblätter. Unterhaltungsbeilage zum Gießener Anzeiger. Nr. 31, 4. August 1951.

Erinnerung an Friedrich Gundolf. [Frankfurter] Freie Presse, 21. Juni 1951.

Erinnerungen um Nietzsche. Gießener Familienblätter. Unterhaltungsbeilage zum Gießener Anzeiger. Nr. 7, 17. Februar 1951. 2 S. unpag. - [verfasst wohl im August 1950 aus Anlass des 50. Todestages von Friedrich Nietzsche.

Frau Bovary. Frankfurter Allgemeine Zeitung, 23. Juni 1951.

Geisteskrankheit. Frankfurter Zeitung, April 1951. - [Typoskriptfassungen in DLA Marbach; 8 Bl. Durchschl. Mit hs. Korr. Mit e. weit. Ex. 5 Bl. Durchschl.; entstanden: 12.1950]

Nachdenkliches zu Thomas Manns letztem Roman. *Neue Rundschau* 62 (1951), 140-145. - [Typoskriptfassungen in DLA Marbach; Klipstein, Editha: Konvolut zu Thomas Mann]

Der Riese. Erinnerungen an Max Beckmann. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 24. Januar 1951, S. 6. [Nachruf]

Wir könnten leben. *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 2. April 1951.

Spanische Erinnerungen. *Familienblätter*. Beilage zum *Gießener Anzeiger*, 10. November 1951. [Abdruck aus *Gestern und Heute*.]

Mensch und Zeit. In: *Gießener Anzeiger* 20. November 1951, S. 5 und 23. November 1951, S. 7. [Auszug aus „Das Hotel in Kastilien“.]

Betrachtungen über Marcel Proust. In: *Gießener Freie Presse*, 29. November 1951, S. 3.

Bilder der Erinnerung. In: *Badische Zeitung*, 7. Dezember 1951. - [Englandaufenthalte 1899 bis 1904]

1952

Betrachtung über Monique Saint-Hélier. *Neue literarische Welt*, 26. Juni 1952.

Sommerfrischler vor 1870. Aus Theodor Fontanes Briefen an seine Frau. Mitgeteilt von Editha Klipstein. Aus der Sammlung: Theodor Fontane. Briefe an seine Familie. Bd. 1. Brief Nr. 76, Verlag S.Fischer. Berlin 1924. In: *Gießener Freie Presse* 22. Juli 1952, S. 5.

Der verschwundene Atlas. In: *Gießener Freie Presse* 20/21. August 1952, S. 3.

Bilderfälschung - Lebensfälschung. Nur eine Betrachtung. *Neue literarische Welt*, 25. September 1952. - [Typoskript DLA Marbach; 11 Bl., z.T. Durchschl. u. mit hs. Korr. u. 4 weit. Ex. 25 Bl. Durchschl.]

Die arme alte Frau. *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 13.10.1952, S. 4. - [Typoskriptfassung in DLA Marbach; 4 Bl. Durchschl.; entstanden 12.9.1952]

Erfülltes Wunschbild. *Mein Leben im Waldhaus*. Oberhessen. Merian 5.Jg. H.5 (1952), 62-65. [Wiederabdruck 1997: *Erfülltes Wunschbild - Mein Leben im Waldhaus*.]

Klugheit. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 14.8.1952. - [Typoskriptfassungen in DLA Marbach; 3 Bl. Durchschl. Mit hs. Erg. Mit e. weit. Ex. 3 Bl. Durchschl.; 23.7.1952]

Schöne Bücher. Frankfurter Hefte 7 (1952), 459-460. - [Typoskriptfassung in DLA Marbach; 5 Bl. Durchschl; verfasst 18.11.1949]

1953

Ricarda Huchs „Frühling in der Schweiz“. Welt der Frau [Heft-Nr. unbek.] (1953) 10-11.

[bibliographischer Nachweis erschlossen aus redaktionellem Vorspann zu dem aus Anlass des Todes von Editha Klipstein erschienenen Artikel: „Die Betrachtung über Ricarda Huchs kleines Buch ‚Frühling in der Schweiz‘, die wir nachstehend veröffentlichen, hat die Dichterin für unsere Zeitschrift geschrieben, ...“]

1954

Klassischer Freimut. James Pitcairn-Knowles gewidmet. Gießener Freie Presse. 5. Januar 1954, S. 6.

[Posthum eingerückt, vielleicht von Marie Daub-Mohr]

1960

Die Türme von Tournai. Tutzing/Obb. 1960. [Wiederabdruck von 1942, bzw. 1948.]

1964

Über Marie Baschkirzeff. Mit einigen Briefen von Marie Baschkirzeff und Guy de Maupassant. Berlin, Friedenauer Presse 1964. [15 S. auf Bütten; erschienen in 300 Exemplaren. Wiederabdruck von 1935, bzw. 1948.]

1966

Gedanken an eine Begegnung mit Käthe Kollwitz. In: Käthe Kollwitz. Briefe der Freundschaft und Begegnungen. Mit einem Anhang aus dem Tagebuch von Hans Kollwitz und Berichten über Käthe Kollwitz. München [1966] 180-181; sowohl gekürzter als auch teilweise erweiterter Wiederabdruck von: „Ich glaube, ich habe nicht umsonst gearbeitet.“ Gedanken an eine Begegnung mit Käthe Kollwitz. Giessener Freie Presse Nr. 137, 17./18. Juni 1950, S. 7]

1970

Editha Klipstein. In: Eugen Claassen. In Büchern denken. Briefwechsel mit Autoren und Übersetzern. Ausgewählt und herausgegeben von Hilde Claassen. Hamburg: Claassen Verlag 1970, S. 242-252.

[enthält neben sieben Briefen von Eugen Claassen an Editha Klipstein auch vier Briefe von Editha Klipstein an Claassen; (Laubach, 5. Januar 1948;

Laubach 1. März 1949; Laubach 19. Oktober 1949; Laubach 8. November 1949)]

1987

Editha Klipstein an Ilse Erdmann. München, etwa 24. VII. 15. [Brief]. In: Walter Simon (Hg.): Rainer Maria Rilke - Briefwechsel mit Regina Ullmann und Ellen Delp. Frankfurt 1987, S. 31-36. Ausführlicher Anmerkungsapparat S. 330-334.

[Wiederabdruck von: Besuch bei Rilke. Neue Schweizer Rundschau 24 (1931) 828-832;

sowie Frankfurter Zeitung 6. Dezember 1931, S. 12.]

enthalten weiterhin: Teilabdruck des Briefwechsels zwischen Editha Klipstein und Regina Ullmann aus der Stadtbibliothek München, ebenfalls mit Anmerkungsapparat.

1997

Das Schloß zu Laubach und seine Bibliothek. In: Bildnis einer Künstlerin – Editha Klipstein. Laubacher Hefte 12 (1997) , 54-62. - [Erstveröffentlichung eines Typoskripts aus dem Laubacher Nachlass von Editha Klipstein.]

„Ich glaube ich habe nicht umsonst gearbeitet“. Gedanken an eine Begegnung mit Käthe Kollwitz. In: Bildnis einer Künstlerin – Editha Klipstein. Laubacher Hefte 12 (1997), 63-65. [mit zwei Photographien (Käthe Kollwitz, Editha und Felix Klipstein im Waldhaus auf dem Ramsberg bei Laubach); Text Wiederabdruck von 1951: Ich glaube ich habe nicht umsonst gearbeitet.]

„Erfülltes Wunschbild – Mein Leben im Waldhaus“. In: Bildnis einer Künstlerin – Editha Klipstein. Laubacher Hefte 12 (1997), 66-69. [leicht gekürzter Wiederabdruck von 1952: Erfülltes Wunschbild. Mein Leben im Waldhaus.]

„Editha Klipstein“ [Tagebuchauszüge 9. Mai 1945 bis Juli 1945]. In: Richard Humphrey, Doris Dedner, Miriam Pagenkemper, Rolf Haaser (Hg.): Als Amerika nach Gießen kam. Gießener und amerikanische Zeitzeugen schildern die Nachkriegsjahre. Gießen: Gießener Allgemeine, 1997, S.101-109.

Rolf Haaser, Regina Schnabel: Editha Klipstein, eine Künstlerin der Erinnerung. In: Bildnis einer Künstlerin – Editha Klipstein. Laubacher Hefte 12 (1997) , 14-20; darin: „Ausbildung zur Malerin in Berlin (um 1905).“ [Auszüge aus Erinnerungsfragment „Halle“, S. 15-17; sowie Tagebuchauszüge 28. Juli 1914 bis 19. Dezember 1914, S. 17-20.

Rolf Haaser, Regina Schnabel: „Plötzlich, eines Abends, war Amerika im Ort“. In: Bildnis einer Künstlerin – Editha Klipstein. Laubacher Hefte 12 (1997), 21-42 [Tagebuchauszüge Oktober 1944 bis 5. Juli 1945.]

1998

„Christliche Proustlektüre.“ In: Achim Hölder (Hg.): Marcel Proust. Leseerfahrungen deutschsprachiger Schriftsteller von Theodor W. Adorno bis Stefan Zweig. Frankfurt: Suhrkamp 1998, S. 88-90. [Titel vom Herausgeber; Wiederabdruck des Essays von 1930: Betrachtung anlässlich der Bekanntschaft mit Proust. Neue Schweizer Rundschau 23 (1930) 329-347.]

2001

Rolf Haaser, Nikola Herweg, Christiane Klipstein (Hg.): Spanien. Essay. Gießen 2001. Privatdruck des Typoskripts „Spanien III“ aus dem Laubacher Nachlass von Editha Klipstein.

2002

Diverse kürzere Ausschnitte von Tagebucheinträgen und Briefen in: Nicola [=Nikola] Herweg: Editha Klipstein. Ein Leben. Gießen 2002. [Druckfassung einer Magisterarbeit beim Institut für Neue deutsche Literatur der Justus-Liebig-Universität Gießen, Mai 2002].

2005

Auszüge aus den Briefwechseln mit Friedrich Barth und Regina Ullmann in: Rolf Haaser: „Gast am eigenen Tische“. Felix Klipstein und Friedrich Barth als Graphiker. [Band 1 der Schriftenreihe des Vereins zur Pflege des künstlerischen Nachlasses von Felix und Editha Klipstein e.V., hg. v. Rolf Haaser und Wilhelm R. Schmidt] Fernwald 2005.

2006

Erinnerungen um Rilke. Auszüge aus „Erinnerungen um Rilke“. Typoskript, verfasst im Februar 1952, in: Rolf Haaser: „'Rilkes Bild wird als Legende in die Geschichte eingehen'. Erinnerungen der Laubacher Schriftstellerin Editha Klipstein an den Todestag des Dichters vor 80 Jahren – Besuch an Grab und letztem Wohnort Muzot. In: Gießener Anzeiger, 23. Dezember 2006, S. 18.

Ausstellungen

1998 Ausstellung Frankfurt/M.

„Schreiben als Leidenschaft. Editha Klipstein 1880 - 1953: Schriftstellerin, Malerin, Zeitzeugin.“

Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt; (B-Ebene der U-Bahn-Station Bockenheimer Warte); 22. April bis 27. Mai 1998 [zusammen mit dem Heimatkundlichen Arbeitskreis Laubach e.V.]

2003 Ausstellung Laubach

„Erinnerung an Editha Klipstein“ Gedächtnisausstellung zum 50. Todestag der Laubacher Künstlerin und Schriftstellerin. 25. Mai bis 10. Juni 2003; Friedericianum Laubach. Verein zur Pflege des künstlerischen Nachlasses von Felix und Editha Klipstein, in Zusammenarbeit mit Heimatkundlicher Arbeitskreis Laubach e.V.

Abbildungsverzeichnis

S. 34 - Editha Klipstein. Fotografie von Albert Renger-Patzsch. 1950.

S. 41 - Editha Klipstein: Kopie des Gemäldes von Jean Baptiste Chardin „Die Rübenputzerin“. 1915. Bleistift, Aquarell. 24 x 33. (Verein zur Pflege des künstlerischen Nachlasses von Felix und Editha Klipstein e. V. Laubach)

S. 43 - Editha Klipstein in Laubach. Pfingsten 1915. Detail der Fotografie von der S. 165.

S. 45 - Ilse Erdmann mit Christian Klipstein, ca. 1915, Fotokarte. 8,5 x 13. (Verein zur Pflege des künstlerischen Nachlasses von Felix und Editha Klipstein e. V. Laubach)

S. 50 - Callwey-Verlagsgebäude in der Finkenstraße, um 1920. Foto. Abb. in: Karl Bauer: Geschichte des hundertjährigen Verlags Callwey. München 1984, o. S. (Inlay zwischen S. 24-25)

S. 53 - Ausgebranntes Gebäude des Callwey-Verlags im Jahr 1945. Foto. Abb. in: 100 Jahre Verlag D.W. Callwey München. 1884 - 1984. München 1984, S. 31.

S. 55 - Die ausgebaut Ruine des Callwey-Verlags in der Finkenstraße. Foto. Abb. in: Karl Bauer: Geschichte des hundertjährigen Verlags Callwey. München 1984, o. S. (Inlay zwischen S. 48-49)

S. 57 - Lou Albert-Lasard, undatiertes Foto. (Handschriftliche Notiz von Editha Klipstein auf der Rückseite: „Loulou Albert-Lasard Rilkes Freundin (München 1915)“. (Editha-Klipstein-Archiv StUB Frankfurt am Main)

S. 59 - Titelbild der Buchausgabe: Lou Albert-Lasard „Wege mit Rilke“ S. Fischer Verlag 1952 (Umschlagentwurf von Martin Kausche)

S. 61 - Einladungskarte für die Lesung von Lou Albert-Lasard in Frankfurt am Main mit einem Autographen: „Liebste Editha, wie schön wäre es sich wiederzusehen! Loulou“. (Editha-Klipstein-Archiv StUB Frankfurt am Main)

S. 68 - Felix und Christian Klipstein in Laubach, Pfingsten 1915. Detail der Fotografie von der S. 165.

S. 77 - Maria Caspar-Filser: Ohne Titel, Lithographie. In: Zeit-Echo. Ein Kriegstagebuch der Künstler 1914. Abb. in: O.K. Werckmeister: The Making of Paul Klee's Career 1914-1920. Chicago und London: The University Chicago Press 1989, S. 53.

S. 78 - Paul Klee: Der Tod für die Idee 1915, 1; gedruckt gegenüber dem Gedicht Trakls ‚Nacht‘. In: Zeit-Echo. Dezember 1914. Abb. in: O.K. Werckmeister: The Making of Paul Klee's Career 1914-1920. Chicago und London: The University Chicago Press 1989, S. 31.

S. 79 - Paul Klee: Kristallinische Erinnerung an die Zerstörung durch Marine; 1915, 11. Abb. in: O.K. Werckmeister: The Making of Paul Klee's

Career 1914-1920. Chikago und London: The University Chikago Press 1989, S. 53.

S. 81 - Karl Caspar: Einzug in Jerusalem. 1934. Öl, Leinwand, 92 x 110. (Werkverzeichnis Nr. 2416; Privatbesitz). Abb. in: Maria Caspar-Filser, Karl Caspar: Verfolgte Bilder. Ausst.-Kat. Städtische Galerie Albstadt. Albstadt (Edingen) 1993, S. 45, Kat.-Nr. 12.

S. 82 - Maria Caspar-Filser: Dreikönig im Innthal. 1932. Öl, Leinwand, 72 x 98. (Werkverzeichnis Nr. 3209; Privatbesitz). Abb. in: Maria Caspar-Filser, Karl Caspar: Verfolgte Bilder. Ausst.-Kat. Städtische Galerie Albstadt. Albstadt (Edingen) 1993, S. 59, Kat.-Nr. 36.

S. 87 - Karl und Hanna Wolfskehl und die Töchter Judith und Renate, ca. 1905-1906. Foto. Abb. in: Friedrich Voit: Karl Wolfskehl. Leben und Werk im Exil. Göttingen 2005, S. 35.

S. 89 - Widmungsgedicht Stefan Georges für Karl und Hanna Wolfskehl, 1898. Abb. in: Abb. in: Friedrich Voit: Karl Wolfskehl. Leben und Werk im Exil. Göttingen 2005, S. 33.

S. 92 - Ilse Erdmann in Laubach, Pfingsten 1915. Detail der Fotografie von der S. 165.

S. 102 - Editha Klipstein: Porträt von Luise Noack. Undatiert. Bleistift, Aquarell auf Karton. 27 x 34. (Verein zur Pflege des künstlerischen Nachlasses von Felix und Editha Klipstein e. V. Laubach)

S. 110 - Fassade des 1910/1912 nach Entwurf von Ludwig Grothe gebauten Wohnhauses Widenmayerstr. 32 in München. Foto. Abb. in: Heinrich Hebel, Klaus Merten, Michael Petzet, Siegfried von Quast: Münchener Fassaden. Bürgerhäuser des Historismus und des Jugendstils. München: Prestel Verlag 1974, Abb. Nr. 372.

S. 112 - Umschlagbild von „Paris tut not“ Rainer Maria Rilke. Mathilde Vollmoeller. Briefwechsel. Hg. v. Barbara Glaubert-Hesse. Wallstein Verlag 2001 (Umschlaggestaltung von Petra Bandmann, Basta Werbeagentur)

S. 114 - Ornament an der Fassade des 1910/1912 nach Entwurf von Ludwig Grothe gebauten Wohnhauses Widenmayerstr. 32 in München. Abb. in: Heinrich Hebel, Klaus Merten, Michael Petzet, Siegfried von Quast: Münchener Fassaden. Bürgerhäuser des Historismus und des Jugendstils. München: Prestel Verlag 1974, Abb. Nr. 370.

S. 115 - Pablo Picasso: Les Saltimbanques (Gaukler), 1905, Öl auf Leinwand, 212,8 x 229, 6 (The National Gallery of Art, Washington D.S., Chester Dale Collection). Abb. in: Rainer Maria Rilke und die bildende Kunst seiner Zeit. Hg. v. Gisela Götte und Jo-Anne Birnie Danzker. München u.a. 1996, S. 85, Abb. 77.

S. 121 - Lou Albert-Lasard: Porträt von Regina Ullmann. 1915. Abb. in: Rainer Maria Rilke. Briefwechsel mit Regina Ullmann und Ellen Delp. Hg. v. Walter Simon. Frankfurt am Main 1987, o. S. (als Inlay zwischen S. 312-313)

S. 125 - Felix und Christian Klipstein, ca. 1915, Fotokarte. 8,5 x 13. (Verein zur Pflege des künstlerischen Nachlasses von Felix und Editha Klipstein e. V. Laubach)

S. 131 - Käthe Brie in Laubach, Pfingsten 1915. Detail der Fotografie von der S. 165.

S. 135-137 - Brief von Rainer Maria Rilke an Editha Klipstein vom 27. Juli 1915 (Nachlass Rilke, DLA Marbach)

S. 144 - Editha Klipstein: Rilke in München. Bleistift, Aquarell auf Papier. Handschriftliche Notiz von Editha Klipstein: „Rainer M. Rilke. Finkenstr. München 1915. Juli 1915, München Finkenstrasse 2/IV (Cal[l]wey Verlag[s]haus)“. 21 x 25. (Verein zur Pflege des künstlerischen Nachlasses von Felix und Editha Klipstein e. V. Laubach)

S. 150 - Pablo Picasso: La Mort d'Arlequin (Der Tod des Harlekin), 1906. Gouache und Bleistift auf Karton, 65 x 95 (Privatbesitz). Abb. in: Rainer Maria Rilke und die bildende Kunst seiner Zeit. Hg. v. Gisela Götte und Jo-Anne Birnie Danzker. München u.a. 1996, S. 84, Abb. 75.

S. 152 - Lothar Erdmann, undatiertes Foto. (Verein zur Pflege des künstlerischen Nachlasses von Felix und Editha Klipstein e. V. Laubach)

S. 153 - Lothar Erdmann in Laubach. Pfingsten 1915. Detail der Fotografie von der S. 165.

S. 157 - Lothar Erdmann, undatiertes Foto. (Verein zur Pflege des künstlerischen Nachlasses von Felix und Editha Klipstein e. V. Laubach)

S. 165 - Lothar Erdmann, Käthe Brie (geb. Erdmann), Ilse Erdmann, Editha Klipstein, Felix Klipstein mit Christian Klipstein in Laubach. Pfingsten 1915. Foto. (Editha-Klipstein-Archiv StUB Frankfurt am Main)

S. 167-170 - Brief von Rainer Maria Rilke an Editha Klipstein vom 18. August 1915 (Nachlass Rilke, DLA Marbach)

S. 172 - Editha Klipstein (?), Christian Klipstein, Ilse Erdmann und Felix Klipstein in Laubach. Ca. 1915. Fotokarte. 8,5 x 13. (Verein zur Pflege des künstlerischen Nachlasses von Felix und Editha Klipstein e. V. Laubach)

S. 178 - Felix Klipstein: Porträt von Regina Ullmann, Zeichnung, Aquarell, o.J. (Verein zur Pflege des künstlerischen Nachlasses von Felix und Editha Klipstein e. V. Laubach)

S. 180 - Lou Albert-Lasard: Rilkes Begräbnis, Abb. in: Lou Albert-Lasard, Wege mit Rilke. Frankfurt am Main: 1952, o. S. (als Inlay zwischen S. 184-185)

S. 181 - Editha Klipstein: Rosen aus Rilkes Garten. 1938. Bleistift, Aquarell auf Karton. Handschriftliche Notiz von Editha Klipstein: „Der Efeu von Rilkes Grab. Die letzten Rosen, aus Rilkes Garten in Muzot '38, die mir Fräulein Frida Baumgartner, - Rilkes ehemalige Haushälterin, - pflückte und gab.“ (Verein zur Pflege des künstlerischen Nachlasses von Felix und Editha Klipstein e. V. Laubach)

S. 183 - Klipsteinturm von der Hofseite, 1990er Jahre. Foto. 29 x 23. (Verein zur Pflege des künstlerischen Nachlasses von Felix und Editha Klipstein e. V. Laubach)

S. 185 - Klipsteinturm im Winter. 2 Fotos. 8 x 5. (Verein zur Pflege des künstlerischen Nachlasses von Felix und Editha Klipstein e. V. Laubach)

S. 186 - Elfriede Rohdies: Laubach in Hessen, um 1935. Fotopostkarte mit dem Autographen von Ediths Klipstein. 9 x 15. (Verein zur Pflege des künstlerischen Nachlasses von Felix und Editha Klipstein e. V. Laubach)

S. 187 - Felix Klipstein: Dorfstraße, Holzschnitt, koloriert von Editha Klipstein. (Verein zur Pflege des künstlerischen Nachlasses von Felix und Editha Klipstein e. V. Laubach)

S. 189 - Familiengesellschaft Klipstein vor dem Turm in Laubach (2. v.l. Editha Klipstein, 4. v.l. Christian Klipstein mit seiner Frau Lizzie), 1944. Foto. 5,5 x 8. (Verein zur Pflege des künstlerischen Nachlasses von Felix und Editha Klipstein e. V. Laubach)

S. 238-240 - Brief von Rainer Maria Rilke an Editha Klipstein vom 5. September 1914. Erstveröffentlichung. (Nachlass Rilke, DLA Marbach)